

Universität Leipzig // Institut für Kulturwissenschaften

Was geht auf Facebook eigentlich vor?

Eine qualitative Analyse der Facebook-Nutzung als technisch vermittelte Interaktion

Masterarbeit

eingereicht von

Andreas Bischof (Karl-Heine-Str. 56b, 04229 Leipzig, andreas@analog soul.de)
am 20.03.2012

Betreut durch Dr. Harald Homann und Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr

Ich kann zwar guten Gewissens behaupten, die vorliegende Arbeit selbst konzipiert und erstellt zu haben, sie ist dennoch in wesentlichen Teilen das Ergebnis von Teamarbeit. Ohne die Hilfe verschiedener Menschen wäre die vorliegende Untersuchung nicht möglich gewesen.

Ich bin zu großem Dank verpflichtet:

Harald Homann und Monika Wohlrab-Sahr für die partnerschaftliche Hilfe bei der Entwicklung des Themas und der Beratung in der Frage der Darstellung der Ergebnisse

Thomas Schmidt-Lux für die großartige Hilfe durch die Übernahme eines Interviews und die Anmerkungen zu den Ergebnissen

Axel Mönig für den Zugang ‚zum Feld‘ und die unverhoffte Gesangseinlage zum Schul-Projekttag

Lena Dreier, Maria Jakob und Franz Erhard ganz besonders herzlichen Dank für die Ideen, Konzepte, Kritiken, Literaturhinweise und Abschweifungen beim gemeinsamen Interpretieren und ihre Korrekturen

Katharina für ihre Geduld und Hilfe beim Korrigieren

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| 1 Einleitung | 6 |
| 2. „Was geht hier eigentlich vor?“ – Erving Goffman und Facebook | 8 |
| 2.1 Die Interaktionsordnung im gesellschaftlichen Gefüge | 9 |
| 2.2 Kopräsenz: Wechselseitige Wahrnehmung und Verfügbarkeit | 10 |
| 2.3 Die soziale Situation „Facebook“ | 11 |
| 2.4 Handlungsrahmungen als Sinngerber..... | 14 |
| 2.5 Zusammenfassung..... | 15 |
| 3. Facebook-Nutzung als technisch vermittelte Interaktion | 18 |
| 3.1 Dichotomisierung ‚real‘ vs. ‚virtuell‘ | 19 |
| 3.2 Begriffsangebot technisch vermittelte Interaktion..... | 22 |
| 3.2.1 Mittelbarkeit menschlicher Erfahrung..... | 23 |
| 3.2.2 Sinnvermittlungen in Technik..... | 24 |
| 3.2.3 Sinnvermittlung in Nutzungszusammenhängen..... | 26 |
| 3.2.4 Zusammenspiel als technisch vermittelte Interaktion | 28 |
| 3.3 Konsequenzen für die Analyse technisch vermittelter Interaktion | 30 |
| 4. Was ist Facebook? | 33 |
| 4.1 Die Geschichte von Facebook..... | 34 |
| 4.2 Die Interaktionsmöglichkeiten von Facebook..... | 39 |
| 4.2.1 Profil erstellen | 41 |
| 4.2.2 Vernetzung..... | 42 |
| 4.2.3 Dokumentation | 47 |
| 4.2.4 Feedback | 50 |
| 4.2.5 Dyadische Interaktion..... | 51 |
| 4.3 Die Moral von Facebook..... | 52 |
| 4.3.1 Wettbewerb & Distinktion | 53 |

| | |
|--|------------|
| 4.3.2 Amerikanische Moral | 55 |
| 4.3.3 Maskierung der Interessen | 57 |
| 4.4 Zusammenfassung..... | 58 |
| 5. Was geht auf Facebook eigentlich vor? | 60 |
| 5.1 <i>Methodische Grundlagen & Vorgehen</i> | 60 |
| 5.1.1 Methodologische Begründung | 60 |
| 5.1.2 Vorgehen..... | 64 |
| 5.2 <i>Angemessene Nutzungen: zwei Zugänge, ein Paradox</i> | 68 |
| 5.2.1 Kongruenz & Kritik..... | 69 |
| 5.2.2 Unabhängigkeit & Pragmatismus | 74 |
| 5.2.3 Paradoxes Verhältnis zu Facebook: Drang und Zwang | 78 |
| 5.2.4 Zusammenfassung..... | 80 |
| 5.3 <i>Techniken der Imagepflege auf Facebook: Trophäen und Spuren</i> | 83 |
| 5.3.1 Ablehnung von Selbstentblößung | 84 |
| 5.3.5 Kollektive Selbstdarstellungen in Bildern | 88 |
| 5.3.3 Kontrollverlust I: Vermischung der Welten | 93 |
| 5.3.4 Kontrollverlust II: Eingriff in die Narration..... | 97 |
| 5.3.5 Zusammenfassung..... | 101 |
| 5.4 <i>Cruisen</i> | 105 |
| 5.4.1 „Cruising“- Zwei Konzepte | 106 |
| 5.4.2 Rumhängen: vermittelte Kopräsenz auf Facebook | 108 |
| 5.4.3 Monitoring & Stalken: Systematische und einseitige Blicke | 113 |
| 5.4.4 Anschreiben: Flirten auf Facebook | 117 |
| 5.4.5 Täuschen & Treffen: Probleme der Überführung | 121 |
| 5.4.6 Zusammenfassung..... | 124 |
| 6. Fazit..... | 128 |
| 6.1 <i>Zusammenfassung</i> | 128 |
| 6.2 <i>Methode: Rekonstruktion von Sinn in tech. verm. soziale Situationen</i> | 131 |
| 6.3 <i>Theorie: Facebook-Nutzung als technisch vermittelte Interaktion</i> | 132 |
| 6.4 <i>Gegenstandsbereich: Facebook-Nutzung als doppelte Veralltäglichung</i> | 135 |

| | |
|---|------------|
| Anhang | 138 |
| <i>Literatur</i> | 138 |
| <i>Abbildungsverzeichnis</i> | 149 |
| <i>Transkripte & Transkriptionsregeln</i> | 150 |

1 Einleitung

Soziale Netzwerkseiten wie Facebook stehen für eine neue Qualität interaktiver Webangebote: Wie bei anderen Social Media-Angeboten auch besteht ihr Service darin, technische Umgebungen zu schaffen, in denen die Nutzer Inhalte einstellen, teilen und diskutieren können. Anders als bei Youtube oder Twitter ist das konstituierende Merkmal sozialer Netzwerkseiten aber die Sichtbarmachung von eingegangenen sozialen Beziehungen und die gemeinsame Interaktion das explizite Ziel der Umgebung.

Facebook ist mit ca. 750 Millionen Nutzern¹ nicht nur die soziale Netzwerkseite mit den meisten angemeldeten Nutzern, es ist seit Sommer 2011 der beliebteste Webservice überhaupt – keine andere URL wurde im vergangenen Jahr öfter aufgerufen als Facebook (vgl. Google 2011). Der weltweite Umfang der Nutzung und die stetig steigenden Nutzerzahlen sind keine Entwicklung der jüngsten Monate. Bereits zwischen Mitte 2009 und Mitte 2010 verdoppelten sich die Nutzerzahlen von etwa 250 Millionen auf 500 Millionen und nationale (StudiVZ) sowie internationale soziale Netzwerkseiten (MySpace) wurden von Facebook überholt. Umso mehr überrascht es, dass neben wenigen Aufsatzsammlungen (z.B. Leistert und Röhle 2011) nicht einmal eine Handvoll Monographien zum Gegenstandsbereich herausgegeben wurden.

Die Fragen, was eigentlich auf Facebook vorgeht, und wie sich diese Form der Interaktion theoretisch fassen lässt, wird selten ausgiebig – und noch seltener interpretativ oder hermeneutisch² – beantwortet. Diese Arbeit versucht deswegen, ausgehend von den Analyse-Konzepten Erving Goffmans, die Art und Weise der Vermittlung durch Facebook zu erklären, indem die Handlungsprobleme und Situationsdefinitionen der Nutzer in den Blick genommen werden. Die Begründung, sich für dieses Ziel an Goffmans Interaktionstheorie(n) zu orientieren, bringt die Frage auf, ob sich Konzepte zur Analyse von face-to-face-Interaktionen überhaupt auf Online-Kommunikation übertragen lassen (Kap. 2). Es zeigt sich, dass ein begriffliches Angebot zur Analyse des spezifischen Interaktionsumfelds „Facebook“ die *Art und Weise* dessen Vermitteltheit fassen muss, weil menschliche Erfahrung immer vermittelt ist. Mit dem Modell der technisch vermittelten Interaktion wird diese Vermittlung anhand unterschiedlicher Sinnquellen und Handlungszwänge bestimmt (Kap. 3). Ausgehend von dieser mehrseitigen Verortung vorgängiger Strukturierungen wird zuerst Facebooks Nutzungsskript – seine technische Beschaffenheit und die Intentionen seiner Schöpfer – betrachtet (Kap. 4). Ob und wie die dabei herausgearbeiteten Strukturen und prozeduralen Zwänge in der Anwendung durch die Nutzer bewusst erlebt oder implizit wirksam werden, kann über den Umweg von krisenhaften Erfahrungen der Nutzer beobachtet werden. In der

¹ Laut eigenen Angaben sind es sogar 850 Millionen. Allerdings gibt es berechtigte Gründe zum Zweifel an dieser Zahl. In Kap. 4.1 wird unter Berücksichtigung zweier Abweichungen die vermutliche Zahl der Nutzer auf 752 Millionen korrigiert.

² Ausdrücklich hervorzuheben sind dabei die ethnographischen Zugänge von Danah M. Boyd (z.B. Boyd 2008) und Daniel Miller (Miller 2011).

Irritation von (Nutzungs-)Normalität werden die implizit zugrunde gelegten Regeln sichtbar (Kap. 5.1). Dabei zeigt sich, dass allgemeine Vorstellungen und konkrete Regeln der adäquaten Facebook-Nutzung (noch) kein gefestigter gesellschaftlicher Regelbestand sind, sondern in unterschiedlichen Nutzergruppen unterschiedlich ausgehandelt werden (5.2). Dass die so beschriebenen Nutzungsweisen eng an Kategorien des face-to-face-Alltags gebunden sind, zeigen die Selbstdarstellungen der Nutzer auf Facebook: Sie behandeln präsentierte Selbstbilder nicht als fiktiv oder folgenlos und stellen diese kollektiv her (5.3). Darüber hinaus entstehen im Zusammenspiel aus technischem Angebotscharakter und Nutzungsmotivation Praktiken und Taktiken, die die Vorteile der technischen Vermitteltheit gezielt ausnutzen und Nachteile des mangelnden direkten Kontakts durch technische Optionen substituieren (5.4).

Die zwei wesentlichen Aufgaben für die vorliegende Arbeit sind also zum einen die Rekonzeptualisierung eines theoretischen Modells für die interpretative Analyse technisch vermittelter Interaktion – und die Überprüfung seines empirischen Gehalts. Zum zweiten bedeutet das Anknüpfen an Goffman das Anknüpfen an Untersuchungen von alltäglichen face-to-face-Begegnungen. Diese Frage nach dem „Wie?“ der technischen Vermitteltheit und dem „Was?“ des Untersuchungsgegenstands, werden abschließend anhand einer These der doppelten Veralltäglichtung technisch vermittelter Interaktion durch Facebook diskutiert: Facebook-Nutzung veralltäglicht zum einen Online-Kommunikation an sich, darüber hinaus veralltäglicht Facebook-Nutzung aber auch die technisch vermittelte Behandlung sozialer Beziehungen.

2. „Was geht hier eigentlich vor?“ – Erving Goffman und Facebook

"Mir geht es um die Situation, um das, dem sich ein Mensch in einem bestimmten Augenblick zuwenden kann [...]. Ich gehe davon aus, dass Menschen, die sich gerade in einer Situation befinden, vor der Frage stehen: *Was geht hier eigentlich vor?* [...] Von dieser Frage also geht das vorliegende Buch aus, und es versucht ein System darzustellen, auf das man zur Beantwortung zurückgreifen kann."
(Goffman 1996 [zuerst 1974 (dt. 1977)]: 16, Hervorhebung AB)

Der Titel dieser Arbeit zitiert eine zum geflügelten Wort avancierte Passage aus Erving Goffmans (1922-1982) Werk „Rahmen-Analyse“ (s.o.). Goffmans Arbeiten heranzuziehen, um eine *interpretative Analyse* des Phänomens der Facebook-Nutzung vorzunehmen, ist aus mehreren Gründen reizvoll. Wie im angeführten Zitat deutlich wird, orientiert sich Goffmans Perspektive an den Problemen der Handelnden in (Alltags-) Situationen, was in seinem methodischen Vorgehen konsequent reflektiert wird: Goffmans Theorien entstehen induktiv, aus Beobachtungen und Vergleichen. Generalisierende Konzepte entstehen aus der Analyse des Materials und determinieren den Rahmen der Untersuchungsergebnisse nicht davor. Treffender formuliert es Goffman in seiner unveröffentlichten Dissertation, aus der Hubert Knoblauch zitiert, selbst: „I should make it clear that the terms and concepts employed in this study came after and not before the facts“ (Knoblauch 1994: 17).

Fast noch wichtiger ist aber, dass Goffman die ‚Situation‘ als eigengesetzliche soziale Sphäre untersucht: In der unmittelbaren Interaktion zwischen Menschen entstehen folgenreiche Strukturen zwischen ihnen. Die daraus resultierende Interaktionsordnung muss laut Goffman als *Realität sui generis* betrachtet werden. Sie ist kein wissenschaftliches Konstrukt, sondern der Bereich, in dem die Individuen leben (vgl. Knoblauch 1994: 35). Goffman hinterließ weniger eine geschlossene Theorie als vielmehr verschiedene anschlussfähige Analyse-Metaphern.³ Teile seines Werks sind wenn nicht widersprüchlich, dann doch zumindest von einer „selbst angelegten Spannung“ (Knoblauch 1994: 11-12) durchzogen. Die Interpretation und Bezugnahme auf seine Texte wird deswegen häufig als schwierig bezeichnet (vgl. Meyrowitz 1990: 65-67). Dennoch durchziehen seine Arbeiten wiederkehrende Konzepte

³ Sowohl aufgrund ihrer analytischen Qualitäten als auch ihres Gegenstands- und Lebensweltbezug sind diese Metaphern in zahlreichen Studien und Arbeiten von Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Disziplinen aufgegriffen worden. Am prominentesten ist dabei Goffmans Theatermetapher, die das soziale Alltagshandeln und Rollenanforderungen metaphorisch und analytisch mit dem Theater entlehnten Begriffen wie Vorder- und Hinterbühne beschreibt.

und Perspektiven (vgl. Lenz 1991: 28).⁴ Diese Pfeiler seiner Thesen sollen hier nicht als kohärente Interpretation referiert werden, vielmehr müssen sie für die Analyse von Facebook-Nutzung erst fruchtbar gemacht werden: Goffmans Verständnis von Interaktionen entzieht sich der einfachen Übertragung auf körperlose Interaktionen im Internet.

Aufgrund ihrer systematischen Unabgeschlossenheit und populären Rezeption sind Goffmans Arbeiten von Forschern verschiedenster Disziplinen aufgegriffen worden. Dabei sind sie auch Ausgangspunkt für viele Beiträge zum Gegenstandsbereich der Online-Interaktion (v.a. Walther et al. 2008, außerdem Haferkamp und Krämer 2009, Tufekci 2007, Tufekci 2008, Zarghooni 2008). Goffman selbst betonte allerdings ausdrücklich, dass er nicht an medial vermittelten Interaktionen interessiert sei (vgl. Meyrowitz 1990: 85). Er beschränkt den Geltungsbereich seiner Interaktionsordnung auf unmittelbare face-to-face-Situationen. Kontakte in körperlicher Abwesenheit wie Briefe schreiben oder Telefonieren betrachtete Goffman nur als Grenzformen von Interaktion, da sie zwar wechselseitig aber nicht unmittelbar seien (vgl. Knoblauch 1994: 34).

Ob und warum sich über Facebook vermittelte Interaktionen in einer von Goffman ausgehenden Perspektive dennoch ebenso analysieren lassen, wie die ‚realen‘ Alltagssituationen derer er sich annahm, muss zunächst erklärt werden. Dazu sollen die ‚Strukturmerkmale‘ von Goffmans Perspektive rekonstruiert werden: Die Interaktionsordnung als eigengesetzliche Sphäre (2.1), die Kopräsenz als Notwendigkeit und Möglichkeit der wechselseitigen Handlungsabstimmung (2.2), die soziale Situation als ‚Ort‘ gegenseitiger Informationsflüsse (2.3) und das Modell der Handlungsrahmen als Verständigung darüber, was hier eigentlich vorgeht (2.4). Aus dieser Darstellung und dem spezifischen Charakter des Interaktionsumfelds Facebook - soziale Situationen über die physischen Grenzen hinweg herzustellen – folgen zwei Aufträge für die Analyse dieses Umfelds (2.5).

2.1 Die Interaktionsordnung im gesellschaftlichen Gefüge

Die Stärke von Goffmans Soziologie liegt in der Betonung der Bedeutung alltäglicher Begegnungen für die Konstitution von Gesellschaft. Er erklärt Gesellschaft durch das und mit dem tatsächlichen Aufeinandertreffen von Menschen:

„Mein Grundinteresse gilt der Untersuchung der persönlichen Interaktion als eines sich natürlich abgrenzenden, analytisch einheitlichen Teilgebiets der Soziologie“ (Goffman 1981 [zuerst 1969 (dt. 1981)]: 9)

Die persönliche Interaktion als eigengesetzliches Teilgebiet der Soziologie zu verstehen, ist gewissermaßen Goffmans Vermächtnis (vgl. Knoblauch 1994: 9). In seiner posthum erschie-

⁴ Einen glänzende systematisierende Interpretation stammt von Hubert Knoblauch Knoblauch (1994). Empfehlenswert ist außerdem der Band von Hettlage und Lenz Hettlage und Lenz (1991), der verschiedene Aspekte und Anschlüsse an Goffmans Werke versammelt.

nenen Ansprache⁵ als Präsident der amerikanischen Gesellschaft für Soziologie (Goffman 1983) setzt er unter dem Terminus der Interaktionsordnung seine Perspektive auf persönliche Interaktionen in einen expliziten Zusammenhang zu makrosoziologischen und strukturellen Fragen. Dabei werden unterschiedliche Formen von Interaktionen einerseits in eine Ordnung gebracht, was auch schon in früheren Werken geschehen ist (Goffman 1971 [zuerst 1963], 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]). Darüber hinaus wird die Eigengesetzlichkeit der *Interaktionsordnung* in ein Verhältnis zu *sozialstrukturellen Ordnungen* wie der sozialen Organisation oder der Arbeitsteilung gesetzt (vgl. Knoblauch 1994: 39). Interaktionen sind für Goffman in diesem Zusammenhang „Interfaces“, also Schnittstellen zwischen den Sphären (vgl. Goffman 1983: 8-13). Sie sind sowohl von sozialstrukturellen Rahmenbedingungen geprägt als auch *situativ* offen und anfällig für Zufälligkeiten. Interaktionssituationen sind also sowohl durch makrosoziologisch geprägte Eigenschaften des Settings beeinflusst (Machtdifferenz Polizisten / Verkehrsteilnehmer), als auch in der Lage makrosoziologische Strukturen durch situative Handlungen zu beeinflussen (Sitzstreik auf einem öffentlichen Platz). Damit lehnt Goffman die Grenze zwischen Mikro- und Makrosoziologie also nicht ab, wie teilweise gefolgert wird (z.B. Hettlage 1991: 127), sondern reformuliert sie als Sphären, die in der Interaktion vermittelt werden und die die Interaktion vermitteln. Mikro- und Makrosphäre sind lose gekoppelt: Sie beeinflussen einander, determinieren sich aber nicht; ihnen liegen jeweils eigene Gesetzmäßigkeiten zugrunde.

Eine wesentliche Stärke von Goffmans Zugang zu sozialem Handeln liegt damit in seiner prozessualen und sozial-konstruktivistischen Beschreibung der Sozialen Welt. Interaktionen, strukturiert durch makrosoziale Ordnungen, (re-)strukturieren diese Ordnungen, die wiederum Interaktionssituationen (re-)strukturieren (vgl. Meyrowitz 1990: 94).⁶ Dieses dialektische Prinzip der Interaktion – als sozial strukturiert und sozial strukturierend – muss auch in einer theoretischen Konzeption der Analyse von Online-Interaktionen reflektiert werden (vgl. Kap. 3).

2.2 Kopräsenz: Wechselseitige Wahrnehmung und Verfügbarkeit

Als konkrete alltägliche Begegnungen sind für Goffman vor allem Begegnungen zwischen Fremden interessant (Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)], Goffman 1971 [zuerst 1963]). Im Aufeinandertreffen von Unbekannten wird die interpretative Perspektive seiner Interaktionstheorie(n) als Konzeptualisierung von Handlungsproblemen besonders deutlich. Der Handelnde befindet sich unter Fremden und in der Öffentlichkeit prinzipiell in bedrohli-

⁵ Die er aufgrund seiner Krankheit zwar noch vorbereiten aber schon nicht mehr selbst halten konnte.

⁶ Meyrowitz bezieht diese Ko-Konstruiertheit auf das Verhältnis von sozialen Situationen und Identitäten („We, structured through social situations, structure the situations that restructure us.“ Meyrowitz (1990: 94)). Sein Befund ist als Aufdeckung eines Strukturmerkmals von Goffmans Interaktionsmodell im hier präsentierten Sinne auf die Interaktionsordnung an sich erweiterbar.

chen Situationen, denn die direkte Begegnung schafft besondere Gefahren: „In der Gegenwart von anderen setzt sich das Individuum Risiken der physischen und psychischen Belästigungen aus, die auf Distanz nicht möglich sind“ (Lenz 1991: 33). Die körperliche Anwesenheit als zentrales Merkmal der Definition von Interaktion gründet also zum einen in der dadurch gegebenen Verletzbarkeit der Interaktionspartner. Diese Verletzbarkeit auf psychischer und physischer Ebene ist es, die die Notwendigkeit von Regeln der gemeinsamen Begegnung evident macht. In diesem Sinne sind Normen und Konventionen für Goffman soziale Verkehrsregeln, die die täglichen Begegnungsströme möglichst unfallfrei regulieren sollen. Die körperliche Anwesenheit macht diese Verkehrsregeln aber nicht nur nötig, sondern sie ermöglicht die gegenseitige Orientierung auch erst. In der face-to-face-Interaktion an einem gemeinsamen Ort ist das Verhalten der Anderen sicht- und hörbar. Goffman betont immer wieder, wie in der unmittelbaren Begegnung das gesamte Sensorium inklusive Geruch, Tast- und Geschmackssinn in Anspruch genommen wird (vgl. Meyrowitz 1990: 86). Neben den *Expressions Given* (bewusst und absichtsvoll gegebene Informationen) geben die *Expressions Given-Off* (unbewusste Informationen wie Körperhaltung, oder -reaktionen) häufig die entscheidenden Hinweise für die gemeinsame und gegenseitig angezeigte Definition der sozialen Situation.

Die notwendige Wechselseitigkeit der Beobachtung wird im Konzept der *Kopräsenz* noch einmal ausdrücklich formuliert. Individuen sind dann füreinander anwesend (kopräsent), wenn sie „das Gefühl haben, dass sie einander nahe genug sind, um sich gegenseitig wahrzunehmen bei allem, was sie tun, und nahe genug auch, um wahrgenommen zu werden als solche, die fühlen, dass sie wahrgenommen werden“ (Goffman 1971, 28). Um zu erklären, ob körperlose Online-Interaktionen im selben Sinne wie face-to-face-Interaktionen begreif- und analysierbar sind, müssen die Möglichkeiten wechselseitiger Wahrnehmung in der sozialen Situation Facebook betrachtet werden.

2.3 Die soziale Situation „Facebook“

Die *soziale Situation* ist keine von Goffmans Analyse-Metaphern sondern integraler Bestandteil seiner Perspektive. Als soziale Situation definiert Goffman:

„diejenige *räumliche* Umgebung, und zwar in ihrem ganzen Umfang, welche jede in sie eintretende Person zum Mitglied der Versammlung macht, die gerade anwesend ist (oder dadurch konstituiert wird). Situationen entstehen, wenn gegenseitig beobachtet wird, sie vergehen, wenn die zweitletzte Person den Schauplatz verlässt“ (Goffman 1971 [zuerst 1963]: 29, Hervorhebung AB)

Der Ausgangspunkt jeglicher Sozialität ist die Möglichkeit der gegenseitigen Beobachtung, die Goffman nicht nur in diesem Zitat explizit räumlich konzipiert. Wie diese *Räumlichkeit* der sozialen Situation die Interaktion beeinflusst, lässt sich anhand eines bekannten Schauplatzes aus seiner Rollentheorie zeigen. Für seine Dissertation führte Goffman zwischen 1949

und 1951 intensive Feldstudien zu den Bewohnern der Shetland-Inseln durch und verbrachte dabei unter anderem längere Zeit in einem Hotel. Dabei fielen ihm die Unterschiede im Verhalten der Bediensteten im Speisesaal im Vergleich zu ihrem Verhalten in der Küche auf. War die Kellnerin dort höflich und zuvorkommend, legte sie in der Küche ihre Füße auf den Tisch und sprach mit ihren Kollegen schlecht über die Gäste. Später nahm Goffman diese Beobachtung zum Ausgangspunkt für seine berühmt gewordene Analogie zum Theater (Goffman 2007 [zuerst 1959 (dt.1969)]): Der Speisesaal ist eine Vorderbühne, auf der das offizielle und sichtbare Geschehen abläuft und die Kellnerin die Rolle der Kellnerin spielt. Räumlich getrennt davon ist die Küche eine Hinterbühne, in der sie von den Gästen unbeobachtet ihre offizielle Rolle fallen lassen kann. Die Trennung der Räumlichkeiten führt zu zwei unterschiedlichen Situationen, in denen unterschiedliche Rollenerwartungen an die Frau adressiert werden: Im Speisesaal soll sie beflissen, angenehm und unauffällig sein. In der Küche dagegen distanzieren sich die Mitarbeiter von ihren Berufsrollen und den Gästen, indem sie diese sprachlich oder im Fall der Speisen auch physisch anders behandeln als auf der Vorderbühne.

Goffman folgert daraus, dass sich die Stabilität der jeweiligen Situationsregeln aus der physischen Materialität der Orte ergibt: Unterschiedliche Räumlichkeiten des Hotels bedingen unterschiedliche soziale Situationen mit unterschiedlichen erwarteten und zu erwartenden Verhaltensweisen. Der wichtigste Unterschied der beiden vorgeführten sozialen Situationen besteht dabei darin, zu wissen, wer wen wann sehen kann und wer nicht. Die für das Handeln der Akteure entscheidende Qualität der Räumlichkeit der sozialen Situation ist also der durch sie ermöglichte oder begrenzte Informationsfluss zwischen den Beteiligten, wie Goffman selbst anmerkt:

„Eine Region kann für unsere Zwecke definiert werden als ein Ort, der bis zu einem gewissen Grade durch *Wahrnehmungsschranken* begrenzt wird. Natürlich unterscheiden sich einzelne Regionen durch das Ausmaß der Begrenzung und dadurch, wie sich die Wahrnehmungsschranken auf die verschiedenen Kommunikationsmittel auswirken. So können dicke Glasscheiben, wie man sie in Rundfunkstudios findet, eine Region wohl akustisch, aber nicht visuell begrenzen, während ein durch spanische Wände aufgeteiltes Büro im umgekehrten Sinne abgeschlossen ist.“ (Goffman 2007 [zuerst 1959 (dt.1969)]: 99, Hervorhebung AB)

Eine räumliche Umgebung wird durch die Möglichkeiten und Schranken gegenseitiger Wahrnehmung als spezifische soziale Situation⁷ konstituiert. Funktionaler Kern von Goffmans Definition der Situation ist die Notwendigkeit eines beidseitigen Informationsflusses zwischen den Interaktanten, nicht der exklusive Zwang zur physischen Räumlichkeit (vgl. Meyrowitz 1990: 85). Physische Räumlichkeit ist vor allem der empirische Primat in den von Goffman untersuchten Interaktionsformen, funktional im Vergleich zur wechselseitigen Beobachtbarkeit aber eher Randbedingung.

Als Wahrnehmungsschranke fungiert im Hotel-Beispiel die Tür zwischen Speisesaal und Küche. Goffman beschreibt sie als Auslöser täglicher Konflikte zwischen Hotelmanage-

⁷ „Region“ wird bei Goffman parallel zu „Bühne“ verwendet. Die Verwendung des übergreifenden Begriffs „soziale Situation“ geschieht hier im Sinne der Darstellung von ‚Strukturmerkmalen‘ seiner Interaktionstheorie(n).

ment und Bediensteten. Letztere wünschten die Tür ständig geöffnet, um ihren Arbeitsablauf zu erleichtern, der Manager hätte sie gern möglichst oft geschlossen, damit die Gäste nur das offizielle Verhalten der Mitarbeiter erleben. Der britische Soziologe Trevor Pinch hat auf die häufige Erwähnung solcher alltäglichen, banalen Technologien („*mundane technologies*“) als Wahrnehmungsschranken in Goffmans Beispielen aufmerksam gemacht (Pinch 2008). Goffman nimmt Interaktionen zwar als ‚natürliche‘ Begegnungen in den Blick, schließt ihre Vermitteltheit durch materielle oder technische Entitäten (Wände, Türen, Scheiben) aber nicht aus. Er erwähnt sie, lässt sie aber nicht explizit in das Konzept der sozialen Situation einfließen.

Facebook ist zwar keine physische Umgebung, lässt sich aber dann als soziale Situation verstehen, wenn seine Zielstellung, verschiedene Informationsströme zwischen Nutzern zu ermöglichen (vgl. Kap. 4), zu Grunde gelegt wird. Die Facebook-Nutzer selbst neigen übrigens dazu, die Plattform mithilfe von räumlichen Metaphern zu Umschreiben (vgl. Hoffmann 2009: 117). Öffentliche Plätze sind zwar nicht mehr die einzigen Orte von alltäglichen Begegnungen (vgl. Meyrowitz 1990: 87), indem sie die Beobachtungsmöglichkeiten von sozialen Netzwerkseiten in Angebot, Dichte und Vielfalt mit denen eines öffentlichen Ortes vergleichen, referieren die Nutzer aber auf deren Vorrangstellung als soziale Situationen. Die Wahrnehmungsschranken des ‚Ortes‘ Facebook sind komplexer und weniger eindeutig als die des in feste Wände eingefassten Speisesaals. Zwar hat Facebook eine konkrete Außen- grenze und kann nicht einfach so ‚betreten‘ werden – die Nutzer müssen sich registrieren und für jede Nutzung anmelden. Die Reichweite der Informationsflüsse innerhalb der Plattform ist aber von Nutzer zu Nutzer verschieden, da sie von den online eingegangenen Verbindungen und den Privatsphäre-Einstellungen der Profile abhängt. Facebook ist zwar ein einheitlich gestalteter ‚Raum‘ und bietet somit für alle Nutzer prinzipiell die gleichen Beobachtungsmöglichkeiten. Welche Türen geöffnet sind oder welche Fenster verspiegelt, kann aber auch zwischen interagierenden Nutzern unterschiedlich sein. Facebook ist also nicht *eine* soziale Situation, sondern ermöglicht viele gleichförmige aber unterschiedlich zugängliche Beobachtungspositionen. Damit lässt sich die körperlose Facebook-Nutzung – trotz Goffmans reservierter Haltung gegenüber medial vermittelter Interaktionen – durchaus als ‚echtes‘ Interaktionsumfeld verstehen. Die gegenseitige Wahrnehmung ist nicht unmittelbar körperlich, sondern durch auf einem Bildschirm angezeigte Profilinformationen, ‚Aktivitäten‘ und Bilder symbolisiert (vgl. Kap. 3.2.4).

Die Online-Plattform hat eine andere Qualität der Vermittlung von Interaktionen als eine Pendeltür zwischen Speisesaal und Hotelküche. Facebook ist keine mit der Hüfte zu bedienende Ausstattung einer physischen Szene, seine Nutzung bildet vielmehr ein eigenständiges Alltagsszenario – mit Implikationen für die durch sie vermittelten Begegnungen. Dass die Nutzer diese Vermitteltheit nicht als unnatürlich, sondern als weitgehend alltäglich behandeln, lässt sich mit Goffmans Rahmen-Theorie (2.4) verstehen. Sie erklärt die wechselseitige Handlungsabstimmung in Interaktionen als kulturell geprägte kollektive Aktivitäten.

Kurz gesagt: „Soziale Interaktionen erhalten ihren Sinn durch Rahmungen“ (Knoblauch 2011: 195).

2.4 Handlungsrahmungen als Sinngeber

Erst wenn eine Situation gegenseitiger Wahrnehmbarkeit gegeben ist, stehen Menschen vor dem Problem, sich irgendwie verhalten zu müssen. In vielen Fällen sind Alltagsbegegnungen unfokussiert und beschränken sich auf eine passive Form der Kopräsenz, die sich am besten als ‚erwiderte Anwesenheit‘ beschreiben lässt: Menschen stehen an Bushaltestellen und halten höflich Abstand. Ob ein eintretendes Ereignis zum fokussierten Hinsehen (Wartender fragt nach der Uhrzeit) oder gar Wegsehen auffordert (Frau stolpert ohne hinzufallen) oder die unausgesprochene Einigung auf das stumme Warten irritiert wird (Bus kommt nicht) legen kulturelle Regeln nahe (vgl. Knoblauch 1994: 36-37). Goffman interessiert dabei aber weniger die der Situation innewohnenden Regeln, sondern was die Handelnden aus diesen Regeln machen (vgl. Bergmann 1991: 314). Die Interpretation wann welche Situation vorherrscht, beruht nicht auf einem subjektiv angelegten Wissen von bestimmten Regeln, sondern auf einer sozialen Praxis der gegenseitigen Abstimmung (vgl. Knoblauch 2011: 196), was hier gerade vorgeht. Die Rahmen sind:

„[...] soziale Darstellungsformen, mit deren Hilfe die Gesellschaftsmitglieder sich gegenseitig anzeigen, in welchen erkennbaren, weil typisierbaren Handlungszusammenhängen sie sich gemeinsam mit ihren jeweiligen Interaktionspartnern zu befinden glauben“ (Soeffner 1986: 76)

Dabei gibt es ähnlich wie der ‚ausgezeichneten Wirklichkeit‘ in Alfred Schütz‘ Soziologie (vgl. Knoblauch 1994: 26) eine Basis von sogenannten primären Rahmen. Sie organisieren Erfahrung, indem sie helfen, Ereignisse zu lokalisieren, wahrzunehmen und zu identifizieren (vgl. Dahinden 2006: 39). Sie liefern selbst keine genaueren Definitionen oder Interpretationen, sondern bieten alltägliche Grundformen zur Einordnung von Ereignissen. Ein beliebtes Beispiel zur Illustration der Rahmen-Analyse ist der Faustkampf zwischen zwei Menschen (vgl. Dahinden 2006: 40). Zwei Personen stehen sich gegenüber und ihre Körperhaltung oder Handlungen lassen auf einen Kampf schließen. Speziellere Rahmen können das zu Sehende von einem Faustkampf transformieren. Es kann sich um ein Spiel handeln (So-tun-als-ob) oder um einen sportlichen Boxkampf (vgl. Goffman 1996 [zuerst 1974 (dt. 1977)]: 61-69). Die Situation kann dabei noch durch einen zusätzlichen äußeren Rahmen wie „Fernsehübertragung“ (Dahinden 2006: 40) spezifiziert werden. Wie auch schon in der Analyse der Körperlichkeit der Interaktionen zu sehen war, interpretiert Goffman die Begegnungen zwischen Menschen und ihre gegenseitigen Handlungsabstimmungen als fortwährend gefährdet (vgl. Knoblauch 2011: 196). Die Verständigung darüber, was gerade geschieht, muss ständig abgesichert werden, wie am Beispiel des Faustkampfes zu sehen ist: Hier kann eine Fehlinterpretation schmerzhaft Folgen haben. Zur Absicherung der gemeinsamen Interpretationen

sind die Übergänge zwischen Rahmen durch Konventionen abgesichert bzw. die Rahmungen als solche sogar durch rituelle Klammern (Händeschütteln der Boxer vor Kampfbeginn) geschützt.⁸

Dass die Online-Interaktionen auf Facebook zum Großteil durch Schrift vermittelt sind, schafft nicht zwangsläufig eine größere Sicherheit im Umgang mit den Fragen der gemeinsamen Interpretation der Situation. Gerade die Schriftvermitteltheit birgt eigene Interpretationsunsicherheiten, da sie mimische und gestische Kontextualisierungen (vgl. Kap. 3.2) erschwert. Wenn Facebook eine von etwa 800 Millionen Menschen genutzte (vgl. Kap. 4.1) Kommunikationstechnologie ist, müssen zwischen diesen kollektive Verständigungen darüber stattfinden, wann welche Rahmungen in den Online-Begegnungen hergestellt werden. Der Aussage, dass Facebook Teil ihres täglichen Lebens sei, stimmten bei einer standardisierten Untersuchung deutschsprachiger Nutzer 63% der Befragten zu (vgl. Kneidinger 2010: 89-90). Das lässt vermuten, dass die dort vorgängigen Abstimmungen über Interaktionen schon bestimmte verfestigte Rahmungen angenommen haben, wie im von Goffman beschriebenen Alltag offline. Die fortschreitende Verbreitung der Nutzung in unterschiedlichen sozialen Gruppen lässt außerdem die Annahme zu, dass sich die Nutzungsformen – und damit die typisierbaren Handlungszusammenhänge – weiter ausdifferenzieren werden (vgl. Kneidinger 2010: 60). Goffmans Modell der Rahmenanalyse ermahnt in jedem Fall dazu, die wechselseitige Handlungsabstimmung zwischen Interaktionspartnern nicht als Wenn-Dann-Folge von Regeln und deren Befolgung, sondern als sozialen Prozess der Aushandlung und Aneignung zu verstehen, dessen Ergebnis weder allein durch die Beschaffenheit der Situation, noch durch die subjektive Interpretation der Interaktanten hinreichend erklärbar ist.

2.5 Zusammenfassung

Der Blick auf Goffmans Interaktionsordnung als Interpretationsschlüssel zu seinem Werk hat versucht zu zeigen, dass sich die Facebook-Nutzung trotz ihres grundlegenden Unterschieds zur face-to-face-Interaktion mit Goffmans Konzepten verstehen lässt. In der Rekonstruktion der ‚Strukturmerkmale‘ seiner Arbeiten, wird das Ausgangsproblem – die von Goffman gesetzte Notwendigkeit physischer Anwesenheit und Nicht-Betrachtung medial vermittelter Interaktion – in mehrfacher Hinsicht gelöst. Die Rolle der Interaktion als eigengesetzliche Sphäre in Goffmans Vorstellung von Gesellschaft betont deren vermittelnde – gleichzeitig sozial strukturierte und sozial strukturierende – Funktion (1). Dieser konstruktivistische und prozessuale Charakter von Interaktionen, korrespondiert mit der theoretischen Konzeption technisch vermittelter Interaktionen, der dieser Arbeit zugrunde liegt (vgl. Kap. 3). Goffmans Betonung der körperlichen Anwesenheit der Interaktionspartner erklärt sich gewis-

⁸ Rahmen können allerdings auch einseitig zur Täuschungsabsicht moduliert werden (vgl. Kap 5.4.5).

sermaßen anthropologisch aus der daraus entstehenden Verletzbarkeit als Notwendigkeit für die (gemeinsame) Regulierung der zwischenmenschlichen Begegnungen. Gleichzeitig bietet die gegenseitige Wahrnehmbarkeit (Kopräsenz) auch erst die Möglichkeit des gemeinsamen Handelns (2). Die Darstellung der grundlegenden Rolle der sozialen Situation macht deutlich, dass Kopräsenz nicht in erster Linie über physische Körperlichkeit, sondern über gegenseitige Informationsflüsse vermittelt wird. Facebook als soziale Netzwerkseite (vgl. Kap. 4) macht solche Informationsflüsse für die Nutzer möglich und vermittelt Kopräsenz durch verschiedene technische Optionen. Auf den funktionalen Kern seiner Situationsdefinition reduziert, lässt sich die Plattform mit Goffman als ‚echte‘ soziale Situation untersuchen (3) – wobei die Ermangelung physischer Grenzen komplexere Folgen für die Gegenseitigkeit und Gleichförmigkeit der Blicke hat. Ob eine soziale Situation überhaupt als normal, real oder folgenreich wahrgenommen wird entscheidet sich allerdings weder ausschließlich durch ihre Beschaffenheit, noch durch ein kulturelles Regelsystem der Definitionen: Es entscheidet sich vielmehr in jeder Situation neu, durch das gegenseitige Zugrunde legen und Anzeigen von Handlungsrahmen (4). Die Aneignung der vorgeformten Kommunikationstechnik Facebook wird dementsprechend auch nicht durch deren Gestaltung oder (im Zweifel noch gar nicht bestehenden) kulturellen Regeln determiniert, sondern ist ein fortwährender Aushandlungsprozess der Interaktanten.

Besonders in den letzten beiden Punkten ist deutlich geworden, dass sich die Facebook-Nutzung zwar mit Goffmans Verständnis alltäglicher face-to-face-Begegnungen fassen, aber auch nicht widerspruchlos einordnen lässt. Facebook ist ein sehr spezielles Interaktionsumfeld. Seine soziale Situation übersteigt die Bedingungen eines physischen Umfelds, weil im Gegensatz zu festen Wänden oder Türen fließende und asymmetrische Wahrnehmungsschranken die Regel sind. Außerdem erzeugt die vermittelte Kopräsenz Interpretationsschwierigkeiten bei der gemeinsamen Rahmendefinition. Sein unterschiedliche Medien (vgl. Kap. 4) und unterschiedliche soziale Situationen (vgl. Kap. 5.3.3) integrierendes Moment stellt die Eindeutigkeit von einzelnen, abgrenzbaren Interaktionen in Frage. Seine weltweite Nutzung bei gleichzeitiger Herkunft und Konstruktion aus einem eigenen kulturellen Code (vgl. Kap. 4.3) irritiert die Lösung des grundlegenden Handlungsproblems „Was geht hier eigentlich vor?“.

Die nähere Betrachtung des speziellen Interaktionsumfelds der Facebook-Nutzung ist also nicht nur mit den grundlegenden Konzepten der Interaktionstheorie(n) Goffmans vereinbar, sondern erzeugt auch fruchtbare Spannungen für die Analyse von Online-Interaktionen. Diese Untersuchung soll keine Überprüfung von Goffmans Konzepten anhand eines neuen Gegenstandsbereichs sein, sondern angelehnt an seinen Blick auf Interaktionen geführt werden. Damit ist natürlich ein wiederkehrender Rückgriff auf seine Metaphern impliziert: Die Rekonstruktion des Interaktionsumfelds Facebook und die Betrachtung der Aneignungen durch die Nutzer geschieht – sowohl in der Analyse als auch durch die Nutzer selbst – vor der impliziten Vergleichsfolie der face-to-face-Interaktion. Als zwei wesentliche Aufgaben

ergeben sich daraus zunächst die Rekonzeptualisierung eines theoretischen Modells für die interpretative Analyse technisch vermittelter Interaktion – und die Überprüfung seines empirischen Gehalts. Zum zweiten ist der Ausgangspunkt dieser Arbeit, das Anknüpfen an Goffmans Untersuchungen von alltäglichen face-to-face-Begegnungen, anhand der Ergebnisse rückwirkend auf seine theoretische und empirische Adäquanz zu prüfen.

3. Facebook-Nutzung als technisch vermittelte Interaktion

Die grundlegende Problematik im wissenschaftlichen Umgang mit Interaktionen über soziale Netzwerkseiten wie Facebook ist deren geringe Anschlussfähigkeit an bisherige analytische Einteilungen von Kommunikationstechnik: Sie enthalten Elemente von Medien der interpersonalen Kommunikation wie dem Telefon und Merkmale von Massenmedien wie dem Fernsehen oder Zeitungen. Mittlerweile klassische Formen der interpersonalen Kommunikation wie Brief, Telefon oder Fax sind dabei i.d.R. nicht an Massenpublika, sondern an einen oder wenige Kommunikationspartner gerichtet.⁹ Typische Massenmedien wie Fernsehen und Rundfunk zeichnen sich zwar durch die Ermöglichung eines größeren Publikums aus, sind aber strukturell auf eine einseitige Interaktivität festgelegt, was Bertolt Brecht schon 1932 mit politischem Impetus kritisiert: „Der Rundfunk ist aus einem Distributionsapparat in einen Kommunikationsapparat zu verwandeln.“ (Brecht 1967: 129).

Die Interaktionsmöglichkeiten von sozialen Netzwerkseiten gleichen dagegen in vielerlei Hinsicht der Kommunikationsutopie Brechts: Facebook ermöglicht synchrone und wechselseitige Kommunikation, halb-öffentliche und öffentliche Mitteilungen. Sie gehen über den Prototyp der sozialen Begegnung, die face-to-face-Situation (vgl. Berger und Luckmann 1993 [zuerst 1966 (dt. 1969)]: 35), jedoch weit hinaus. Die vermittelte Interaktion muss keinen gemeinsamen physischen Ort und keine Gleichzeitigkeit der Interaktanten aufweisen, was für Goffman konstitutive Momente der Begegnung sind (vgl. Kap. 2). Technisch vermittelte Interaktionen können an zwei voneinander unabhängigen Orten und Zeitpunkten stattfinden. Diese Erweiterung der Möglichkeit von Gegenseitigkeit (vgl. Spagnolli et al. 2009: 137) gründet auf einem Verlust der Unmittelbarkeit der Begegnung (vgl. Kap. 2). Dass die für diese Arbeit untersuchten jugendlichen und post-adoleszenten Nutzer ihre Interaktionspartner dennoch als kopräsent, also als füreinander zugänglich und verfügbar interpretieren, spricht für die spezifische Rahmung dieser Interaktionsart. Sie behandeln einander nicht wie fiktionale, unverletzliche Charaktere eines Online-Rollenspiels, sondern mit derselben Ernsthaftigkeit, wie bei den potentiell riskanten Situationen des Aufeinandertreffens face-to-face. In diesem entscheidenden Punkt fallen die Befunde lebensweltlicher und wissenschaftlicher Implementationsdiskurse von Facebook auseinander: Im ersten Teil dieses Kapitels soll gezeigt werden, wie ein Paradigma der Behandlung technisch vermittelter Interaktionen als Dichotomisierung zwischen ‚real‘ und ‚virtuell‘ zu diesem Unterschied geführt hat (3.1). Zur Überwindung der Kluft zwischen sozialwissenschaftlicher Analyse und vorgängiger Praxis soll im weiteren Verlauf ein interpretativer Ansatz zum Verständnis technisch vermittelter Interaktion vorgeschlagen werden (3.2). Dabei werden die unterschiedlichen Ebenen und

⁹ Der ‚offene Brief‘ fällt insofern nicht unter interpersonale Kommunikationsmittel, da er typischerweise über Massenmedien kommuniziert werden muss, um ein solcher zu sein. Reihen- oder Massenbriefe wie Firmenbriefe oder Werbeschreiben dagegen bilden eine echte Ausnahme der vorgestellten typischen Eigenschaft klassischer interpersonaler Kommunikationsmedien.

Ursprünge der Bedeutungszuschreibung in der Konstruktion und Verwendung digitaler Kommunikationstechnik nach einem wissenssoziologischen Paradigma unterschieden und schließlich als handlungsleitend für die Untersuchung der sozialen Netzwerkseite formuliert (3.3).

3.1 Dichotomisierung ‚real‘ vs. ‚virtuell‘

Die Verbreitung des Fernsehens in den westlichen Gesellschaften Mitte des 20. Jahrhunderts rief gegenüber dem bereits verbreiteten Medium Radio neue Alltagspraktiken und neue Forschungsperspektiven hervor. Die gleichzeitige Übermittlung von Bild und Ton kam der face-to-face-Begegnung deutlich näher und bedeutete eine neue Qualität der medial vermittelten Interaktion. Das berühmteste sozialwissenschaftliche Konzept zur Praxis des Fernsehens ist die *parasoziale Interaktion* (Horton und Wohl 1956). Darunter wird eine Art der Interaktion beschrieben, bei der nur ein Aktant vorhanden sein muss, der die Anwesenheit bzw. Interaktionsfähigkeit Anderer (Figuren in Fernsehserie, Nachrichtensprecher) unterstellt. Wobei dieses indirekte Verhältnis durchaus als beidseitig konzeptualisiert wird, weil die Schauspieler und Moderatoren die Erwartungen des Zuschauers antizipieren und stimulieren würden. Je stärker der Rezipient diese „anpassende Veränderung“ des Verhaltens der Medienperson wahrnimmt oder unterstellt, umso aktiver nimmt er am medialen Geschehen teil (vgl. Thallmair und Rössler 2001). Das theoretische Modell von Horton und Wohl beschreibt das Verhältnis von medial vermittelter Interaktion und face-to-face-Interaktion als Trugbild: Als unehrliche Schwester der echten Interaktion gaukelt die parasoziale Interaktion reale Einbeziehung vor. Gleichzeitig erübrigt sie die Mühe und Gefahr des selbst Agierens oder sich selbst Korrigierens. Wenig überraschend wurde diese Theorie häufig benutzt, um pathologische Verhaltensweisen von Medienrezipienten zu erklären.¹⁰ Zum Beispiel ist die Vermischung von Serien-Fiktion und Realität bei Zuschauern der deutschen Langzeit-Fernsehserie „Lindenstraße“ so erklärt worden. Als eine Figur in der Serie schwanger wurde, erhielt der produzierende WDR von Fans Babykleidung für das erwartete Kind (vgl. Ayaß 2005: 35). Eine Theorie, die strukturelle Abwesenheit und soziale Folgenlosigkeit als Hauptmerkmale der vorgängigen Interaktionen definiert, ist augenscheinlich wenig geeignet, den Umgang der Nutzer sozialer Netzwerkseiten zu verstehen.

Worin besteht der Erkenntnisgewinn des Vergleichs von Forschungsergebnissen aus der Zeit vor Facebook und seiner Nutzung heute? Wie hätten die Sozialwissenschaften adä-

¹⁰ Interessant ist dabei, dass das Handeln der Medienrezipienten immer dann als pathologisch kategorisiert wird, wenn sie den ihnen im Studiendesign zugeordneten Handlungsrahmen (einer Illusion erliegen) von der passiven Handlungsweise des Fernsehschauens in eine aktive Handlungsweise überführen. Das Erliegen der sozialen Para-Interaktion (was der bessere Name für dieses Konzept wäre) wird dann als pathologisch gewertet, wenn es vom sozial erwarteten Verhalten passiver Konsum abweicht.

quate Konzepte zur Einordnung eines Interaktionsumfelds liefern sollen, das es noch gar nicht gab? Das Ziel dieser kurzen Darstellung ist nicht, einzelne Thesen mit dem (Besser-)Wissen der Nutzungsentwicklung zu diskreditieren. Es fällt aber auf, dass den Studien zu medial vermittelter Interaktion implizit und explizit kulturpessimistische Werturteile zugrunde lagen. Die neuen Interaktionsformen wurden vor allem in ihrer qualitativen Abweichung von anderen, vermeintlich höherwertigen Sozialformen beschrieben. Sie wurden als Pseudoformen („pathologisch“, „lose“) der eigentlichen Interaktion behandelt und im Hinblick auf die Gefährdung ‚realer‘ Gruppen thematisiert. Diese tendenziöse Einordnung ist ärgerlich, weil sie die Möglichkeit der Veralltäglicung medial vermittelter Interaktion unterbestimmt lässt. Neben der mangelnden Reflexion der ihnen zugrunde liegenden Werturteile, eint die vorgestellten Ergebnisse ein perspektivischer Mangel.

Auch das Aufkommen des WorldWideWebs als alltagsfähige Darstellungsform im Internet wurde zunächst weiterhin nach Verwechslungen von ‚Realität‘ und ‚Virtualität‘ befragt – Obwohl es die einseitige Sender-Empfänger-Logik der bestehenden Massenmedien unterminierte. Im Anschluss an eine standardisierte Skala zur Bestimmung der Stärke von Freundschaftsgefühlen gegenüber Personen aus dem Fernsehen (vgl. Rubin et al. 1985) befragte der Werbefachmann John Hoerner Internetnutzer nach Gefühlen der Gegenseitigkeit beim Besuch von Websites (Hoerner 1999). Die Hypothese, dass Seiten mit einer sichtbaren Autorenperson (fiktiv oder real) besser rezipiert werden müssten als andere Darstellungsformen, wurde durch seine Ergebnisse widerlegt:

"The design metaphor, flow of the web experience, and styles of textual and graphic presentations of the information all become elements of a website persona and encourage parasocial interaction by the visitor/user with that persona" (Hoerner 1999: 146)

Es waren also vor allem Merkmale wie das Layout und Web-Design, die ein Nutzungsumfeld evozierten, welches für die Nutzer als erlebte Erfahrung („*flow of the web experience*“) eine Interaktion darstellten. Die Website an sich wurde zum adressierten Interaktionspartner („*persona*“) unabhängig davon, ob dort eine sichtbare Autorenperson agierte oder nicht. Obwohl Hoerner das Konzept der parasozialen Interaktion nicht kritisierte, problematisieren seine Ergebnisse die passive Interpretation der Mediennutzung. Der Malus der Scheinhaftigkeit vermittelter Interaktionen verschwindet vor dem bemerkenswerten Befund, dass die Bedienung und Benutzung der Website bereits als Interaktion zu bewerten ist. Für die Konzeptualisierung der Facebook-Nutzung als technisch vermittelte Interaktion ist hier bereits die erste sinnhafte Interaktionsebene beschrieben: Die Aneignung der Technik und ihrer Gestaltung als interaktiver Prozess. Diesen weiten Interaktionsbegriff schlägt zumindest Thomas Luckmann für eine wissensoziologische Analyse von computer vermittelten Interaktionen vor (s.u.).

Auch in der Soziologie und Sozialpsychologie wurde die Internetnutzung zu Beginn ihrer Diffusion in den Alltag vor allem im Hinblick auf ihr Verhältnis zur ‚echten Welt‘ thematisiert. Die Gefahr der Erosion ‚realer‘ sozialer Netzwerke durch das Abdriften in Scheinbezie-

hungen im Internet war dabei eine der Kernthesen (vgl. v.a. Kraut et al. 1998). Erst in den Jahren um die Jahrtausendwende belegten mehrere Studien, dass eine starke Nutzung von Online Kommunikationsmöglichkeiten mit einer hohen Anzahl und Qualität sozialer Bindungen und face-to-face-Interaktionen im ‚realen Leben‘ einhergeht und widerlegten so die Erosionsthese (vgl. Kozinets 2010: 26). Dennoch institutionalisierte sich die Dichotomisierung zwischen ‚real‘ und ‚virtuell‘ im Forschungsgegenstand der virtuellen Gemeinschaften, die der niederländische Soziologie Jan van Dijk beispielhaft definierte:

„Eine reale Gemeinschaft ist eine relativ stabile Einheit mit vielen kurzen und überlappenden Kommunikationslinien und gemeinsamen Aktivitäten. Virtuelle Gemeinschaften sind hingegen ein loser Zusammenschluss von Menschen, der jederzeit auseinander fallen kann. Einer Gemeinschaft im Internet beizutreten ist ein einfacher und unkomplizierter Schritt, ebenso wie das Austreten aus dieser. Virtuelle Gemeinschaften werden rund um gemeinsame Interessen oder Aktivitäten aufgebaut, aus diesem Grund werden sie auch ‚communities of interest‘ genannt.“ (van Dijk 1999: 160)

Van Dijk bezeichnet die online geknüpften und geführten sozialen Beziehungen als „lose“ und in ihrer Dauer als flüchtig. Selbst der vermeintlich positive Aspekt des unkomplizierten Beitritts fungiert als negative Wertung: Was einfach zu erreichen ist, ist auch einfach zu verlieren. Die Möglichkeit des Gebrauchs digitaler Technik zur Abbildung und Vertiefung nicht technisch vermittelter sozialer Kontakte wird in dieser Perspektive ignoriert.

Parallel zur Verbreitung der Nutzung sozialer Netzwerkseiten änderte sich auch die Perspektive der Sozialforschung auf Facebook & Co. Dass die dort unterhaltenen sozialen Beziehungen „aufgrund ihres Real-Life-Bezugs oftmals besser als Hybrid-Gemeinschaften“ statt als virtuelle Gemeinschaften zu bezeichnen sind (Döring 2006: 522f.), öffnet den Blick für die Verquicktheit der scheinbar gegensätzlichen Sphären. ‚Virtuell‘ wird im Zusammenhang mit sozialen Netzwerkseiten (SNS)¹¹ nicht mehr synonym zu *fiktiv* verwendet, sondern als nicht-phisches, funktionales Äquivalent zu face-to-face-Vorgängen, wie z.B. in der Analyse virtualisierter Vergemeinschaftung (Thiedeke 2008). Damit gerät die Sozialität stützende Funktion von SNS in den Blick, diese „verdrängen [...] lokale soziale Netze von Familien, Kollegen, Peer Groups nicht, sondern werden von diesen willig aufgegriffen – erleichtern sie doch den Alltag unter ebenjenen Bedingungen mobiler Globalität, die sie zugleich fördern“ (Deterding 2008: 129). Die sozialen Netzwerkseiten werden als „Ergänzung der direkten face-to-face-Kommunikation“ verstanden (Wellman et al. 2006: 3). Anstelle des vorherrschenden Diktums der Konkurrenz zweier gegensätzlicher Sinnprovinzen ‚virtuell vs. real‘ tritt die Nutzung sozialer Netzwerkseiten als Erweiterung der Spielräume von Akteuren in den Mittelpunkt. Das betrifft sowohl Identitätsentwicklungen und -darstellungen (Walther et al. 2006), als auch die Wahrnehmungs- und Konstruktionsweisen von Welterfahrung. Prozesse sozialer Integration werden anhand der intensiven Nutzung sozialer Netzwerkseiten wie Facebook nun auch komplexer diskutiert: Sie findet nicht ausschließlich entweder im Netz *oder* der

¹¹ Definition siehe Kap. 4, S. 33.

‚Realwelt‘ statt, sondern in beiden und in einem Übergang zwischen ihnen (vgl. Kneidinger 2010: 68).

Die Forschung zu medial vermittelter Interaktion hat ihren Blick auch während der Verbreitung digitaler Kommunikationsformen zu lange auf einzelne Medien (Foren, Usenet, Mailing-Listen, Chat), deren Definition, Entwicklung und Folgen verengt. Deswegen stellt die Kommunikationswissenschaft auch im Jahr 2011 noch fest, dass sich soziale Netzwerkseiten der raschen Einordnung entziehen, „weil sie weder die Reihe der traditionellen Massenmedien noch die Reihe der Medien für interpersonale Kommunikation einfach fortsetzen“ (Neuberger 2011: 34). Zwar ist aus mediensystematischer Sicht nicht von der Hand zu weisen, dass Facebook ein Fernseher ist, der in Telefongeschwindigkeit das Briefeschreiben im Taschenbuchformat ermöglicht.¹² Diese neuartige Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Mediengattungen im Internet scheint die Verengung der Perspektive auf einzelne Kanäle sogar verstärkt zu haben. Dabei blieb die Doppelseitigkeit der sinnhaften Vermittlung im Gebrauch dieser Technologien – ihre sinnhafte Aneignung *und* ihre sinnhafte Gestaltung – außen vor. Nach der Beschaffenheit der Kommunikationskanäle rückten die Nutzer und ihre an die neuen Medien adressierten Erwartungen nur langsam in den Mittelpunkt der Betrachtung. Dabei ist es nicht einseitig die Technik, die ein bestimmtes Nutzungsverhalten evoziert. Im Moment der Nutzung und schon zuvor bei der Medienwahl interpretieren und typisieren Nutzer die Technik und ihre Anwendung. Vor allem dann, wenn es sich wie bei Facebook um eine explizit soziale Technik handelt. Die soziale Situation des Interaktionsumfelds Facebook speist sich aus zwei Quellen: der Sinnbeschaffenheit der technischen Schnittstelle¹³ und den Sinnzusammenhängen der Nutzer.

3.2 Begriffsangebot technisch vermittelte Interaktion

Die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung geht von einem starken Zusammenhang zwischen den Interaktionen, die auf Facebook geschehen, den face-to-face-Interaktionen der Nutzer und ihrem Alltagsleben aus. Im Unterschied zu den vorgestellten Ergebnissen liegt der Fokus dabei nicht primär auf den sozialen Folgen der Facebook-Nutzung, sondern auf deren Implikationen. Was zeichnet das spezifische Interaktionsumfeld, die Eigenart(en) der Interaktionen auf Facebook aus? Zur Beantwortung dieser Frage möchte ich das begriffliche Angebot der *technisch vermittelten Interaktion* des Kommunikationswissenschaftlers Joachim R. Höflich aufgreifen (Höflich 2003) und für die Facebook-Nutzung

¹² Gemeint sind die Eigenschaften Facebooks ein Bildschirmmedium zu sein, das in Echtzeit dyadische, schriftvermittelte Kommunikation auch über mobile Endgeräte ermöglicht.

¹³ Eine Schnittstelle (engl. Interface) ist der Teil eines technischen Systems, der zur Kommunikation mit anderen Systemen geschaffen wurde. Dabei können Schnittstellen automatisierte Maschinen-Maschinen-Kommunikation oder die Bedienung durch einen menschlichen Nutzer (Mensch-Maschine-Interaktion) zum Zweck haben.

erweitern. Der so erarbeitete Begriffsvorschlag soll gewissermaßen als *praxeologischer Zugang*¹⁴ zum Phänomen der Facebook-Nutzung fungieren. Zwischen den Polen Technik und Gesellschaft als strukturierte und strukturierende Sinnvorräte entsteht eine von zwei Seiten geprägte soziale Situation der Interaktanten (vgl. Höflich 2003). Um diese adäquat verstehen zu können, muss zunächst grundlegender gefragt werden, wie sich die Vermitteltheit als anthropologische Konstante auf diese Perspektive auswirkt.

3.2.1 Mittelbarkeit menschlicher Erfahrung

Die Interpretation von Online-Interaktionen als weniger ‚real‘ im Vergleich zu face-to-face-Kontakten aufgrund der fehlenden Unmittelbarkeit leidet an einem unzureichenden Verständnis der prinzipiellen Vermitteltheit menschlichen Tuns. Virtualität ist ein konstitutives Merkmal der menschlichen Existenz. Helmuth Plessner verdeutlicht, wie die „Sphäre des Menschen“ (Plessner 1975 [zuerst 1928]: 288-346) von einer Verdopplung geprägt ist: Der Mensch lebt nicht ausschließlich *zentriert* in sich und der ihn umgebenden Umwelt, sondern gleichzeitig auch *exzentrisch* außerhalb dieser. Durch die Reflexivität seines Bewusstseins erlebt er gleichzeitig sein Erleben. Diese Eigenart des Menschen trennt ihn ganz fundamental von der übrigen, ‚selbstverständlichen‘ Natur. Daraus folgert Plessner drei Bedingungen und Konsequenzen der menschlichen Existenz:¹⁵ Die Exzentrizität des Menschen erlaubt keine eindeutige Fixierung seiner Stellung, er hat keinen zugewiesenen „Ort“ in der Welt (1). Da jede seiner Erfahrungen, auch ‚physische‘ Sinneseindrücke, zwangsläufig durch sein Bewusstsein vermittelt werden, sind sie nicht unmittelbar, sondern vermittelte Unmittelbarkeit (2). Daraus resultiert auch seine Expressivität: Der Mensch lebt mit der Welt in einem Ausdrucksverhältnis. Seine Natur, also das ihm gegebene Verhältnis zur Welt, ist künstlich. Diese natürliche Künstlichkeit (3) impliziert, dass der Mensch sich zu dem, was er schon ist, erst machen muss, er muss das Leben führen, welches er lebt. Diese enge anthropologische Verknüpfung der reflexiven Beschaffenheit des Bewusstseins mit dem Zwang zur Kultur¹⁶ wurde auch von Plessners Zeitgenossen Ernst Cassirer beschrieben. Vor allem in seinem „Versuch über den Menschen“ (Cassirer 1996 [zuerst 1944, dt. 1960]) erläutert er seine Definition des Menschen als „animal symbolicum“: Der Mensch lebt nicht in einer selbstgeschaffenen Welt, die sich durch Symbolsysteme (Sprache, Mythos, Kunst, Religion) auszeichnet. Jede symbolische Vermittlung enthält hierbei als elementare Leistung eine situationsunab-

¹⁴ In Anlehnung an Pierre Bourdieus Positionierung zwischen Subjektivismus und Strukturalismus, ließe sich das vorgeschlagene Vorgehen als auf Basis der Praxis zwischen Kulturalismus und einem determinierenden Strukturalismus vermittelnd verorten. Obwohl die beiden zu verbindenden Positionen so schon fast ungenau vereinfacht dargestellt sind, lässt sich daran doch eine Skala konstruieren, in deren Mitte der vorgeschlagene Ansatz liegt.

¹⁵ Die drei „anthropologischen Grundgesetze“ von Plessner werden hier in umgekehrter Reihenfolge präsentiert. Da sie nicht sequentiell aufeinander aufbauen, sondern gemeinsam auf die exzentrische Positionalität zurückgehen, entstellt diese Entscheidung für den Lesefluss den Inhalt seiner Thesen nicht.

¹⁶ Hier weit gefasst als alles was nicht Natur ist.

hängige, virtuelle Vergegenwärtigung situativ nicht verfügbarer Sachverhalte. Jede Wahrnehmung und Konstruktion von Welt und damit auch jede Interaktion ist vermittelt.

Einem begrifflichen Angebot zur Analyse eines spezifischen Interaktionsumfelds muss es also um die *Art und Weise* dessen Vermitteltheit gehen, weil menschliche Erfahrung immer vermittelt ist. Mit dem Begriff „medial“ gelingt das nur zum Teil. Die Medientheorie unterscheidet zwei Bedeutungsvarianten von Medium bzw. Medien (vgl. Tholen 2005: 151). Die ‚schwache‘, instrumentelle Variante definiert das Medium als technischen Mittler, als Kanal zur Überbringung einer Botschaft. Dabei ist der Mittler auch Mittel zum Zweck, weil er eine intentionale Botschaft wertfrei transportiert. Diese Perspektive ist für das Ziel der vorliegenden Arbeit zu unterkomplex. Zum einen reflektiert sie die bedeutungsgeladene Gestaltung von Kommunikationskanälen nicht, zum anderen ist ein Spezifikum von Facebook das Transportieren und Sichtbarmachen nicht intentional versendeter Botschaften.¹⁷ Die ‚starke‘, anthropologische Bedeutungsvariante definiert das Medium als Prozess der Vermittlung von Welt. In der Vermitteltheit der menschlichen Wahrnehmung sind Medien Zeichen, die Unterschiede produzieren, wobei ihnen dabei eine strikt relationale (vgl. ebd.: 153), keine inhaltliche Bedeutung zukommt. Diese Variante kommt dem Ziel dieser Untersuchung näher, da sie Medien und die durch sie stattfindende Interaktion nicht als bloße Übermittlung versteht. Mit diesem Verständnis wird die technisch vermittelte Interaktion endgültig aus dem Verdacht der Minderwertigkeit gegenüber der face-to-face-Interaktion gerückt: Goffmans um die Interaktionsordnung kreisendes Werk beschreibt die sinnhaften Folgen eines spezifischen Interaktionsumfelds. Seine Thesen und Theorien liefern Erklärungen der besonderen, durch Körperlichkeit und Blicke vermittelten, Interaktionsumgebung der alltäglichen Begegnung. Er nimmt dafür und dadurch keine theoretische Degradierung anderer Vermittlungsformen als der körperlichen vor. Die Relevanz seines Forschungsfeldes ergibt sich einzig aus seiner empirischen Evidenz.

Um zu untersuchen *wie* Facebook als Interaktionsumfeld Unterschiede produziert, sollen über den Begriff „Technik“ die kulturellen Implikationen der Gestaltung und Nutzung thematisiert werden.

3.2.2 Sinnvermittlungen in Technik

„Technik“ unterscheidet sich in ihrer weiten Definition zunächst einmal von „Natur“ durch ihre grundlegende Qualität, von Menschenhand¹⁸ geschaffen worden zu sein. Als Unterform von „Kultur“ umfasst „Technik“ im engeren Sinne alle künstlichen Gebilde wie Artefakte, Apparate oder auch Avatare und darüber hinaus deren Entstehung und Verwendung

¹⁷ Zum Beispiel algorithmisch aggregierte Informationen wie die Freundeszahl.

¹⁸ Der Gebrauch von Werkzeugen und die Weitergabe von Wissen um Techniken der Nahrungsbeschaffung wurde auch mehrfach bei Primaten beobachtet.

sowie das dafür erforderliche Können und Wissen („*Techniken*“). Für die Analyse konkreter technischer Interaktionsumfelder heißt das, dass die Gestaltung der technischen Schnittstelle als Sinnoperation behandelt werden muss. Und zwar nicht nur als in die Zukunft adressierte soziale Handlung im Moment des Entwurfs durch einen Konstrukteur, sondern auch in jeder späteren Anwendung, sogar und besonders dann wenn diese automatisiert ist (vgl. Hirschauer 1999: 225). Wissenssoziologisch hat Thomas Luckmann in einem Seminar an der Cornell University diesen Umstand der computervermittelten Interaktion¹⁹ so konzeptualisiert: Der Computer muss in seiner Benutzung so betrachtet werden, als enthielte er eine vermittelte oder körperlose Person (den Schöpfer des Geräts), und die wechselseitige Beziehung von Technik und Nutzer muss als Interaktion zwischen einem echten Menschen, dem Nutzer, und dem entkörperlichten Schöpfer betrachtet werden (vgl. Pinch 2007: 6). Auch wenn dieses Konzept vor dem Hintergrund der Produktion von Computertechnik als industrielle Arbeit – also in Ermangelung eines einzelnen absichtsvollen Schöpfers – eine Schwäche aufweist, erweitert Luckmann damit den Interaktionsbegriff. Eine Kommunikation face to face muss der hierbei zugrunde liegenden Vorstellung ebenso wenig vorausgesetzt werden wie eine Unmittelbarkeit des folgenden Nutzungs-Verhaltens (vgl. Höflich 1997: 207). Das Nutzerverhalten kann prospektiv oder retrospektiv weit über unmittelbare Reaktion hinausgehen und dennoch durch die Beschaffenheit der Technik beeinflusst sein.

Bruno Latours These, dass Technik in Interaktionen sinnstiftend ist (vgl. Ruffing 2009: 32), ist in der Analyse von digitalen Schnittstellen mittlerweile common sense. Ihr wird zum Beispiel in der Gestaltung komplexer Bedienanlagen, wie einem Zugführerstand oder bildgebenden Anlagen für die Medizin, Rechnung getragen (vgl. Sonderforschungsbereich Transregio 29 2012). Dort wird mit dem Terminus „technisch vermittelte Interaktion“ nach der überindividuellen und auch interkulturellen Verständlichkeit der Bedienelemente und ihrer Anordnung gefragt. Die Konzeptualisierung der technisch vermittelten Interaktion mit dem Ziel der fehlerfreien Bedienbarkeit läuft allerdings Gefahr in einen technologischen Determinismus zu münden. Die technische Gestaltung eines Dialogfelds kann den Nutzer zwar zwingen, beispielsweise den Text einer Lizenzrechtsbestimmung bei der Installation neuer Software durch zu scrollen – um sicher zu gehen, dass die juristisch relevanten Bestimmungen zur Kenntnis genommen werden. Sie kann den Nutzer aber nicht zwingen, den Text tatsächlich zu lesen. Die *Intention der Technik-Schöpfer* ist nur eine Ebene der Sinnvermittlung, die in der Nutzung von Kommunikationstechnologie wie Facebook stattfindet. Neben dieser expliziten Gebrauchsanweisung gibt es auch strukturelle, *medienspezifische Optionen und Restriktionen*, die die Interaktion bestimmen. Im Fall der Nutzung von Facebook ist eine hervorstechende medienspezifische Restriktion die Reduktion auf textvermittelte und visuelle

¹⁹ Luckmann sprach konkret zu computervermittelter Interaktion, die als Unterform technisch vermittelter Interaktion hier synonym verwendet wird.

Kommunikation.²⁰ Diese Begrenzung des Interaktionsrahmens beinhaltet starke Einschränkungen in den Bereichen der Wahrnehmung von Raum, taktilen und olfaktorischen Momenten. Für eine interaktionsermöglichende Technik wie Facebook besonders folgenreich ist außerdem das Fehlen non-verbaler Zeichen wie Gestik und Mimik. Noch dazu ist Schriftlichkeit eine strukturell abstraktere Vermittlungsform als mündliche Sprachkommunikation (vgl. McLuhan 1995 [zuerst 1962 (dt. 1967)]). Im Unterschied zur face-to-face-Interaktion entkontextualisiert technisch vermittelte Interaktion dadurch Kommunikationsvorgänge und impliziert Probleme der Orientierung im gemeinsamen Raum (vgl. Höflich 1997: 208).²¹ Die Einengung bestimmter Ausdrucksfunktionen verhindert dennoch nicht das rege und aus Sicht der Nutzer weitgehend selbstverständliche Treiben auf Facebook. Das Fehlen nonverbaler Elemente wird zum Beispiel durch Emotikons, also mit der Tastatur darstellbare Befindlichkeitskürzel wie dem Smiley, substituiert (vgl. Höflich 1997: 212). Eine simple Restriktionsthese, die aus der Reduktion von Möglichkeiten eine Verhinderung sozialer Interaktion schließt, würde die Aneignungsprozesse und Sinnzuschreibungen der Akteure unzulässig ignorieren (Höflich 1997: 208).

Wie schon in der Betrachtung der banalen Technologien des Alltags in Goffmans Studien (vgl. Kap. 2.1.2) angedeutet wurde, nimmt Technik in Interaktionen eine sinnvermittelnde Rolle ein. Ihre *Beschaffenheit* schafft Optionen und Restriktionen der Nutzung, macht konkrete Angebote oder ermöglicht abweichenden Gebrauch. Die *Intention* der Technik-Schöpfer ist damit zwar die erste Ebene der Sinnvermittlung durch Technik (und Ursache ihrer Herstellung), determiniert die Nutzungsweisen aber selbst dann nicht, wenn das Nutzungsskript als Gebrauchsanweisung explizit ist. Die Nutzungsweisen werden zum größeren Teil von Sinn- und Wissensbeständen geprägt, die außerhalb der Technik liegen.

3.2.3 Sinnvermittlung in Nutzungszusammenhängen

Die Bedeutung kulturell und sozial geformter Wissensbestände für die konkrete Nutzungspraxis von Technik verdeutlicht Karl Hörnings Plädoyer:

„Trotz aller genau eingebauter und eingeschriebener Handlungsanweisungen, deren Befolgung gerade für den Laien die optimale Funktionsnutzung verspricht, bietet Technik oft erhebliche Spielräume der Nutzung, aufgegriffen von dem einen, schlecht eingesetzt von dem anderen, ignoriert von dem dritten, immer vor dem Hintergrund bestimmter Erfahrungen und Erwartungen, beeinflusst durch Wertung und Symbolik, eingebettet in soziale und kulturelle Kontexte.“ (Hörning 2001: 35)

Technik determiniert ihre Aneignung nicht, weil kulturelle Faktoren die Auswahl und Nutzung der Technologien formen. Die Nutzungspraxis unterliegt kulturellen Schemata, die als implizite Unterscheidungsraster wirken, „die bestimmte Gebrauchsformen nahelegen und andere

²⁰ Seit Sommer 2011 und einer Kooperation mit dem IP-Telefonie-Anbieter „Skype“ ist es den Facebook-Nutzern möglich, per Videochat Gespräche zu führen. In den untersuchten Nutzergruppen gab allerdings nur ein Teilnehmer an, diese Option zu kennen und zu nutzen.

²¹ Gemeint ist der Raum gegenseitiger Wahrnehmung, der eine Grundvoraussetzung zur Interaktion ist (vgl. Kap 2.1.3).

als unpassend ausschließen“ (Hörning 2001: 165). Individuelle und kollektive *Handlungsressourcen* sind entscheidend für die konkrete Nutzungspraxis. Deswegen (re-) produziert auch die – vom Erwerb des nötigen Endgeräts abgesehen – wenig kostenintensive Nutzung digitaler Medien soziale Unterschiede. Das hat zum Beispiel eine Studie von Nicole Zillien 2006 belegt (vgl. Zillien 2006: 243). Besonders im Aspekt der Medienwahl, also ob eine technische Schnittstelle zur Interaktion genutzt wird und für welche Interaktionsanlässe diese Nutzung adäquat ist, drückt sich eine bedeutende Stärke des von Höflich vorgeschlagenen Modells aus. Von der Mikroebene des individuellen Handelns ausgehend, stellt es Routinisierung und Institutionalisierung von Gebrauchsweisen in den Mittelpunkt (vgl. Schmidt 2004: 14).

Wenn neue Medien in die alltägliche Nutzung diffundieren, werden sie mit unterschiedlichen Nutzungsweisen versehen, wobei zunächst die Verwendung überhaupt durch die „Early Adopter“ als Distinktionsmerkmal dient. So war die Verwendung des Funktelefons zunächst ein Statusmerkmal von Geschäftsleuten und Politikern, das ökonomisches (Preis) und symbolisches Kapital (Wichtigkeit des Besitzers) repräsentierte. Je mehr eine Technologie in den gesellschaftlichen Alltag diffundiert, desto mehr verlagert sich der Distinktionsgewinn vom Besitz bzw. der bloßen Möglichkeit der Verwendung hin zu differenzierten Gebrauchsweisen:

„Indem ein Medium vorwiegend zu bestimmten Zwecken genutzt wird, erlangt es [...] selber Bedeutung; es steht für sozial fixierte, standardisierte Gebrauchsweisen im jeweiligen sozialen Nutzungskontext. Ein standardisierter Gebrauch verweist im hier verstandenen Sinne auf ein relativ beständiges System regelgeleiteter Symbol-Bedeutungs-Verknüpfungen, mit dem eine Wahl zwischen alternativen Bedeutungen bereits vorweggenommen ist.“ (Höflich 1997: 216)

Die Nutzungszusammenhänge sind hier vor allem aus einer semiotischen Perspektive („Symbol-Bedeutungs-Verknüpfungen“) beschrieben, ihre Anwendbarkeit für die Zielstellung dieser Arbeit gründet aber vor allem in der Nähe zu Goffmans Rahmenmodell der Interaktion. Der von Höflich analysierte *standardisierte Gebrauch* ist ein sozialer Rahmen, der die Adäquanz der Verwendung und Interpretation des Mediums beinhaltet. Wie die von Goffman beschriebenen Rahmen definiert das sozial und kulturell etablierte Nutzungsumfeld einen bestimmten Wirklichkeitsbereich, dem gewisse Regeln zuzuordnen sind. Dies erleichtert die Verständigungsarbeit die jede Begegnung erfordert. Durch diese regelorientierte Perspektive kann Höflich auch das Konzept der ‚virtuellen Gemeinschaft‘ fassen, ohne auf eine problematische Dichotomisierung zwischen ‚real‘ und ‚virtuell‘ zurückzugreifen. Entscheidend sind dann nicht Gefühle sozioemotionaler Nähe, sondern die gemeinsam geteilten Regeln für die Adäquanz und den Ablauf der gemeinsamen Nutzung technischer Interaktionsschnittstellen (vgl. Schmidt 2004: 6).

Die Untersuchung technisch vermittelter Interaktionen über ein gemeinsames Medium – zumal wenn dieses wie Facebook unterschiedliche Nutzergruppen vereint – muss also auch immer vor dem Hintergrund der durch die Nutzer herangetragenen Wissensbestände und den durch seine Nutzung entstehenden Kontext betrachtet werden. Letzterer formt durch

die Institutionalisierung eines standardisierten (angemessenen) Gebrauchs Wissensbestände und Normen und kann wiederum zu einem sich davon abgrenzenden Nutzungskontext führen. Mit diesem Argument wird deutlich, dass eine prozedurale und kulturelle Regeln berücksichtigende Perspektive für das Zusammenspiel der in der Technik angelegten und durch die Nutzung entstehenden Sinnzusammenhänge sensibel sein muss.

3.2.4 Zusammenspiel als technisch vermittelte Interaktion

Technische Schnittstellen wie Facebook machen Angebote („Affordances“) und beinhalten Restriktionen. Auf Seite der Facebooknutzer wird die grundlegende Vermitteltheit menschlicher Begegnung reflektiert, indem Interpretationen und Typisierungen des Gegenübers – sei es die Technik an sich oder ein menschlicher Interaktionspartner – und die Situation der Nutzungspraxis berücksichtigt werden. Der Begriffsvorschlag der technisch vermittelten Interaktion beinhaltet dabei ein Rahmenmodell, welches die medienspezifische Umgebung und die soziale Situation der Nutzung integriert (vgl. Höflich 2003). Die so entstehenden Praxen wirken auf die Technik zurück. Sie re-formulieren kulturelle Werte oder bestimmte Handlungsmuster (vgl. Kozinets 2010: 22). Die Polarisierung zwischen „Technik“ und „Gesellschaft“ (vgl. Abbildung 1) in diesem Vorschlag ist nicht systematisch, sondern eher bildhaft. Der hier vorgestellte Ansatz dichotomisiert nicht zwischen „Mensch“ und „Maschine“, so wie er es zwischen „real“ und „virtuell“ auch nicht tut. Technik ist hier immer ein gesellschaftliches Produkt. Und „die Gesellschaft“ als Konstruktion und Gesellschaftlichkeit als Erfahrung werden zunehmend technisch vermittelt.

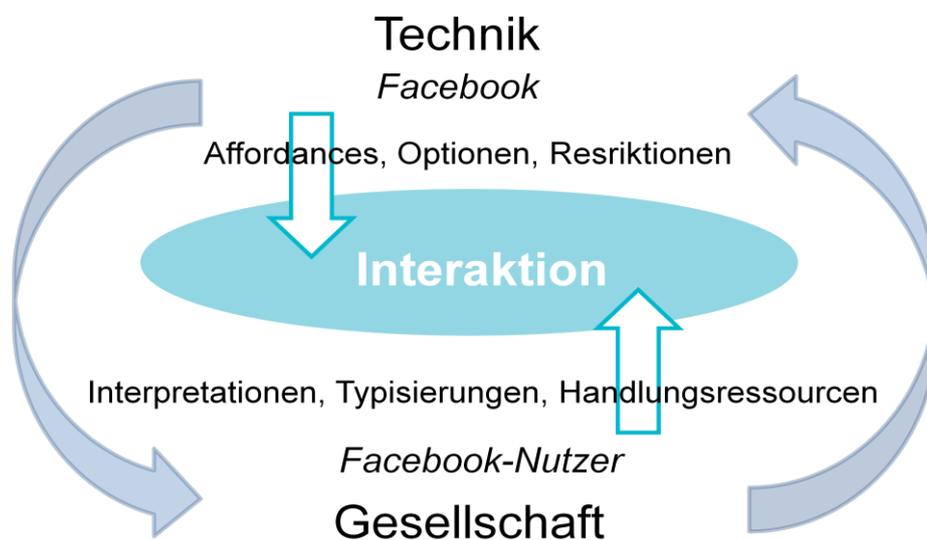


Abbildung 1 – Schaubild „technisch vermittelte Interaktion“ (Quelle: Eigene Darstellung)

Ein anschauliches Beispiel für das Ineinandergreifen von Technik und Gesellschaft ist die Bedeutungsgeschichte des bislang nicht näher erläuterten Begriffs des „Nutzers“. Im Zusammenhang mit digitaler Technik ist diese Übersetzung des englischen „user“ ausgespro-

chen gebräuchlich, was über die Implikationen seines Inhalts hinwegtäuschen mag. „Nutzer“ beschreibt das Ziel des Technikeinsatzes als nützlich. Das rückt die Verwendung von digitaler Technik in den Kontext von Rationalität und Ertrag. Eine der folgenreichsten Abweichungen von diesem Verwendungszweck war die Programmierung von Computer- und Videospielen: Aus technischen Versuchen von Studenten wurde eine der beliebtesten Freizeitgestaltungsformen der vergangenen Jahrzehnte. Die Technik wurde durch den spielerischen Umgang der damals ausschließlich professionellen Nutzer gehackt: Ihr wurde eine ihr ursprünglich nicht zugeordnete Funktionalität (Unterhaltung) verliehen. Inspiriert von Radarbildschirmen, die im zweiten Weltkrieg erstmals eingesetzt wurden, bauten Thomas Goldsmith Jr. und Estle Ray Mann in den Laboren des amerikanischen TV-Herstellers DuMont 1946 ein System aus acht Röhren, das das Abfeuern einer Rakete auf ein Ziel simulierte (vgl. Winter 1996). Über verschiedene Knöpfe konnte der Benutzer die Flugbahn und die Geschwindigkeit des Geschosses steuern. Der Rahmen des technisch Möglichen wurde mit einer neuen Nutzungsdimension gefüllt. Heute wird unter *Nutzung* jede Form der Verwendung digitaler Technik verstanden. Das leitende Prinzip bleibt die Dienstbarkeit der Technik für ein menschliches Ziel, auch und besonders wenn dieses Unterhaltung heißt. Die Gestaltung technischer Schnittstellen wird durch die zunehmende Intensität und Extensität ihrer Nutzung reflektiert und institutionalisiert. Dabei treten Regelungen zur Adäquanz der Verwendung nicht nur als implizite Codes von Nutzern digitaler Technik auf. Konkrete Kriterien zur Benutzbarkeit von Software sind in einem internationalen Normstandard definiert und werden seit 2002 fortlaufend aktualisiert: Mindestanforderungen an Informationsdarstellung, Benutzerführung, Dialogführung und die Individualisierung von Mensch-Maschine-Schnittstellen werden darin explizit formuliert (vgl. Deutsches Institut für Normung, EN ISO 9241). Das Kernkriterium dabei ist immer die sogenannte Gebrauchstauglichkeit, also die Effizienz des Systems im Hinblick auf seine Bestimmung und die Nutzerzufriedenheit. Es handelt sich dabei um eine Institutionalisierung der Anforderungen an technisch vermittelte Interaktion als von Experten abgestütztes Wissen um den Stand in Gestaltung und Anwendung. Die Norm ist zum einen Ausdruck der Eingliederung von Wissen über die Gestaltung technischer Schnittstellen in verschiedene gesellschaftliche Wissensbestände (Wirtschaft, Recht, Alltag), gleichzeitig konstituiert sie die Schaffung zukünftiger technischer Schnittstellen durch ihre Verbindlichkeit. Das kurze Beispiel der Begriffsgeschichte des „Nutzers“ vom Forscher über den Videospiele hin zur wichtigsten Instanz der Gestaltung zeigt – in einem im Vergleich zur konkreten Interaktion sehr weit gefassten Blickwinkel –, dass Technik ein gesellschaftliches Produkt ist, dessen Beschaffenheit und Verwendung gesellschaftliche Veränderung erzeugt.

Die Stärke der vorgeschlagenen Konzeptualisierung von technisch vermittelter Interaktion liegt in deren Verständnis als doppelseitig vermittelten Prozess. Die analytische Polarisierung zwischen Technik und Gesellschaft erfasst die Nutzung sozialer Netzwerkseiten als von zwei wesentlichen Faktoren bestimmt: Aneignung eines technischen, sinnhaft strukturierten Mediums. Eine sozial und kulturell geformte Aneignung, die beeinflusst, wie das tech-

nische Potenzial eines Mediums selektiv genutzt wird, und das Handeln der beteiligten Akteure rahmt (vgl. Neuberger 2011: 36).

3.3 Konsequenzen für die Analyse technisch vermittelter Interaktion

Worauf kommt es in der Analyse von sozialen Netzwerkseiten nach dem Modell der technisch vermittelten Interaktion an? Die Nutzung muss von zwei unterschiedlichen ‚Sinnquellen‘ her betrachtet werden: Den durch die technische Gestaltung evozierten Implikationen und den sozialen und kulturellen Implikationen der Nutzer.

Wenn Facebook-Nutzer miteinander chatten, dann finden vielfältige technische Vermittlungen statt: Ein Bildschirm stellt graphische Zeichen dar, die von der ursprünglichen Tastatureingabe des Chatpartners über dessen Computer oder Smartphone an einen Webserver gesendet, und schließlich wieder vom Computer des Empfängers decodiert wurden. Diese Interaktion basiert auf einem für die Interaktanten sichtbaren Chatprotokoll und zahlreichen unsichtbaren technischen Agenten wie TCP/IP²² und JavaScript²³. Der Chat von zwei Facebook-Nutzern ist nicht ausschließlich durch wertneutrale technische Kanäle (Tastatur, Bildschirm, Agenten) vermittelt, sondern durch die Sinnstrukturen dieses technischen Interaktionsumfelds. Damit sind Interaktionen auf Facebook vielschichtiger als face-to-face-Kontakte. In das Zusammenspiel der Interaktanten tritt mit den Sinnangeboten der Kommunikationssoftware ein weiterer Akteur (vgl. Pinch 2007: 6). Entgegen der strukturalistischen Position Friedrich Kittlers, die Medienphilosoph Frank Hartmann als „informationstheoretischen Materialismus“ (Hartmann 2003: 16-17) beschrieben hat, ist es durchaus fruchtbar, diese Sinnebenen hermeneutisch zu analysieren. Die Sinnvermittlung durch Facebook geschieht zunächst einmal auf ‚physischer‘ Ebene als optisches und akustisches Umfeld der Nutzung. Was sieht der Nutzer? Was kann er wie benutzen? Wie ist es dargestellt, bewegt es sich? Muss er sich anmelden? Solche Fragen helfen, das „dem Artefakt eingeschriebene Nutzer-Skript“ (Hirschauer 1999: 229) zu entschlüsseln. Im Falle eines Fahrstuhls sind Fragen der Zugänglichkeit und Wechselseitigkeit der Benutzenden noch relativ einfach zu beantworten: Es handelt sich um eine geschlossene Kabine für eine begrenzte Anzahl an Personen, die durch eine Tür betreten wird. Im Fall eines Online-Netzwerks sind besonders diese Fragen aufgrund der komplexeren Funktionsweise schwieriger zu bestimmen.

²² Das „Transmission Control Protocol / Internet Protocol“ (TCP/IP) ist eine Familie von Netzwerkprotokollen, die universell verwendet wird und unabhängig von allen gängigen Computer-Betriebssystemen zur Vernetzung zur Verfügung steht. Heute verwenden neben PCs auch Router, Drucker bzw. Druckserver, IP-Telefone, IP-Radios oder Hardware-Firewalls dieses Protokoll als Standard.

²³ „JavaScript“ ist eine Programmiersprache, die vor allem für Webbrowser benutzt wird. Sie organisiert das Senden und Empfangen von Daten, ohne dass der Browser eine Webseite neu laden muss. JavaScript ermöglicht so bestimmte Webdesign-Methoden, bei denen während der Anzeige einer Webseite diese durch Benutzereingaben verändert wird – Wie zum Beispiel ein sich aktualisierendes Chat-Fenster.

Die Struktur der Informationsverarbeitung auf Facebook basiert auf Datenbanksystemen. Die automatisierte Speicherung von Informationen in Datenbanken hat strukturelle Implikationen: Es handelt sich eine spezielle Form des Organisierens von Informationen. Ein Sortieren nach festgelegten Kategorien, das schnellen Zugriff und Vergleichbarkeit sichern soll. Hinter diese strukturellen Bedingungen des technisch vermittelten Interaktionsumfelds darf ein wissenssoziologisches Forschungsprogramm nicht zurücktreten. Zumal die Konzepte der untersuchten Facebook-Nutzer zeigen, dass sie die Auswirkungen dieser strukturellen Implikationen sehr wohl spüren (vgl. Kap 5.3). Darüber hinaus ist der *Nutzen* von Facebook, also das Ziel des Nutzungs-Skripts, von unterschiedlichen expliziten und nicht-expliziten Zielstellungen seiner Konstrukteure geprägt. So heißt es zum Ziel der Plattform auf der Startseite: „Facebook ermöglicht es dir, mit den Menschen in deinem Leben in Verbindung zu treten und Inhalte mit diesen zu teilen.“ (Facebook Inc. 2012). Anders als der Fahrstuhl, der bis auf wenige technische Informationen nicht mit seinen Nutzern spricht,²⁴ adressiert sich Facebook explizit an seine Nutzer. Es erklärt sich und seine Funktionen und fordert aktiv zur Teilnahme und regelmäßigen Benutzung auf. Diese Explikationen sind ein Vorteil in der Analyse von Software als technisch vermittelter Interaktion. Sie lassen sich interpretieren und bieten Hinweise auf das von den Schöpfern antizipierte Nutzermodell. Gleichzeitig verraten sie auch etwas über die kulturellen Implikationen der ansonsten zum Schweigen verpflichteten Menschen²⁵ hinter Facebook (vgl. Kap. 4.4). Auch die nicht explizierten Motivationen der Bereitstellung einer solchen Technik sind wichtig für die Rekonstruktion des durch die technische Schnittstelle adressierten Sinns der Interaktion. Während das oben zitierte Mission Statement von Facebook als Schriftzug prominent neben dem Log-In-Bereich positioniert ist, sind die Nutzungsbedingungen und die Datenschutzrichtlinien in wesentlich kleinerer Schriftart am unteren Ende der Seite verlinkt. Dass Facebook ein Unternehmen ist, das mit Nutzerdaten Geld verdient, und deswegen kommerzielles Interesse an der Zahl und Aktivität seiner Nutzer hat, muss ausdrücklich berücksichtigt werden. Die kommerzielle Motivation der Plattform sollte dabei gleichzeitig kein Anlass sein, Facebook als Interaktionsumfeld nicht ernst zu nehmen. Zum einen habe ich zu zeigen versucht, dass ein programmiertes Skript die soziale Situation, die Interpretation und Verwendung seiner selbst nicht determiniert. Zum anderen ist die Diffusion neuartiger Technik in den Alltag im kapitalistischen Wirtschaftssystem immer an das kommerzielle Interesse eines Investors gebunden, der die sprichwörtliche Marktreife und damit die praktische und preisliche Alltagstauglichkeit ermöglicht. Die technische Entwicklung des Fahrstuhls zum Beispiel ist begründet im kommerziellen Interesse des Bergbaus und seine weitreichende Verbreitung im Alltagsleben verdankt sich dem kommerziellen Interesse des amerikanischen Immobilienwesens Ende des 19. und

²⁴ Auch wenn es Fahrstühle mit automatischer Stockwerksansage für blinde Nutzer gibt, sind die im Fahrstuhl explizierten Informationen im Vergleich zu Facebook spärlich. Neben einer Benutzungsordnung inkl. dem Hinweis was in Notfällen zu tun sei, gibt es i.d.R. nur die sich verändernde Stockwerksanzeige.

²⁵ Es ist mir aus diesem Grund leider nicht gelungen im Zuge der Recherchen zu dieser Arbeit, einen Entwickler von Facebook zu interviewen. Die Pressesprecherin der deutschen Niederlassung bezeichnete dies mir gegenüber am Telefon als prinzipiell unmöglich. Für den Sammelband „Generation Facebook“ ist es gelungen, einen Programmierer anonym zu befragen (Frank 2011).

Anfang des 20. Jahrhunderts, das mit einer vertikalen Transportmöglichkeit „die knappen Grundstücksflächen der Metropolen rentabilitätssteigernd ausbeuten“ konnte (Hirschauer 1999: 223).

Ebenso wenig wie die Analyse des durch die technische Gestaltung von Facebook strukturierten Sinns, sind die von Nutzerseite an die Interaktion herangetragenen Sinnbestände immer explizit. Sozial geformte Praktiken, besonders solche des alltäglichen Lebens, sind selbstverständlich und müssen auch als solche behandelt werden, damit Handeln überhaupt möglich ist. Die Typisierungen und Interpretationen der Nutzer lassen sich aber durchaus rekonstruieren, und zwar, indem man die Nutzer zu ihrer Praxis offen befragt. Ein Schlüssel zu Normalerwartungen und angelegten Interpretationsrahmen der Nutzer sind dabei Irritationen der Praxis. Wie in Garfinkels berühmten Krisenexperimenten werden in der Irritation von Normalität die sie konstituierenden Regeln und Inhalte durch die Verletzung sichtbar (vgl. Heritage 1984). Am oben angeführten Beispiel des Facebook-Chats lassen sich vielfältige regelhafte Vorstrukturierungen der Nutzung zeigen. So ist es zunächst einmal nicht selbstverständlich, dass Nutzer die Chatfunktion überhaupt annehmen, weil sie nicht ungefragt angeschrieben werden wollen. Andere wissen von der Möglichkeit der Deaktivierung dieser Option gar nicht, weil sie ihnen als elementarer Bestandteil des Nutzens der Facebook-Kommunikation entgegentritt. Dafür kann in ihrem Fall die Frage, ob das Thema eines Chats angemessen ist, zu großen Irritationen führen: Wenn sich dort ein Bekannter mit einem persönlichen Problem an sie wendet, anstatt wie üblich den gemeinsamen Partybesuch zu planen.

Das so geäußerte Wissen der Nutzer muss analytisch vor allem als medienadäquate Kompetenz verstanden werden (vgl. Höflich 1997: 209-210). Es handelt sich nicht nur um Wissen, wie man den Chat bedient (Anklicken, Eintippen, Absenden), sondern um Wissen zweiter Ordnung, dass dieses Wissen erster Ordnung strukturiert und kanalisiert. Mit ihrer These der „Informierung des Wissens“ hat die deutsche Soziologin Nina Degele ein wissenssoziologisches Konzept zur Beschreibung dieses spezifischen Wissens über Medien und mediale Inhalte formuliert (Degele 2007). Sie stellt fest, dass die Bedeutung von Wissen erster Ordnung zu Gunsten Wissen zweiter Ordnung abnimmt. Das Informieren als ‚in eine Form bringen‘ umfasst den Prozess des Formgebens von solchen Kompetenzen wie auch das Ergebnis der Formgebung (vgl. Degele 2007: 395). Die wichtigsten Taktiken der Nutzer sind dabei vor dem Hintergrund der unverarbeitbaren Menge an Wissen erster Ordnung Kommunikationsabwehr und Informationsvermeidung. Zwei analytische Konzepte, die sich auch in den Aussagen der Facebook-Nutzer als Probleme der Facebook-Nutzung widerspiegeln. Besonders vor dem Hintergrund des zuletzt genannten Aspekts wird noch einmal deutlich, dass die technisch vermittelte Interaktion nicht nur das Ergebnis einer speziellen Konstellation aus technischen und sozialen Vorgaben ist, sondern als Prozess ebenso Ausgangspunkt deren (Re-)Konstruktion. Das vorgestellte Modell der Interaktion ist immer zugleich technisch *vermittelt* als auch Technik *vermittelnd*.

4. Was ist Facebook?

Facebook ist eine Online-Datenbank, in die sich die Nutzer über eine Website oder ein Programm für mobile Endgeräte einloggen können. Zur Nutzung der Datenbank müssen sich Interessierte zuvor registrieren und ein persönliches Profil anlegen. Zweck der Nutzung ist das Erstellen eines sozialen Netzwerks durch Verbindungen mit anderen Profilen. Eine der bekanntesten Definitionen von sozialen Netzwerkseiten (SNS)²⁶ wie Facebook stammt von der amerikanischen Wissenschaftlerin Danah M. Boyd. Sie wählte vermutlich als erste Forscherin einen ethnographischen Zugang zum Feld, und ließ sich von amerikanischen Teenagern erzählen, wie sie Facebook benutzen und welche Rolle die Plattform in ihrem Leben spielt (Boyd 2008). Deswegen verwundert es nicht, dass Boyds Definition vor allem ein Alltagsverständnis der Nutzung reflektiert. Sie versteht unter sozialen Netzwerkseiten:

„[...] web-based services that allow individuals to (1) construct a public or semi-public profile within a bounded system, (2) articulate a list of other users with whom they share a connection, and (3) view and traverse their list of connections and those made by others within the system. The nature and nomenclature of these connections may vary from site to site.“ (Boyd und Ellison 2007: 211)

Die drei Grundfunktionen Erstellen eines eigenen Profils (1), Verknüpfen mit anderen Nutzern (2) sowie die Sichtbar- und Überschneidbarkeit der Verknüpfungen (3) beschreiben SNS insofern treffend, als dass das Alleinstellungsmerkmal dieser Online-Dienste das *Abbilden und Sichtbarmachen der Beziehungen ihrer Mitglieder* ist (vgl. Neuberger 2011: 37). Das persönliche Profil als Stellvertreter seines Nutzers wird zum Zentrum eines egozentrierten Netzwerks aus Kontakten mit anderen Nutzern (vgl. Döring 2003: 318ff.). In diesem Punkt unterscheiden sich SNS von anderen Social Media-Angeboten²⁷ wie dem Online-Lexikon Wikipedia oder der Videoclip-Plattform Youtube. Diesen Angeboten ist zwar gemein, dass ihre Inhalte nicht vom Betreiber, sondern von den Nutzern erstellt werden (*User-generated Content*). Bei den SNS sind Beziehungsaufbau, Beziehungspflege und Eigenrepräsentation allerdings explizit das Ziel der Nutzung.

Die in Boyds Definition angesprochene ‚Natur‘ und Systematik sozialer Netzwerkseiten („nature and nomenclature“) sollen in diesem Kapitel im Sinne der Leitfrage der vorliegenden Arbeit untersucht werden: Was zeichnet das Interaktionsumfeld Facebook aus? Die durch die technische Beschaffenheit von Facebook hergestellte *soziale Situation* (vgl. Kap. 2.1.3) und die dadurch strukturierten Sinnbestände als konstitutive Elemente der Nutzung als technisch vermittelte Interaktion (vgl. Kap. 3) sollen auf unterschiedlichen Ebenen beleuchtet werden. Durch ein hohes Maß an Integration unterschiedlicher, bislang separater Kommuni-

²⁶ In englischer Forschungsliteratur hat sich der Terminus *social networking service* etabliert. Die hier gewählte Entsprechung *soziale Netzwerkseite* übersetzt diesen nicht korrekt, entspricht dem deutschen Sprachgebrauch aber eher. Sowohl im englischen als auch im deutschen Forschungskontext werden parallel auch geringfügig abweichende oder synonyme Formulierungen wie „Social Network Sites“ oder „Online Community“ verwendet – Systematische Unterschiede sind dabei nicht zu erkennen.

²⁷ „Social Media“ bezeichnet digitale Medien und Technologien, die es Nutzern ermöglichen, sich untereinander auszutauschen und mediale Inhalte einzeln oder gemeinsam zu gestalten.

kationskanäle (E-Mail, Chat, Online-Gruppen) und medialer Inhalte bietet Facebook seinen Nutzern unterschiedliche Interaktions- und Darstellungsmöglichkeiten, die vor der Untersuchung geordnet werden müssen. Dabei werden im Benutzerskript enthaltene prozedurale und strukturelle Zwänge sichtbar (3.2). Der dahinterliegende *soziale Sinn* der Plattform speist sich aus einem kulturellen Code, der unterschiedliche, teils widersprüchliche Elemente beinhaltet: Wettbewerb, Distinktion und einen ambivalenten Bezug zu Aufrichtigkeit und Moral (3.3). Schlussendlich sollen die Bedingungen der Interaktion auf Facebook zusammengefasst und als handlungsleitend für den empirischen Teil formuliert werden (3.4). Zu Beginn soll allerdings das Ausmaß der Facebook-Nutzung und dessen Geschichte (3.1) dargestellt werden.

4.1 Die Geschichte von Facebook

Im Februar 2012 hat Facebook nach eigenen Angaben die Grenze von 845 Millionen aktiven Nutzern überschritten (vgl. Facebook Inc. 2012). Als aktiver Nutzer gilt dabei, wer sich mindestens einmal im Monat einloggt. Mehr als die Hälfte, etwa 500 Millionen User, nutzen die Plattform sogar täglich und mehr als 350 Millionen Menschen nutzen Facebook unabhängig von PC oder Laptop auf mobilen Endgeräten wie Smartphones und Tablet PCs (vgl. Facebook Inc. 2012). Da die Zahlen zur Facebooknutzung nicht unabhängig erhoben werden und im Rahmen des Geschäftsmodells der Firma direkte Auswirkungen auf deren Werbeerlöse und ihren Börsenkurs haben, sind Zweifel an ihrer Genauigkeit angebracht. Für Unklarheiten sorgt beispielsweise die Trennschärfe der Definition „aktive Nutzer“: Das Internet-Marktforschungsinstitut Nielsen Company zählte im Dezember 2011 153 Millionen „Unique Users“²⁸ aus den USA, während Facebook für diesen Zeitraum 161 Millionen angab (vgl. Schleifer 2012). Überträgt man dies auf die weltweite Nutzung, dürfte die Zahl der aktiven Nutzer um etwa 42 Millionen geringer sein, als von Facebook angegeben. Zu dieser Abweichung von 5 % kommt noch die Verzerrung durch doppelte oder unter falschem Namen angemeldete Profile. Die Zahl der sogenannten „Fake-Accounts“ hat die Firma in einer Nachmeldung für die Börsenaufsicht mit 5 bis 6 % angegeben (vgl. U.S. Securities and Exchange Commission 2012). Diese Abweichungen berücksichtigt, dürfte es derzeit also etwa 752 Millionen regelmäßige Nutzer von Facebook geben. Für die wirtschaftliche Bewertung des Un-

²⁸ "Unique User" ist eine gebräuchliche Kennzahl für die Popularität einer Website. Sie beinhaltet die Anzahl der Personen, die eine Website in einem festgelegten Zeitraum aufgerufen haben. Die Nutzerzahl wird meist durch sog. Cookies, also einem beim Besuch der Seite auf dem Computer des Nutzers hinterlassenen Datenbankeintrag, ermittelt. Häufig ist diese Funktion von den Nutzern allerdings deaktiviert, weswegen die IP-Adresse des Computers, von welchem der Nutzer die Seite aufruft, zur Abgrenzung des Nutzungsvorgangs herangezogen wird. Dabei kann es zu Verzerrungen kommen, da eine einzelne IP-Adresse nicht zwangsläufig eine einzelne Person identifiziert. Anonymisierungsdienste können einem einzelnen Nutzer je Zugriff jeweils eine andere IP-Adresse zuweisen, dagegen können Zugriffe von verschiedenen Personen innerhalb eines lokalen Netzwerks dieselbe Adresse aufweisen. Deswegen wird statt der Bezeichnung des "Unique User" in einem engeren Sinne auch von "Unique Visits" also Seitenzugriffen gesprochen. In der Bewertung dieser Zahlen durch die Werbewirtschaft spielt dieser Unterschied eine untergeordnete Rolle, die Begriffe werden häufig synonym verwendet.

ternehmens ist eine Abweichung von insgesamt 11 % durchaus ein relevanter Faktor, für die Einordnung des Umfangs der Facebook-Nutzung jedoch nahezu unerheblich.

Facebook war im Jahr 2011 die am häufigsten aufgerufene Website der Welt (vgl. Google 2011). Wenn Facebook ein Land wäre, hätte es die drittgrößte Bevölkerung der Erde (vgl. Lur 2010). 50% des mobilen Datenverkehrs im UK sind Zugriffe auf Facebook (vgl. Qualman 2010). Die Nutzung sozialer Netzwerkseiten hat sogar den Konsum von Pornographie als beliebteste Tätigkeit im Internet überholt (vgl. Reuters 2008). In 127 von 135 erfassten Ländern der Welt ist Facebook die SNS mit den meisten Seitenaufrufen (vgl. Cosenza 2012). Facebook ist wortwörtlich ein weltweites Phänomen: In mindestens 135 Ländern und 86 verschiedenen Sprachen²⁹ wird Facebook benutzt. Alle Nutzer sehen dasselbe Design, haben dieselben Funktionen zur Auswahl und sind potentiell füreinander erreichbar. Außerdem ist kein Webservice so erfolgreich im am stärksten wachsenden Bereich der Internetnutzung, dem Internet für mobile Endgeräte.

Dieser Nutzungsumfang ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass die Seite erst seit Februar 2004 online ist. Gegründet wurde Facebook als Online-Variante eines gedruckten „facebook“ für Studenten der US-Elite-Universität Harvard. Diese Jahrgangsbücher verzeichnen die Schüler und Studenten (teilweise auch Mitarbeiter) amerikanischer High Schools, Colleges oder Universitäten mit Namen, Bild und wenigen biographischen Informationen. Teilweise werden sie von den Hochschulen am Anfang des Semesters herausgegeben, damit sich die Studierenden besser kennen lernen. Die erste Version des Online-„facebook“ war so beliebt, dass Facebook-Gründer Marc Zuckerberg und sein Team die Seite nach einem Monat bereits für Studierende vier weiterer Ivy-League-Universitäten, darunter Stanford und Yale, öffneten. Zugangsvoraussetzung zur Anmeldung war eine „.edu“-Mailadresse, die nur amerikanische Colleges vergeben können. Ende 2004 hatte Facebook bereits eine Million Mitglieder und war von einem Campus-Phänomen in Harvard zu einer Internetfirma mit Sitz im Silicon Valley geworden. Die Risikokapital-Investment-Gruppe Accel Partners investierte im Mai 2005 13 Millionen US Dollar in die Firma (vgl. Accel Partners 2005). Am Ende des Jahres 2005 hatte Facebook bereits 5,5 Millionen Nutzer. Der Zugang wurde schrittweise für Studenten aller Universitäten der Vereinigten Staaten geöffnet, bis aufgrund der starken Nachfrage im September 2006 eine Version für High School-Schüler veröffentlicht wurde. Ende desselben Monats senkte Facebook seine Zugangsvoraussetzungen auf ein Mindestalter von 13 Jahren (Abram 2006) und ermöglichte damit ein beispielloses Wachstum (vgl. Abbildung 2).

²⁹ Stand Februar 2012. Alle Sprachversionen außer der englischen sind von den Nutzern selbst übersetzt und kontrolliert worden. Neben Regionalvarianten wie Castilianischem Spanisch und beinahe ausgestorbenen Sprachen wie Cherokee sind unter den Angeboten auch drei aus dem Internetjargon oder populärkulturellen Phänomenen abgeleitete „Sprachen“ wie Piraten-Englisch („Arrr!!!“), Standrad-Englisch in umgedrehten Buchstaben und „Leetspeak“ (Ersetzen von Buchstaben durch Zahlen und Sonderzeichen).

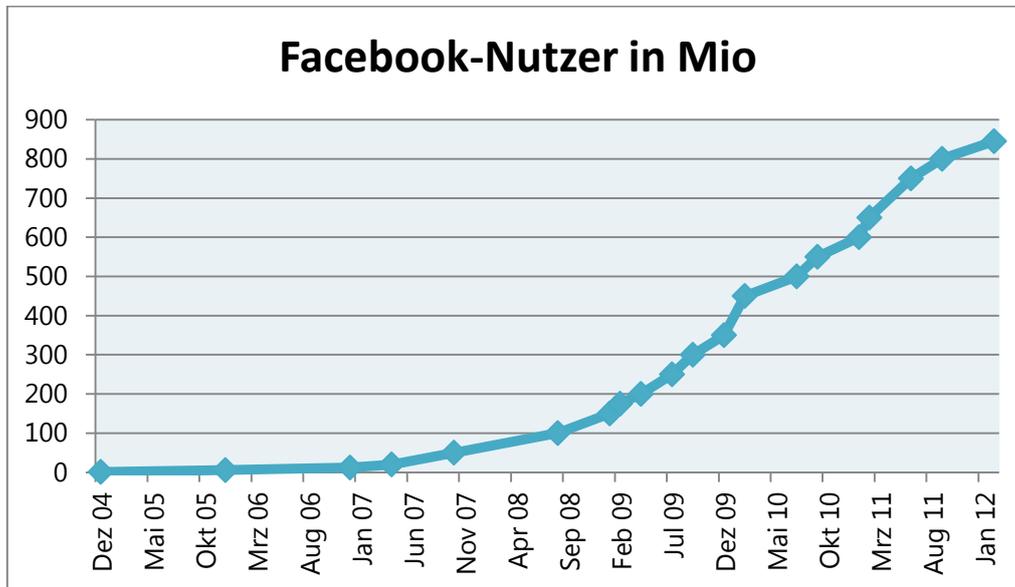


Abbildung 2 – Facebook-Nutzer (Quelle: Eigene Darstellung nach Daten von Facebook)

Viereinhalb Jahre nach der Gründung und knapp zwei Jahre nach der Öffnung für alle Nutzer über 13 hatte Facebook bereits 100 Millionen angemeldete Nutzer. Parallel zum Nutzerwachstum differenzieren sich auch die Facebook-Funktionen (vgl. Kap 3.3) immer mehr aus: Die Pinnwand (2004), das Teilen von Websites (2006), das berühmte „Gefällt mir!“ mit dem nach oben gereckten Daumen und ein optimiertes Chat- und Nachrichtensystem (2011) wurden von Facebook selbst entwickelt. Ein entscheidender Schritt lag jedoch in der Freigabe des Facebook-Codes für andere Entwickler. Im Jahr 2007 öffnete sich Facebook für externe Anwendungen Dritter (vgl. Stöcker 2007) und schuf so eine neue Qualität in der bis dahin relativ klassischen Werbeverwertung der reinen Nutzerzahl. Indem Entwicklern die Möglichkeit gegeben wurde, Anwendungen zu entwickeln, die in die Menüs und Profilelemente von Facebook selbst integriert werden, erscheinen diese Dienste – wie etwa eine Applikation die mitteilt, welche Musik der Nutzer gerade hört³⁰ – nicht als Werbung, sondern als automatisch generierte Information über den Nutzer im „Newsfeed“ (vgl. Kap 3.3) der mit ihm befreundeten Profile. Dadurch vermarkten sich diese Anwendungen quasi selbst und zwar so, dass die Nutzer dies nicht als klassische Werbung empfinden. Facebook stellte die offene Entwickleroberfläche kostenlos zur Verfügung und erhöhte somit die Attraktivität für andere Dienste. Durch dieses Einbinden externer Anwendungen erweiterten sich die Möglichkeiten der Nutzung täglich und Facebook profitierte von dieser stetig steigenden Attraktivität durch weiter steigende Nutzerzahlen. Ebenfalls 2007 startete Facebook auch einen personalisierten Werbeservice, bei dem Nutzer zu ihren angegebenen Interessen passende Werbeanzeigen im Facebookdesign angezeigt bekommen. Durch diese Implementierung von Werbemöglichkeiten hat die Facebook Inc. Mitte 2009 erstmals mehr Geld verdient, als ausgegeben. Am En-

³⁰ Diese Anwendung funktioniert über ein Skript, das das Wiedergabeprogramm des Nutzers (z.B. iTunes) in Echtzeit ausliest und die Informationen automatisch in dessen Facebookprofil postet.

de des folgenden Jahres stand ein Umsatz von 2 Milliarden US Dollar bei 600 Millionen Mitgliedern (vgl. Grigat und Reißmann 2012) zu Buche.

Die Verdopplung der Nutzerzahlen von etwa 250 Millionen auf 500 Millionen zwischen Mitte 2009 und Mitte 2010 geht vor allem auf die starken Zuwächse außerhalb der Vereinigten Staaten zurück. Die deutschsprachige Variante von Facebook startete im März 2008. Ein Jahr später waren schon über zwei Millionen deutsche Nutzer angemeldet. Im Januar 2010 überholte Facebook mit 13 Millionen Aufrufen die drei SNS des bisherigen Marktführers Holtzbrinckgruppe (StudiVZ, SchülerVZ und MeinVZ), die in jenem Monat zusammen 12 Millionen Seitenaufrufe hatten (vgl. Pader 2010). Im Januar 2012 waren 22 Millionen Nutzer aus Deutschland auf Facebook aktiv, was im weltweiten Vergleich Platz 10 der absoluten Nutzerzahlen pro Land bedeutet. Im Facebook-Ursprungsland USA ist fast die Hälfte der Bevölkerung (153 Millionen Nutzer) auf der Seite aktiv (vgl. Roth 2012).

Wie bei vielen digitalen Kommunikationskanälen sind die ersten Anwender (*Early Adopter*) vorwiegend junge Nutzer. Da die Nutzungshistorie von Facebook darüber hinaus explizit auf Studierende zielte und dann in die Welt der Teenager diffundierte (vgl. Boyd 2008: 103), lässt sich eine entsprechende demographische Struktur auch bei den Facebook-Nutzern aus Deutschland feststellen (vgl. Abbildung 3).

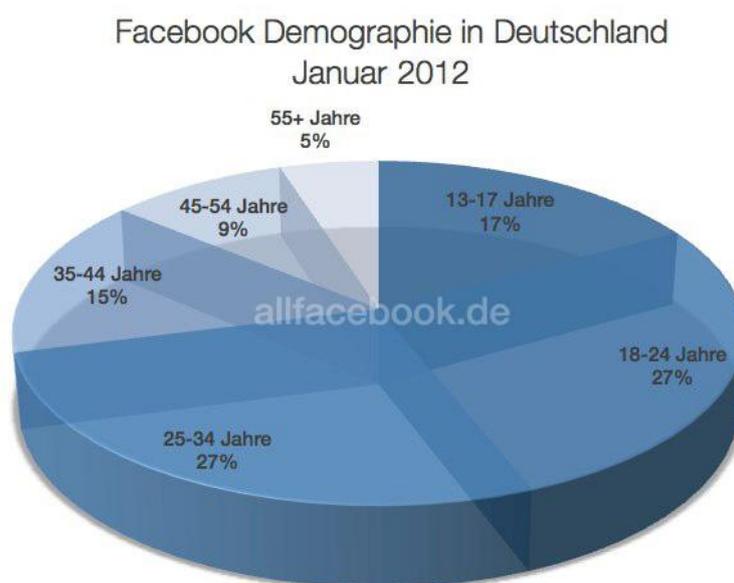


Abbildung 3 –Facebook-Demographie in Deutschland (Quelle: Roth 2012 nach Daten von Facebook)

Fast drei Viertel (71%) der Facebook-Nutzer aus Deutschland sind jünger als 34 Jahre. Obwohl die relativen Zuwächse in den beiden älteren Nutzergruppen am höchsten sind (2011 jeweils verdoppelt), sind die absoluten Zuwächse bei den jungen Nutzern weiterhin am größten. Die jüngeren Nutzergruppen sind im Vergleich zur Altersverteilung der Gesamtbevölke-

rung überrepräsentiert.³¹ Aus diesem Grund fokussiert diese Arbeit im empirischen Teil auch auf die Nutzungspraktiken der 13 bis 34-Jährigen.

Parallel zu ihren Erfolgen wurden das Online-Netzwerk und die Firma Facebook vermehrt Gegenstand des öffentlichen Interesses in Deutschland. Die Bundesverbraucherschutzministerin Ilse Aigner (CSU) schrieb einen öffentlichen Brief an Facebook-Gründer Marc Zuckerberg, in dem sie auf die mit deutschem Datenschutzrecht unverträglichen Praktiken von Facebook, wie z.B. die in den AGB verankerten Nutzungsrechte Facebooks an den von den Nutzern eingetragenen Daten,³² verwies. Nach einem Gespräch mit einem Facebook-Manager wenige Tage später trat sie demonstrativ aus dem Netzwerk aus (vgl. Beckedahl 2010). Weitere die Privatsphäre und Datenschutz betreffende Diskurse in der deutschsprachigen Öffentlichkeit thematisierten im Sommer 2011 die unbeabsichtigte Veröffentlichung privater Veranstaltungen („Thessas Geburtstagsparty“) und die von Facebook unangekündigt eingeführte Funktion der automatischen Gesichtserkennung auf Fotos (vgl. Ihlenfeld 2011). Ein knappes Jahr zuvor startete in Deutschland der Film „The Social Network“ (IMDb)³³, dessen Handlung die Entstehungsgeschichte der sozialen Netzwerkseite thematisierte. Facebookgründer Zuckerberg und die Facebook Inc. distanzieren sich von dem Film und verweigerten dem Filmverleiher eine Werbefläche auf Facebook (vgl. Moll 2010). Gegenstand der Kritik war u.a. die im Film dargestellte Motivation Zuckerbergs mit der Gründung des Netzwerks hauptsächlich Frauen kennen lernen zu wollen (vgl. ebd.). Mit der Ankündigung ihres Börsengangs hat die Firma und Plattform Facebook in den vergangenen Monaten einen erneuten Aufmerksamkeitsschub bekommen. Der im Zusammenhang mit dieser Ankündigung kolportierte Unternehmenswert von bis zu 100 Milliarden US Dollar wird in zweifacher Hinsicht kritisch hinterfragt. Börsenexperten fühlen sich an die Dotcomblase erinnert und fragen nach den Erlösmöglichkeiten des einzigen Produkts von Facebook, den Nutzerdaten (vgl. Pitzke 2012). Datenschützer und Web-Aktivisten fürchten weitere Anwendungen und Optionen, die persönliche Informationen der Nutzer gegen deren Interessen auswerten und Geschäftspartnern gegen Bezahlung zur Verfügung stellen.

Zu den Merkmalen von Internet basierten Angeboten oder über das Internet verbreiteten Phänomenen gehört es, dass sie so schnell wieder verschwinden, bzw. irrelevant werden können, wie sie aufkamen. Auch im Phänomen der Nutzung der sozialen Netzwerkseite Facebook verbirgt sich das Potential für (vor allem wirtschaftliche) Überbewertung. Gleichzeitig zeigt der kurze Überblick über die Geschichte von Facebook das im Internet bislang einmalige Ausmaß seiner Nutzung. Mehr als 10 % der Weltbevölkerung sind Nutzer eines Angebots, das ihre sozialen Aktivitäten abbilden und verstärken will. Mehr als die Hälfte von

³¹ Ein ausführlicher Vergleich ist für den Zweck dieser Darstellung zu aufwendig. Mit den Daten des frei zugänglichen Mikrozensus 2009 Statistisches Bundesamt Deutschland (2010) lässt sich aber z.B. zeigen, dass die über 45-Jährigen 2009 39,7 % der Gesamtbevölkerung ausmachten, im Januar 2012 aber nur 16 % der Facebook-Nutzer stellten.

³² In der AGB heißt es „Du gibst uns eine nicht-exklusive, übertragbare, unterlizenzierbare, gebührenfreie, weltweite Lizenz für die Nutzung jeglicher IP-Inhalte, die du auf oder im Zusammenhang mit Facebook postest“ Facebook Inc. (2012c)

³³ Der Film erhielt überwiegend gute Kritiken und dominierte die amerikanische Filmsaison. Er gewann mehrere Auszeichnungen, darunter vier Golden Globes und drei Oscars.

Ihnen benutzt die Plattform *täglich* und 350 Millionen Nutzer sind durch ihre mobilen Endgeräte in der Lage, *immer und überall* darauf zuzugreifen.

4.2 Die Interaktionsmöglichkeiten von Facebook

Soziale Netzwerkseiten im Allgemeinen und Facebook im speziellen sind keine, wie bereits angedeutet wurde (vgl. Kap. 3), Medien im klassischen Sinn. Sie sind Plattformen, die sich durch unterschiedliche innere Öffentlichkeiten auszeichnen. Facebook ist auch deswegen kein Einzelmedium, weil seine technische Gestaltung auf die Konvergenz unterschiedlicher Medientypen, wie Text, Bild und Video ausgerichtet ist. Diese Medien können entweder innerhalb der Plattform hochgeladen werden, aber auch als Inhalte anderer Webseiten oder Web2.0-Angebote durch die Nutzer eingebunden werden. Der enorme Erfolg Facebooks (vgl. Kap. 3.1) gründet sich vor allem auf diesem dialektischen Prinzip seiner Gestaltung: Durch seine hohe Konvergenzfähigkeit ist Facebook zu einer Art ‚Internet im Internet‘ geworden. Die Durchlässigkeit für externe Anwendungen ermöglicht unterschiedliche Distributions- und Konsumtionsformen von medialen Inhalten anderer Webseiten und Anbietern, ohne dass die Nutzer dabei Facebook verlassen müssen. Gleichzeitig bietet Facebook konfigurierbare „Social Plugins“ an, die kostenlos in Webseiten integriert werden können, um den Informations- und Nutzerfluss zu Facebook zu erhöhen. In der umgekehrten Richtung, aus Facebook heraus, ist die Grenzfläche zu anderen Anwendungen nicht im gleichen Maß durchlässig. Zwar werden über eine standardisierte Schnittstelle Abfragen von Objekten innerhalb der Facebook-Datenbanken erlaubt, grundsätzlich wird die tatsächliche Nutzung von Facebook-Angeboten durch die Apps aber nicht nach außen verlagert, sondern von außen intensiviert. Tatsächlich nach außen dringen Nutzerdaten nur in monetarisierbarer Form. Je nach gewählter Privatsphäre-Einstellung des Nutzers können diese direkt abgerufen werden („Öffentlich“), über Berechtigungen oder Markierungen mit ihm befreundeter Nutzer eingesehen werden („Freunde“) oder auf Anfrage von Drittanbieter-Anwendungen vom Nutzer freigegeben werden („Benutzerdefiniert“).

Ein Blick auf die Akteurskonstellationen sozialer Netzwerkseiten wie Facebook verdeutlicht diese semipermeable Durchlässigkeit der äußeren Grenze (vgl. Abbildung 4). Während die Nutzer (Mitglied) füreinander reziprok sichtbar werden können, indem sie feste Verbindungen („Freundschaft“) eingehen, wird der Zugriff anderer Akteure maskiert (vgl. Kap. 4.3.3). Die Facebook-Betreiber und ihre Werbekunden haben Zugriff auf die Nutzerdaten, während sie selbst weitgehend unsichtbar bleiben. Das Einbinden anderer Medien und Webseiteninhalte ist in der Grafik ebenfalls angedeutet, wobei die durch die Pfeile implizierte Gegenseitigkeit des Zugriffs unter den beschriebenen Umständen einzuschränken ist. Gemäß der bereits erwähnten Definition von Danah M. Boyd ist das konstituierende Merkmal sozialer Netzwerkseiten die Sichtbarkeit der eingegangenen Verbindungen (durchgezogene Pfei-

le). Innerhalb dieser Verbindungen sind zahlreiche von Facebook automatisch aggregierte und vom Nutzer eingegebene Informationen reziprok sichtbar: Die Freundeszahl, Profilinformationen, ‚Aktivitäten‘ auf der Plattform, veröffentlichte Statusmeldungen und hochgeladene Bilder.

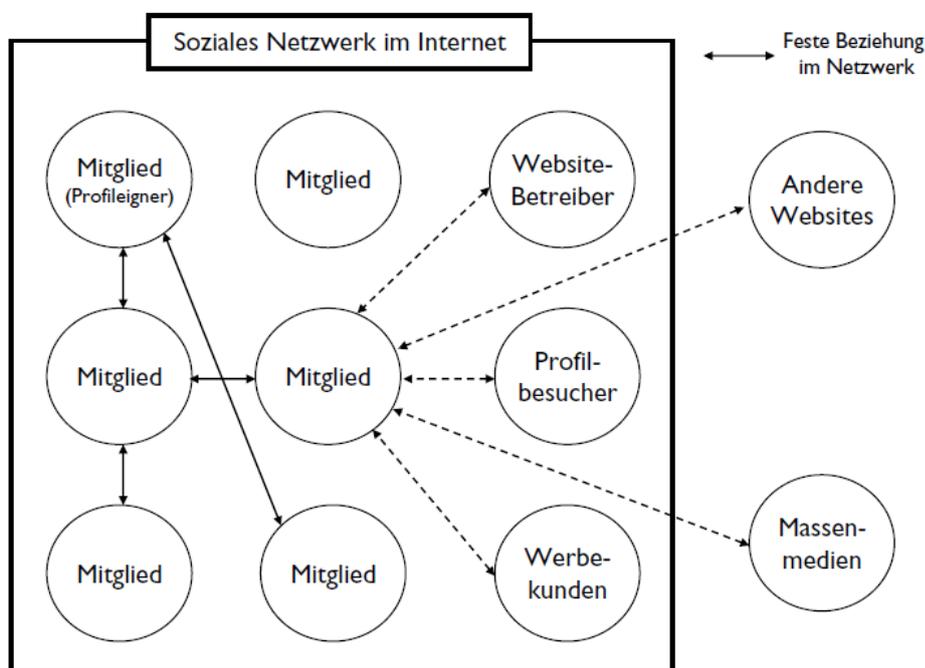


Abbildung 4 – Akteurskonstellationen auf SNS (Quelle: Neuberger 2011: 44)

Die technische Entwicklung der vergangenen Monate zeigt dabei einen Trend, diese Informationen innerhalb der jeweils vom Nutzer eingegangenen Verbindungen zu differenzieren. Zwei prominente technische Neuerungen aus diesem Bereich sind die im September 2011 vorgestellte „Chronik“ (vgl. Kap 4.2.1, Kap. 5.3.4) und die „Freundeslisten“ (vgl. Kap. 4.2.2). Die Nutzerinformationen werden nun zum einen durch Algorithmen gewichtet oder in kontextualisierende Muster gefügt, zum anderen können die Nutzer nun selbst besser kontrollieren, für wen ihre Mitteilungen im eigenen Beziehungsnetzwerk sichtbar sind. Dass diese Tendenz zur Differenzierung sowohl mit Kontrollgewinnen als auch Kontrollverlusten einhergeht, findet seinen Niederschlag in den Erfahrungen der Nutzer (vgl. Kap 5.3).

Im Zusammenhang mit einer Gouvernementalitätsanalyse von Facebook hat Carolin Wiedemann Funktionen, Benutzungszwänge und appellative Formulierungen der Plattform zusammengetragen, die die Gestaltung der Facebook-Tools sehr gut illustrieren (vgl. Wiedemann 2011: 165-176). Wiedemanns Einteilung erweiternd sind die Interaktionsmöglichkeiten der Facebook-Funktionen im Folgenden in fünf Gruppen aufgeteilt: Das Erstellen des Profils (4.2.1), die Vernetzung (4.2.2), die Dokumentation (4.2.3), das Feedback (4.2.4) und dyadische Kommunikation (4.2.5). Diese Einteilung orientiert sich mehr an den typischen Interaktionsformen der Nutzer, als an den technischen Bedingungen der der Plattform. Dafür ist im Besonderen die Interpretation der erhobenen Nutzererfahrungen (vgl. Kap. 5.1) in die

Darstellung eingeflossen. Dabei wurde deutlich, dass die Anwendung der Funktionen ein Aneignungs- und Vermittlungsprozess ist – was durch die Reaktionen auf Veränderungen der Nutzeroberfläche deutlich wird. In der Darstellung liegt deshalb das Augenmerk auf der Entwicklung der Interaktionsmöglichkeiten.

4.2.1 Profil erstellen

Bei jedem Besuch einer Seite von Facebook wird der Internetnutzer aufgefordert, sich entweder anzumelden oder ein **Profil** zu registrieren, falls er noch keines hat. Auf der Startseite offeriert ein Anmeldeformular, sechs Informationen (Vorname, Nachname, Email-Adresse, Passwort, Geschlecht und Geburtstag) direkt einzugeben und so Mitglied zu werden (vgl. Facebook Inc. 2012). Das folgende, eigentliche Anmeldeformular ist wesentlich länger und fragt neben den identifizierenden Persönlichkeitsdaten weitere Informationen ab – Diese Fragen müssen bis auf wenige Ausnahmen allerdings nicht zwingend beantwortet werden. Die Art der abgefragten Informationen und der jeweils vorgegebene Antwortmodus sind dabei sehr interessant, da das auf ihrer Basis erstellte Profil die Grundlage der Nutzer-Interaktionen auf Facebook ist.

Die Formulare zur Darstellung der persönlichen Interessen der Nutzer implizieren z.B. eine Ausrichtung auf Beziehungsanbahnung. Zunächst muss eine binäre Unterscheidung zwischen „männlich“ und „weiblich“ vorgenommen werden, die nicht umgangen werden kann.³⁴ Die erste zusätzliche Information aus der Rubrik „Allgemeines“ lautet „Ich bin interessiert an“ und lässt dem User die Wahl „Frauen“ oder „Männern“ (in dieser Reihenfolge) anzukreuzen, wobei es auch möglich ist, beides oder gar nichts anzugeben. Dem folgt die Frage nach dem Beziehungsstatus, wobei nur eine oder keine Option angegeben werden kann: Single, in einer Beziehung, verlobt, verheiratet, es ist kompliziert, in einer offenen Beziehung, verwitwet, getrennt, geschieden. An der Art dieser Eingangsfragen und *vorgeformten Antwortmöglichkeiten* zeigt sich, dass von heteronormativen sexuellen Normen abweichende Verhaltensweisen und Selbstbilder, wie z.B. Transsexualität, von der Logik des Facebook-Profiles nicht erfasst werden können. Ohne schon an dieser Stelle eine Analyse der impliziten Moral von Facebook vorzunehmen (vgl. Kap 4.4), lässt sich feststellen, dass hier ein bestimmtes soziales Normen-Set abweichende (Selbst-) Zuschreibungen verhindert und diese somit indirekt stigmatisiert.

Eine Antwort zum ersten Mal *frei formulieren* darf der Profilersteller auf die Frage nach den von ihm gesprochenen Sprachen. Diese Freiheit wird häufig zur Selbstdarstellung genutzt, indem Nutzer neben ‚offiziellen‘ Sprachen auch Dialekte („Sächsisch“) oder rhetorische Vorlieben wie „Ironisch (fließend)“ angeben. An diesem Beispiel zeigt sich, dass im Nutzungsverhalten als Aneignungsprozess die Vorgaben der technischen Gestaltung unter-

³⁴ Mit der neuen Darstellungsweise des Profils als „Chronik“ ist es möglich die Option „Geschlecht in meiner Chronik nicht anzeigen“ auszuwählen.

wandert und umgedeutet werden können. Ebenfalls ohne Vorgaben ist die Rubrik „Über mich“, für die die Nutzer aufgefordert werden ein qualitatives Profil zu verfassen. Eine dritte Variante der Antwortmöglichkeit nach Formularauswahl und freiem Eingabefeld kennzeichnet die Fragen nach politischen und religiösen Ansichten. Ebenfalls unter „Allgemeines“ kategorisiert, kann der Nutzer hier eine Tastatureingabe machen und bekommt dann Vorschläge für religiöse oder politische Gruppen, die andere Nutzer bereits angegeben haben. Auch dabei muss es sich nicht ausschließlich um offiziell institutionalisierte Formen handeln, wie die französischsprachige ‚Glaubensrichtung‘ „je crois en moi c'est déjà pas mal“ („Ich glaube an mich, das ist nicht verkehrt“). Auch die aus den Star-Wars-Filmen abgeleitete und schon bei englischen und australischen Volkszählungen angegebene Glaubensrichtung „Jedi-Ritter“ (vgl. Patalong 2001) hat gut 2.200 Anhänger bei Facebook. Die angedachten Funktion, Angaben zu politischen und religiösen Interessen zu gruppieren und diese so quantitativ zu skalieren, wirkt sich in der Häufigkeit der Angaben aber deutlich zugunsten ‚ernsthafter‘ Organisationen aus. So hat die römisch-katholische Kirche knapp 500.000 bekennende Anhänger auf Facebook. Dieselbe *skalierende Antwortmöglichkeit* sieht Facebook für Angaben zu Hobbies, Lieblingsfilmen, -büchern, -bands, Ausbildungsorten und Arbeitgebern vor. Die Angabe der persönlichen Informationen, so sie denn erfolgt, führt dadurch automatisch zu Vernetzungen mit anderen Nutzern. Gewissermaßen abschließend fordert Facebook neue Nutzer auf, sich mit einem **Profilbild** auch optisch zu erkennen zu geben: „Lächle, du bist auf Facebook“. Der im Namen der Netzwerkseite geforderte Zugang zum Gesicht wird aber längst nicht von allen Nutzern gewährt. Neben der Möglichkeit kein Foto hochzuladen, zeigen viele Nutzer auf ihren Profilbildern Ausschnitte, die keinen eindeutigen Rückschluss auf die Person zulassen. Andere wiederum nehmen die Aufforderung der Webseite wörtlich und fertigen eigens ein Profilbild an. Das Profilbild ist für Facebooknutzer der erste und wichtigste Hinweis auf die Interessen und Persönlichkeit des Profilinhabers und dementsprechend ausdifferenziert sind seine Nutzungsweisen (vgl. Kap. 5.3.2, 5.4.2).

Seit Ende 2011 stellt Facebook die Darstellungsform der Profilseiten im deutschsprachigen Raum sukzessive um. An die Stelle des an klassische Datenbankdarstellungen erinnernden Profils tritt die so genannte „**Chronik**“, die deutlicher auf narrative Elemente und eine Darstellung des Lebenslaufs als Gesamtes fokussiert (vgl. Kap 5.3.4). Die Art und Weise der abgefragten Informationen und ihrer Erfassung bleibt aber strukturell gleich: Die *homogenisierende Erfassung* durch ein E-Formular mit binären, algorithmisch aggregierten und freien Antwortfeldern sichert die Vergleichbarkeit der angegebenen Daten, vor allem für werbewirtschaftliche Zwecke.

4.2.2 Vernetzung

Das Befreunden ist die elementarste und weitreichendste Interaktionsmöglichkeit auf Facebook. Eine **Facebook-Freundschaft** macht den Nutzern untereinander ihre Aktivitäten

und Äußerungen sichtbar, außerdem wird sie anderen verbundenen Profilen als solche angezeigt. Es handelt sich also auch um ein Sichtbarmachen, des Sichtbarmachens (vgl. Benkel 2012: 3), was den nicht ausschließlich ‚intimen‘ Charakter der mit ihr implizierten Interaktionsmöglichkeiten verdeutlicht. Technisch funktioniert sie als eine Anfrage, die anderen Nutzern gesendet, und von diesen angenommen oder abgelehnt werden kann – Wobei über die Ablehnung keine explizite Benachrichtigung erfolgt (vgl. Kap. 4.3.2).

Noch im Prozess der Anmeldung werden neue Nutzer gefragt, ob sie anhand ihrer Email-Kontakte überprüfen wollen, welche ihrer Freunde schon bei Facebook sind. Wenn der Nutzer dieser Option zustimmt, erlaubt er Facebook den Zugriff auf die Kontakte seines Mailpostfachs. Vergisst er dabei ein voreingestelltes Häkchen zu entfernen, erlaubt er Facebook, in seinem Namen Email-Einladungen an seine Mailkontakte, die noch nicht bei Facebook sind, zu versenden. Anhand dieser Funktion sind zwei Ziele der Gestaltung der Facebook-Freundschaften umrissen: Einerseits sollen sie Kontakte von Menschen abbilden, die einander kennen (und sich etwas zu erzählen haben), andererseits sollen sie dies möglichst umfangreich und lückenlos tun. Im Falle der Verwendung von Facebook auf einem mobilen Endgerät geht die Synchronisierung sogar so weit, dass Facebook die Telefonnummern befreundeter Profile (so sie dort angegeben sind) automatisch in dessen Speicher einträgt. Unter der Überschrift „Personen die du vielleicht kennst“ werden den Nutzern deswegen auch Freunde von Freunden als so genannte „Freundesvorschläge“ unterbreitet. Die antizipierte *Ernsthaftigkeit der Verbindungen* auf Facebook zeigt ein besonders bemerkenswerter Automatismus: Die Profilbilder von verbundenen Nutzern werden zur Illustration von Erinnerungsmails benutzt. Mit der Ermahnung „Deine Freunde warten auf Dich“ erhalten Facebook-Nutzer nach einem längeren Zeitraum ohne Aktivität auf der Seite eine dementsprechende Email. Auch kurz vor der endgültigen Bestätigung der Deaktivierung³⁵ des eigenen Facebookprofils erscheint zur Frage, ob man diesen Schritt nun wirklich endgültig gehen möchte, eine Einblendung mit vier Fotos von befreundeten Profilen und den Vornamen der Nutzer unter dem Hinweis „Deine Freunde werden dich vermissen“.

Diese Form der Nutzer-Ansprache – die die Deaktivierung implizit als Ende der sozialen Beziehung darstellt – illustriert die antizipierte Folgenhaftigkeit der auf Facebook vorgängigen Interaktionen für das ‚reale Leben‘. Facebook ist nicht als anonymer Online-Chat oder offenes Forum konstruiert, sondern richtet sich explizit an bestehende soziale Kontakte. Anders als in der face-to-face-Begrenzung ist die Verbindung ‚Freundschaft‘ auf Facebook mit einem Klick *jederzeit einseitig kündbar* ohne Nennung von Gründen. Der ‚entfreundete‘ Nutzer erhält auch keine Nachricht über den Vorgang.

Die Anzahl der Freunde wird automatisch auf der Profelseite eingeblendet. Je nach Privatsphäre-Einstellung ist die Liste der Freunde inklusive weiterleitenden Vorschaubildern

³⁵ Facebook ermöglicht das endgültige Löschen der Daten nicht, da diese ja in den Nutzungsbedingungen kostenlos an die Firma lizenziert wurde. Die Deaktivierung versetzt das Profil in eine Art Schlummerzustand, sobald sich der Nutzer wieder einloggt, würde es wieder aktiviert werden. In der Zwischenzeit ist es aber für andere Nutzer unsichtbar und kann nicht interagieren.

auch für Besucher der Profilseite sichtbar (vgl. Kap. 5.4.3). Die Verbindung zweier Profile durch eine Freundschaftsanfrage und deren Bestätigung hat also weitreichende Konsequenzen. Nicht nur, weil sie für andere sichtbar ist, sie macht auch *prinzipiell alle Tätigkeiten befreundeter Nutzer untereinander sichtbar* – Auch solche, die vor dem Eingehen der Verbindung stattfanden. Gemeinsam mit der sprachlichen Verengung des Vernetzens auf den Begriff „Freundschaft“ hat das zumindest in einigen untersuchten Nutzergruppen (vgl. Kap. 5.2.1) Skepsis und Hemmnisse im Umgang mit dem Vernetzen provoziert. Die Möglichkeiten des Verbindens von Nutzerprofilen wurden vermutlich deswegen in den vergangenen Monaten von Facebook weiter ausdifferenziert.

Zum einen wurde die Möglichkeit geschaffen, „Status-Updates“, also von Nutzern verfasste Beiträge, zu **abonnieren**, auch wenn man nicht mit diesen befreundet ist (September 2011). Damit ergibt sich ähnlich wie beim populären Kurznachrichten-Netzwerk Twitter die Möglichkeit des *einseitigen Informationsflusses*. Der Vorteil liegt dabei vor allem auf der Erweiterung des Informationsangebots im von Facebook automatisch zusammen gestellten Nachrichtenstrom. Das Prinzip der Abbildung ‚tatsächlicher‘ Bekanntschaften wird durch diese Differenzierung geschützt, indem der Wunsch nach Informationen über bestimmte Profile von der Notwendigkeit des Eingehens einer als ‚Freundschaft‘ institutionalisierten Verbindung entkoppelt wird. In einer Pressemitteilung erläutert Facebook den Nutzen dieser Funktion anhand der Seiten von Journalisten, Berühmtheiten und politischen Personen (vgl. Facebook Inc. 2012) – Ein thematischer Rahmen der den Zweck der Funktion des „Abonnierens“ als (Re-)Integration der für die klassischen Massenmedien typischen Asymmetrie zwischen Sender und Empfänger illustriert. Die Funktion „Abonnieren“ funktioniert auch entgegengesetzt, indem ihre Deaktivierung bei befreundeten Profilen die Beiträge und Aktivitäten dieses Nutzers fortan verbirgt.³⁶

Die zweite wichtige Differenzierung des Vernetzens sind die **Freundeslisten** (eingeführt 2007, weitreichend aktualisiert September 2011). Sie ermöglichen Differenzierungen *innerhalb der eingegangenen Beziehungen* und nähern sich so einem Alltagsverständnis von Bekanntschaft an. Facebook schlägt Kategorien (Familie, enge Freunde, Bekannte) vor, individuelle Bezeichnungen und Gruppierungen können ergänzt werden. Bestimmte Kontexte des sozialen Lebens der Nutzer können so auf Facebook gemeinsam abgebildet, aber unterschiedlich behandelt werden. Den Kategorien können jeweils unterschiedliche Zugriffsrechte auf die eigenen Aktivitäten zugesprochen werden. So ist es z.B. möglich, allgemeine Profilinformationen zu zeigen, Fotos aber zu verbergen. Durch diese Kontrolle des Informationsflusses ist es möglich, unterschiedliche Rollenbilder die an die Nutzer adressiert werden auf einer sozialen Netzwerkseite zu repräsentieren – Im Vergleich zum Vorläufer Facebooks als ungefragtes Abbilden der Bilder von Kommilitonen (vgl. Kap. 4.3.1) eine enorme Entwicklung. Die Untersuchung der Nutzerpraxis hat jedoch ergeben, dass die Kenntnis von dieser

³⁶ Vor September 2011 gab es dafür eine eigene Option mit dem Namen „Hide all Posts“.

Funktion und ihre Anwendung besonders bei den jungen Nutzern nicht weit verbreitet sind. Ein wiederkehrendes Beispiel für den dadurch evozierten Mangel an Differenzierungsmöglichkeiten sind die Schwierigkeiten im Umgang mit Freundschaftsanfragen durch Eltern (vgl. Kap. 5.3.3).

Die dritte Form der Vernetzung steht im Zusammenhang mit der Angabe von Hobbies und Interessen. Im Jahr 2007 führte Facebook „Fan Pages“ für Personen, Organisationen, Produkte, Dienstleistungen, oder Ideen ein. Sie funktionieren ähnlich wie ein Nutzer-Profil, indem sie Informationen und Statusupdates auch in Form von Fotos oder Videos ermöglichen. Der Klick auf den „Gefällt mir!“-Button³⁷ stellt dabei die Verbindung zwischen Nutzer-Profil und **Seite** her, gleichzeitig wird die Seite unter ihrer jeweiligen Rubrik (Sport, Musik, ...) automatisch in den Informationen des Nutzer-Profiles als Interesse angezeigt. Das Erstellen von Seiten ist jedem Nutzer möglich, Facebook kontrolliert die Inhalte und Namen der Seiten nur, wenn sich andere Nutzer oder Markenrechtsinhaber beschweren. Seiteninhabern ist es im Gegensatz zu den Nutzer-Profilen gestattet, die Gestaltung der Seite zu individualisieren. Dabei können sie auf vorprogrammierte Angebote von Drittanbietern, wie etwa einem Musikplayer für Bandseiten von Soundcloud, zurückgreifen, oder über eine Editor-Anwendung auch selbst gestaltete so genannte „Reiter“ für ihre Seiten erstellen. Der Verweis auf die Facebook-Seite ist mittlerweile Randnotiz vieler Anzeigen- und Werbekampagnen. Seiteninhabern werden automatisch werberelevante Daten zu den Fans ihrer Seite angezeigt: Neben demografischen Daten wie Geschlecht und Alter auch die Länder und Orte, die in den Nutzer-Profilen hinterlegt sind.

In der Vernetzungsmöglichkeit **Gruppe** bildet sich eine solche Machtdifferenz im Informationsfluss nicht ab. Innerhalb dieser themenzentrierten Zusammenschlüsse sind die Nutzer füreinander sichtbar und gleichberechtigt. Ihnen stehen eine Gruppenpinnwand und Gruppennachrichten als Interaktionsmöglichkeiten zur Verfügung. In den Einstellungen der Gruppe kann gewählt werden, ob diese öffentlich sichtbar oder versteckt ist und ob der Beitritt jedem frei steht, oder nur durch Gruppenmitglieder („Eine Person hinzufügen“) erfolgen kann. Allerdings kann jeder Nutzer ein befreundetes Profil in eine Gruppe hinzufügen, ohne dass der Hinzugefügte dies explizit bestätigen muss. Das Verlassen der Gruppe oder Gruppenkonversation bedarf einer eigenen Handlung, die für die anderen Gruppenmitglieder auch sichtbar wird („...hat die Konversation verlassen“). Die Nutzung von Gruppen zentriert sich üblicherweise um gemeinsame Aktivitäten wie das Spielen in einer Fußballmannschaft oder die Planung der Geburtstagsfeier – Die Nutzung erscheint wie ein Hybrid aus einer Telefonkette und einem Rundschreiben, weil sie über die dyadische Kommunikation (Telefon) hinausgeht und gleichzeitig Ungleichzeitigkeit (Rundschreiben) ermöglicht. Wenn Gruppen öffentlich sind, erscheinen sie ebenfalls im Profil des Nutzers. Das hat auf anderen sozialen Netzwerkseiten zur Nutzung von Gruppen als Selbstdarstellungstool geführt (vgl. Haferkamp

³⁷ Ursprünglich hieß das „Befreunden“ mit einer Seite „werde Fan von...“. Im Zuge der Zusammenlegung und Straffung verschiedener Facebooktools (z.B. Chat & Postfach 2011), wurde dafür im April 2010 der „Gefällt mir!“-Button Standard.

und Krämer 2009). Entscheidend ist dabei, dass der Name der Gruppe über seinen Humor oder seine inhaltliche Aussage das Potential für Distinktion und Unterhaltung transportiert. Da Facebook-Gruppen auf 300 Mitglieder beschränkt sind, kommt diese Funktion dort den Seiten zu.

Eine Mischform aus Aktivitätszentrierung und Fan-Sein ist die **Veranstaltung**. Es handelt sich dabei um ein eigenes Layout für die Teilnahme an einem auf ein konkretes Datum oder einen Zeitraum beschränkten Anlass. Neben einem Veranstaltungsbild und einer Beschreibung bietet die Veranstaltungsseite eine Pinnwand zur Kommunikation der Gäste vor und nach der Veranstaltung. Auch hier ist in den Einstellungen eine Trennung zwischen öffentlicher Veranstaltung und privater Veranstaltung möglich. Der Unterscheid liegt darin, wer die Veranstaltung sehen und ihr beitreten kann. Der Ersteller einer Veranstaltung kann andere Nutzer einladen und diese können zusagen, absagen, ihr Interesse bei gleichzeitiger Unsicherheit der Teilnahme bekunden oder die Anfrage unbeantwortet lassen. Bei öffentlichen Veranstaltungen kann jeder Nutzer, der angegeben hat, an der Veranstaltung teilnehmen zu wollen, andere Nutzer einladen. Besonders diese Option ermöglicht die virale Verbreitung³⁸ von Veranstaltungsseiten. Ein Beispiel dafür war die öffentlich sichtbare Veranstaltungsseite der privaten Geburtstagsfeier einer 15-Jährigen Hamburgerin. Mehrere Tausend Nutzer machten sich einen Spaß daraus und gaben an, an der Feier teilnehmen zu wollen – Was zu einer größeren medialen Öffentlichkeit führte, die wiederum 1.600 Menschen tatsächlich bewegte, an jenem Tag an der veröffentlichten Adresse zu erscheinen (vgl. Pham 2011).³⁹ Auch Ankündigungen zu politischen Demonstrationen erhalten durch die virale Verbreitung auf Facebook ein höheres Mobilisierungspotential. Die Adhoc-These, dass die revolutionären Bewegungen in Nordafrika durch Facebook verstärkt oder gar entstanden seien, muss allerdings zurückgewiesen werden. Ägyptische Aktivisten berichten, dass die Koordination der Demonstrationen fast ausschließlich über Textnachrichten im Mobilfunknetz geschah (vgl. Kaul 2012), zumal die ägyptische Regierung den Zugang zum WWW ab dem 28.01.2011 gesperrt hatte (vgl. Milian 2011). Die Zusagen für öffentliche Facebook-Veranstaltungen zur ‚ägyptischen Revolution‘ fungierte in den meisten Fällen wohl eher als Ausdruck von Sympathie für die Anliegen der Protestierenden.

Die fünf unterschiedlichen Formen von Vernetzung auf Facebook – Freundschaft, Abonnieren, Seite, Gruppe und Veranstaltungen – ermöglichen differenzierte Interaktions-

³⁸ Der Begriff „viral“ meint in diesem Zusammenhang, dass Informationen innerhalb kürzester Zeit, ähnlich einem biologischen Virus, von Mensch zu Mensch weitergetragen werden. Strategien des „Viral Marketings“, woher die Begriffsverwendung hier stammt, versuchen soziale Netzwerke zur Verbreitung von Werbeinhalten zu nutzen.

³⁹ Anders als in vielen journalistischen Darstellungen beschrieben kamen die ungewollten Teilnehmer der Feier natürlich nicht, weil sie sich auf Facebook dazu angemeldet hatten. Sondern sie nahmen den viralen Effekt der Verbreitung zum Anlass, verschiedene Motivationen zu bedienen. Zunächst einmal war es wie die meisten (halb-)öffentlichen Gelegenheiten mit einer größeren zu erwartenden Anzahl Menschen nichts anderes als eine Party: Menschen lernten sich kennen und tranken Alkohol. Ein Spezifikum der Anbahnung dieser Ereignisse durch digitale Kommunikationstechnik ist die vereinfachte Koordination solcher Aktionen im öffentlichen Raum durch mobile Endgeräte. Im Phänomen der „Flash Mobs“ kommt dem tatsächlichen Treffen zum online verhandelten Anlass noch die Funktion der Aktualisierung der ‚virtuellen Gruppen‘ face-to-face zu. Als letzter Hinweis sei angeführt, dass es einen ähnlichen Fall neun Monate zuvor in England gab Jamieson (2010) und dass die Einladungen zu „Thessas Geburtstagsparty“ auf Facebook eine Nachahmung dieses medienwirksamen Falls war.

formen mit anderen Nutzern: Öffentliche, private, einseitige, gegenseitige, gleichzeitige, ungleichzeitige, sichtbare und unsichtbare. Gemeinsam ist Ihnen jedoch, dass jede dieser Verbindungen Spuren erzeugt: In Form von expliziten Mitteilungen, aber auch in Form von algorithmisch aggregierten „Aktivitäten“. Je mehr Verbindungen der Nutzer eingeht, desto mehr dieser Spuren werden auf seiner Startseite angezeigt. Das ist das Prinzip der Dokumentation auf Facebook.

4.2.3 Dokumentation

Bis zum Jahr 2006 bestand die Startseite der Facebook-Nutzer aus einer erweiterten Ansicht ihres eigenen Profils. Um zu sehen, ob sich befreundete Profile verändert hatten, oder an ihre Pinnwand gepostet⁴⁰ wurde, mussten diese Profile aufgesucht werden. Mit dem „Facelift“ (Sanghvi 2006) erhielten die Nutzer eine mit Status-Updates, Links, Fotos und Aktivitäten der verbundenen Profile individuell gefüllte Startseite. Parallel zu diesem **Newsfeed**⁴¹ wurde auf den Profilen der äquivalente „Mini-Feed“ installiert, der den Besuchern des Profils abhängig von den Privatsphäre-Einstellungen die letzten Aktivitäten des Nutzers anzeigte. Das ursprüngliche Ordnungskriterium dabei war der Zeitpunkt der abgebildeten Aktivität: Neue Informationen erschienen im vertikal aufgebauten Feed oben und alle älteren rutschten eine Position nach unten. Dieses Update hatte zwei wichtige Konsequenzen für die Nutzung. Die Aktivitäten und Äußerungen anderer Nutzer wurden nicht nur wichtiger, weil sie besser sichtbar waren, sie wurden durch diese Darstellungsform auch beschleunigt und chronologisiert. Die Beschleunigung besteht zum einen in der Verkürzung der Abstände der Sichtbarkeit von Veränderungen durch die automatische Aggregation im Feed. Der Newsfeed ist ein „Quantensprung im Bereich der sozialen Netzwerke“ (Coté und Pybus 2011: 55): Er schafft eine performative öffentliche Sphäre der Nutzer mit engen Rückkopplungen (vgl. Kap. 4.2.4). Waren Status-Updates zuvor mehr oder weniger ein Stimmungsindikator der einzelnen Profilsseiten, ermöglichte der Feed nun ihre gesammelte Rezeption. Die Statusmeldungen werden dort in Echtzeit reproduziert und zirkulieren durch die Funktion „Teilen“ über das egozentrierte Netzwerk des einzelnen Nutzers hinaus. Damit wurden die Nutzer indirekt zu einer Beschleunigung der Produktion von neuen Posts angeregt (vgl. ebd.: 55). Dementsprechend änderte sich auch die Selbstbeschreibung von Facebook anstatt dem relativen statischen Verbinden („to connect“, vgl. Galpert 2009) stand mit der Einführung des Feeds das Schritt-Halten mit den Aktivitäten der Freunde im Vordergrund („to keep up“). Die quantitative Häufung und ‚Vergegenwärtung‘ der Posts geht allerdings nicht mit einer Verflüchtigung einher. Sind die älteren Posts am unteren Ende des vertikalen Feeds angelangt, sind sie zwar nicht mehr auf der Startseite sichtbar, können aber durch das Herunterscrollen

⁴⁰ Von engl. *to post* (abschicken), wird synonym zu „einen Beitrag verfassen“ verwendet.

⁴¹ Von engl. *feed* (Einspeisung, Zufuhr). Im Zusammenhang mit Internetkommunikationsformen gebräuchlicher Begriff für abonnierte Neuigkeiten, wie zum Beispiel RSS-Feeds von Blogsoftware.

der Seite immer noch rekapituliert werden. Dadurch sedimentieren sie gewissermaßen und geben ein ungefiltertes Bild ‚alter Neuigkeiten‘ und Interaktionen der Nutzer. Diese unterbestimmte Verzeitlichung der veralteten Neuigkeiten wird erst durch die narrative und chronologisierende Funktion der neuen Profile in eine institutionalisierte Form gebracht (vgl. Kap 5.3.4).

Unterschiede zwischen den abgebildeten Informationen zu machen und den Feed so zu ordnen, war von Anfang das Ziel seiner Konstrukteure. Denn schon bei einigen Dutzend aktiven befreundeten Profilen fällt eine große Menge an Informationen für die Einspeisung an. Unter den automatisch aggregierten Informationen wie z.B. Spielständen oder Interaktionen zwischen Freunden, wurden schon ab der Einführung ausgewählte Aktivitäten hervorgehoben, indem sie im „Newsfeed“ unabhängig ihrer Aktualität weiter oben angezeigt wurden. Ein frühes Ordnungskriterium waren z.B. Geburtstage, was dazu geführt hat, dass manche Nutzer ihr Geburtsdatum häufig veränderten, um mit einer höheren Position im Newsfeed besser auf ihr (häufig kommerzielles) Anliegen aufmerksam zu machen (vgl. Colnect 2010). Mit der Aktualisierung des Newsfeeds Ende 2011 ersetzte dieses Ordnungsanliegen zunächst sogar die chronologische Reihenfolge: Statt dem Zeitpunkt des Postens war nun entscheidend, welche Bedeutung das Update für den Nutzer hat. „Aktivitäten“, also die Echtzeit-Spuren der Facebook-Nutzung, wurden deswegen in einen relativ kleinen Ticker am rechten oberen Bildschirmrand ausgelagert. Die ‚Bedeutung‘ der Beiträge wird algorithmisch aggregiert und zwar nach den Kriterien, welche Personen an der Aktivität (z.B. Status-Update und Kommentare) beteiligt sind und wie oft diese sonst mit dem Nutzer interagieren. In Anlehnung an Googles PageRank⁴² heißt dieser soziale Algorithmus von Facebook *EdgeRank*. Wie wichtig Nutzer und deren Statusmeldungen füreinander sind, berechnet *EdgeRank* anhand von drei Faktoren: der sozialen Nähe, dem Gewicht und dem Alter des Austauschs. Die *soziale Nähe* hängt davon ab, wie häufig die Nutzer in Facebook miteinander kommunizieren. Die *Gewichtung* richtet sich nach der Art des Austauschs: Ein Kommentar wiegt schwerer als ein schnell hingeklicktes „Gefällt mir“. Das *Alter des Austauschs* zeigt an, wie wichtig die Verbindung der Nutzer im Moment ist: Je mehr Zeit seit dem letzten Austausch vergangen ist, desto unwichtiger wird die Verbindung. Für jede einzelne Verbindung, die ein Nutzer zu anderen hat, wird so eine Punktzahl errechnet. Die Summe ergibt dann den *EdgeRank*, den Rang eines Facebook-Nutzers: Je höher der ist, desto eher landen dessen Mitteilungen in der News-Übersicht eines Freundes (vgl. Boeing 2011: 2). Darüber hinaus können Nutzer einzelne Meldungen durch einen Klick als besonders wichtig oder interessant markieren, was die Nachricht auch bei befreundeten Nutzern weiter oben im Feed positioniert.

⁴² Der PageRank-Algorithmus ist ein Verfahren, eine Menge verlinkter Dokumente, wie beispielsweise das WorldWideWeb, anhand ihrer Struktur zu bewerten bzw. zu gewichten. Dabei wird jedem Element ein Gewicht, der PageRank, aufgrund seiner Verlinkungsstruktur zugeordnet. Der Algorithmus wurde von Larry Page (daher der Name PageRank) und Sergei Brin an der Stanford University entwickelt und von dieser zum Patent angemeldet. Er dient der Suchmaschine Google als Grundlage für die Bewertung von Seiten.

Auffällig ist der *appellative Charakter* des Status-Updates: „Was machst du gerade?“ fragt der weiße, dem Feed fest vorgeschaltete Kasten:



Abbildung 5 – Statusupdate (Facebook Inc. 2012)

Er ist eine Anrufung der Nutzer als aktive Subjekte („Du“), die ihre Aktivität unter Beweis stellen sollen, indem sie Texte, Fotos und Videos aus ihrem Leben posten. Dass sich diese Dokumentation verfeinert hat, zeigen zwei weitere Optionen, die am unteren Rand des Objekts zu sehen sind. Zum einen ist es möglich, andere Nutzer zu markieren, um anzuzeigen, dass man etwas mit ihnen unternimmt („Wer begleitet dich?“). Zum anderen ist es möglich, den aktuellen Standort anzugeben („Wo bist du gerade?“). Die Verortungsfunktion basiert auf von Nutzern per Geodatendienst auf einer digitalen Karte eingetragenen Institutionen und Geschäften. Bei der Benutzung von Facebook über mobile Endgeräte muss der Nutzer der Applikation erlauben, auf den Geodatendienst des Geräts zugreifen zu dürfen. Dadurch kann Facebook beim Status-Update über Smartphone automatisch in der Nähe befindliche Orte zur Verknüpfung mit dem Post vorschlagen. Die Möglichkeiten der Nutzer, ihre Interessen und Aktivitäten gehen also weit darüber hinaus, eine Reihe von Interessen oder das Lieblingsbuch in eine Datenbank einzutragen. Sie können ihren Alltag in Bewegungsprofilen, besuchten Orten und gemeinsam unternommenen Aktivitäten auf Facebook anzeigen und damit gewissermaßen verdoppeln. Überhaupt ist die Rolle mobiler Endgeräte zur Beschleunigung der Updates nicht zu unterschätzen. Die Vereinigung der Technik zum Fotografieren, Filmen und Veröffentlichen in einem tragbaren Gerät – und das weitgehend kostenlos⁴³ –, erhöht ‚die Produktion‘ ungemein. Facebook selbst gibt an, dass pro Tag durchschnittlich 250 Millionen Bilder auf der Seite hochgeladen werden.

Fotos und Videos kommt innerhalb der Statusmeldungen eine besondere Rolle zu, da sie anders als geteilte Links oder selbst geschriebene Texte, auch in das Profil eingepflegt werden. Sie können in Alben sortiert und mit beschreibenden Texten versehen werden. Außerdem können sich Nutzer (je nach Privatsphäre-Einstellung) gegenseitig auf Fotos markieren. Gemeinsam mit der Möglichkeit zu veröffentlichen, mit wem man unterwegs ist, wird hier eine dritte Dokumentationsstrategie Facebooks deutlich. Dokumentationen sollen nicht nur durch den einzelnen Nutzer (Status-Updates) oder einen Algorithmus (Aktivitäten) vorgenommen werden, sondern auch durch das soziale Netzwerk des Nutzers. Die Automatisie-

⁴³ Die finanziellen Kosten für die Anschaffung eines Smartphones betragen min. 150 Euro. Die Internetverbindung kostet als Flatrate über den Mobilfunkanbieter etwa 10 Euro monatlich oder ist an Orten mit freiem WLAN-Zugang gänzlich kostenlos. Die Benutzung von Facebook ist auch als mobile Applikation kostenlos. Neben den finanziellen Kosten sind aber auch die ‚Zeit-Kosten‘ gemeint, die dadurch sinken.

rung dieser Funktion durch eine Gesichtserkennungssoftware wurde vor allem außerhalb der Facebook-Userschaft sehr kontrovers diskutiert (vgl. Beckedahl 2011). Anders als die bislang nicht unumstrittene Gewichtung der Meldungen im Feed, wird die Funktion des Markierens durch andere Nutzer von den untersuchten Nutzergruppen eher positiv wahrgenommen und häufig verwendet (vgl. Kap. 5.3.2). Markierungen von Nutzern tauchen auch im Feed mit ihnen befreundeter Nutzer auf, wodurch das Bild weiter verbreitet wird und die Dichte der Interaktionen durch die Feedback-Optionen darunter (Like/Kommentar) zunimmt.

4.2.4 Feedback

Der Like- oder **Gefällt mir-Button** wird über die Grenzen von Facebook hinaus als Symbol für die soziale Netzwerkseite wahrgenommen. Der nach oben gereckten Daumen und das nebenstehende „like“ beziehungsweise „Gefällt mir“ ist auch ‚offline‘ in verschiedenen Varianten z.B. als Sticker oder als Stempelset erhältlich (vgl. amazon.de 2012). Ein israelisches Paar hat sogar seine Tochter danach benannt (vgl. Haaretz 2011). Mit dem Like-Button können Statusmeldungen, Kommentare, alle geposteten Inhalte wie Fotos und auch bestimmte Aktivitäten (neue Freundschaften, Teilnahme an Veranstaltungen) positiv bewertet werden. Er befindet sich meist am unteren Ende der Objekte und ist fest mit ihnen verknüpft. Als gemeinsames Element aller Nutzerinhalte ist er also ein naheliegendes Symbol für die Nutzung an sich. Seine Beliebtheit verdankt der kleine blaue Daumen aber nicht nur seiner Fähigkeit, Inhalte zu bewerten.⁴⁴ In der Verwendung des Buttons bietet sich eine Lösung des Problems der Ungewissheit über die Anwesenheit der anderen Nutzer. Seine Aktivierung stellt zwischen den Nutzern symbolisch Kopräsenz her: Ich habe deinen Status gelesen. Insofern sagt die Funktion des Buttons auch etwas über die Spezifik der Interaktionen auf Facebook an sich aus.

Die untersuchten Nutzergruppen beschäftigen sich mit dem Like-Button natürlich nicht als Gleichnis für die Facebook-Nutzung an sich. Vor allem die jungen Nutzer behandeln ‚Likes‘ überwiegend als Zeichen für Beliebtheit und fordern verbundene Nutzer teilweise explizit auf, ihre Updates zu liken. Als Ratingtool evoziert der Button Vergleiche zwischen den Beiträgen und Nutzern. Wobei ein ‚Like‘ als Zustimmung und viele ‚Likes‘ als Zeichen für Beliebtheit gelten (vgl. Kap 5.3.2). Der Button erhöht durch das Sichtbarmachen von Fremdbeobachtung die Selbstbeobachtung der Nutzer im Hinblick auf die von ihnen geposteten Inhalte. Das gilt noch stärker für die Wirkung der **Kommentare**. Überall wo ein Inhalt geliked werden kann, kann er auch kommentiert werden. Während der Daumen nach oben prinzipiell zwar auch ironisch verwendet werden kann, beinhaltet die Kommentarfunktion das Potential explizit negativen Feedbacks. In der qualitativen Erweiterung der Rückkopplungsmöglichkeit zu komplexen Äußerungen durch Schriftsprache statt dem Like-Symbol ergibt sich außer-

⁴⁴ Zumal das Fehlen eines Dislike-Buttons (vgl. Kap. 3.4.2) keine Negativbewertung ermöglicht, sondern nur nicht näher differenzierte Zustimmung oder Interesse.

dem das Potential des Missverstehens. So berichteten die untersuchten Nutzergruppen von Konflikten im Anschluss an missverstandene Kommentare.

Die **Pinnwand** ist eine mit dem Profil verknüpfte Feedback-Funktion. Auf dem Profil des Nutzers werden nicht nur seine Aktivitäten und Statusmeldungen aggregiert, befreundete Nutzer und Drittanbieter-Apps wie Spiele können dort auch Meldungen posten. Meldungen auf der Pinnwand sind für die befreundeten Nutzer sichtbar und dadurch sozusagen ein öffentlicher Brief. Pinnwand-Postings werden häufig zum Teilen von Lese- oder Hörhinweise benutzt: Dafür kopieren die Nutzer die URL eines Musikstücks oder eines Online-Artikels von dem sie denken, dass er das Interesse des befreundeten Nutzers weckt, auf die Pinnwand. Durch die Verknüpfung mit dem persönlichen Profil und dessen öffentlicher Sichtbarkeit tendieren die Nutzer dazu, die Pinnwand als Teil ihres Territoriums zu behandeln. So wurden zum Beispiel als unpassend empfundene Pinnwandeinträge und nicht zum Thema gehörende Kommentare unter Pinnwandpostings explizit kritisiert.

4.2.5 Dyadische Interaktion

Neben den öffentlichen und halböffentlichen Kommunikationskanälen stellen die Möglichkeiten zur dyadischen, für andere nicht sichtbaren Kommunikation eine wichtige Gruppe von Interaktionsmöglichkeiten auf Facebook dar. Diese basieren technisch auf einem kombinierten Nachrichten- und Chattool, das an die seit Ende der 1990er Jahre beliebten Instant Messaging Systeme angelehnt ist. Instant Messaging (englisch für „sofortige Nachrichtenübermittlung“) ist eine Kommunikationsmethode, bei der sich zwei Teilnehmer per Textnachrichten unterhalten. Dabei geschieht die Übertragung im Push-Verfahren, so dass die Nachrichten unmittelbar beim Empfänger ankommen. Facebook integrierte diese Funktion, für die früher separate Clients (z.B. MSN-Chat oder Yahoo Messenger) installiert werden musste. Zwar gibt es seit dem Sommer 2011 und einer entsprechenden Kooperation zwischen dem Internet-Telefonie-Anbieter Skype und Facebook die Möglichkeit, via Videochat Gespräche zu führen. Parallel zu eigenen Beobachtungen haben die Teilnehmerinnen der Gruppendiskussionen aber nur in einem Fall die Benutzung dieses Tools erwähnt (vgl. TeenA: 63-71).

Während im face-to-face-Smalltalk eine Äußerung im umgangssprachlichen Ton wortwörtlich einfach über die Lippen geht, muss sie in einem Chatfenster über ein Eingabegerät buchstabiert werden und tritt den Interaktanten als Beitrag im Chatfenster auch wieder entgegen. Um die Qualität der face-to-face-Kommunikation zu substituieren, passen die Nutzer die im Chat verwendete Schriftsprache an das mündliche Gespräch an. Als emulierte bzw. *konzeptionelle Mündlichkeit* (Rehm 2002) sind die Ergebnisse dieser Nutzeranpassung quantitativ, qualitativ⁴⁵ und auch computerlinguistisch ausgewertet worden. Die Re-

⁴⁵ Eine der unterhaltsamsten und aufgrund ihres Untersuchungsgegenstands auch populärsten Studien ist die Masterarbeit „I can has Thesis?“ Lefler (2011), die die von Internet Usern erfundene Sprache der sog. „Lolcats“ analysiert. Ausgehend von ei-

Konzeptualisierungen von Schriftsprache beruhen z.B. auf grafischen Darstellungen von Gesichtsausdrücken, isolierten Verbstämmen („schnief“, „seufz“) und empathischen Markierungen durch Satz- und Sonderzeichen. Sie kompensieren also den Mangel mimischer und anderer non-verbaler Informationen, der durch die fehlende körperliche Ko-Präsenz entsteht. Stilistische Merkmale des face-to-face-Alltagsgesprächs wie Dialekt und Umgangssprache werden ebenfalls in der konzeptionellen Mündlichkeit des Chattens beachtet, Orthografie und grammatikalische Korrektheit der Schriftsprache dagegen seltener.

Obwohl es auf den ersten Blick keinen kommunikativen Mehrwert gegenüber anderen Internet-Funktionen bietet, ist das Chat- und Nachrichtensystem eine von den Nutzern häufig genutzte Funktion. Das liegt nicht nur daran, dass dieses Tool innerhalb der personalisierten Öffentlichkeit Facebooks eine intime Kommunikationsmöglichkeit bietet. Die aus den Messenger Chat-System bekannte Funktion, angezeigt zu bekommen, wer online ist, ermöglicht eine wichtige Form vermittelter Kopräsenz (vgl. 5.4.2). Ein weiteres wichtiges Merkmal seiner Gestaltung ist die Anordnung der Nachrichten in personenbezogenen Threads: Der Nachrichten werden nach den teilnehmenden Personen geordnet. Dabei bleibt jede zwischen zwei Nutzern auf Facebook ausgetauschte Nachricht für die beiden nachvollziehbar, da sie nicht gelöscht werden kann.

4.3 Die Moral von Facebook

Mit dem Begriffsvorschlag der „technisch vermittelten Interaktion“ (vgl. Kap 3.2) wurde in doppelter Hinsicht die Bedeutung kulturell unterschiedlicher Wissens- und Wertbestände bei der Facebook-Nutzung betont. Zum einen indem kulturelle Faktoren als entscheidend für das Auswählen und den Umgang und damit auch die Formung von Technologien beschrieben wurden (vgl. Kozinets 2010: 22). Auch auf der Seite der Gestaltung einer technisch vermittelten Schnittstelle wirken Wissensbestände und kulturellen Wertvorstellung. Es ist zum zweiten der kulturelle Code der Konstruktion und Konstrukteure von Facebook, der sich als soziale Implikation der Interaktionsmöglichkeiten in spezifischer Weise auf das Umfeld der über Facebook vermittelten Interaktionen auswirkt. Dieser kulturelle Code ist zunächst einmal nicht als Präambel oder Reflexion der Konstrukteure an einem bestimmten Ort expliziert. In der Entstehungsgeschichte von Facebook (3.3.1), seinem präventiven und reaktivem Umgang mit bestimmten Verhaltensweisen der Nutzer (3.3.2) und der Transparenz seiner Geschäftsbedingungen und –ziele (3.3.3) verdichtet sich allerdings ein Set von Werten und Prinzipien. Diese haben unterschiedlichen Ursprung, wie etwa wirtschaftliche Not-

ner russischen Katzenfutterwerbung entstand 2006 ein besonders weit verbreitetes und lang anhaltendes Internet-Mem, dass darin bestand, Katzenbilder und Bildunterschriften in der erfundenen „Lolspeak“ zu kombinieren. Das Buch "How to Take Over Teh Wurld: A LOLCat Guide 2 Winning" hielt sich im Winter 2008/2009 insgesamt 13 Wochen auf der New York Times Bestseller-Liste. 2007 begann eine Bibelübersetzung in Lolspeak, im Sommer 2009 wurde ein Lolcat-Musical aufgeführt.

wendigkeiten, historische Entwicklung und auch rechtliche Bestimmungen. Sie sind teilweise widersprüchlich und lassen sich nicht als kohärentes System darstellen. Dennoch ergeben sie ein eigentümliches Bild, das ich vor allem aufgrund seines appellativen und normativen Charakters *Moral von Facebook* nennen möchte.

4.3.1 Wettbewerb & Distinktion

Das grundlegende und namensgebende Prinzip von Facebook ist das Abbilden von Gesichtern. Dieses Prinzip hat seinen Ursprung allerdings nicht ausschließlich im ‚wertfreien‘ Abdrucken von Porträtfotos in Jahrbüchern von US Hochschulen, anhand derer sich die Kommilitonen kennen lernen oder an ihre gemeinsame Zeit erinnern sollen. Der Ursprung von Facebook liegt im Vergleichen und Bewerten der Attraktivität von Kommilitonen anhand ihres Gesichts. Drei Monate vor dem Launch von Facebook hatte Marc Zuckerberg an der Universität Harvard bereits ein Aufsehen erregendes Online-Projekt namens „Facemash“⁴⁶ gestartet. Das Prinzip der Seite bestand darin, die Fotos⁴⁷ von Kommilitonen anzuzeigen und von den Besuchern der Seite bewerten zu lassen (vgl. Kaplan 2003). Die Bewertung geschah anders als bei der ähnlichen, bereits im Jahr 2000 gelaunchten Seite „Hot or Not“⁴⁸ nicht nach einer Punkteskala. Stattdessen wurden per Zufallsauswahl immer zwei Bilder nebeneinander eingeblendet und der Besucher konnte mit den Cursortasten auf der Tastatur entscheiden, ob er das linke oder das rechte Bild attraktiver („*hotter*“) fand.⁴⁹ Die Anzahl der so gewonnenen Attraktivitäts-Duelle wurde unter den Bildern angezeigt. Außerdem wurde aus den bisherigen Siegen des unterlegenen Profils ein Wert errechnet, der zum Gesamtpunktestand des siegreichen Fotos summiert wurde. Diese Funktion ermöglichte also Quervergleiche. Noch am Tag als die Seite online ging, brachen die Server der Hochschule unter dem sprunghaft gestiegenen Datenverkehr zusammen. Bis zum Abend hatten 450 Besucher über 22.000 Bewertungen abgegeben (vgl. Kaplan 2003). Zuckerberg nahm die Seite vom Netz und musste sich wenige Tage später vor dem Beirat der Universität verantworten, weil er die Urheberrechte an den Fotos verletzt hatte.

Der Facebook-Vorläufer „Facemash“ bestand also in der nicht autorisierten öffentlichen Attraktivitäts-Bewertung der Gesichter von Kommilitonen der Hochschule. Das einander Gegenüberstellen von identifizierenden Fotos verbunden mit der binären Entscheidung welches attraktiver ist, impliziert eine Minderwertigkeit der als weniger attraktiv eingestuften Personen. Es handelt sich um eine oberflächliche und sexistische Form der öffentlichen Dar-

⁴⁶ Von engl. *to mash* (vermischen). Das Verb *to mash* wird im Slang auch archaisch für Flirten und für den von Punkkonzerten bekannten Tanzstil Pogo, bei dem es um kurzen heftigen Körperkontakt geht, verwendet.

⁴⁷ Die abgebildeten Personen hatten ihre Einwilligung nicht gegeben, Zuckerberg hatte die Webseiten von neun Internatsgebäuden des Campus gehackt, um an die dort hinterlegten Bilder der Kommilitonen zu gelangen (vgl. Kaplan 2003).

⁴⁸ vgl. unter <http://hotornot.com>

⁴⁹ Nachdem diese Geschehnisse durch den Film „The Social Network“ nachträglich bekannt wurden, hat ein amerikanischer Webdesigner „Facemash“ nachgebaut und wiederveröffentlicht. Zur Bewertung stehen nun die Profilbilder freizugänglicher Myspace-Profile (vgl. Durrant 2011).

stellung, die die abgebildeten Personen diskriminiert. Nicht nur, indem die als weniger attraktiv („not hot“) bewertete Person zurückgewiesen wird, auch die positive Bewertung eines Fotos aufgrund seiner Attraktivität stellt die bewertete Person in einen herabwürdigenden Kontext. Dass die bewerteten Personen dabei körperlich nicht anwesend waren, schmälert diese Gefährdung des Selbstbilds nicht. Dass „Facemash“ im Gegenteil erst durch die Vermittlung über eine öffentliche Web-Anwendung möglich wurde und die betreffenden Bilder zudem unerlaubt benutzt wurden, erhöht den erlittenen Kontrollverlust (vgl. Goffman 2007 [zuerst 1959 (dt.1969)]: 7) über das (Selbst-)Bild noch. Laut einem Artikel der Studentenzeitung der Universität reagierte Zuckerberg auf die Kritik an „Facemash“ mit den Worten: „Issues about violating people’s privacy don’t seem to be surmountable, [...] I’m not willing to risk insulting anyone“ (Kaplan 2003). Mit den Begriffen „Intimsphäre“ (privacy) und „verletzen“ (insulting) reflektierte er dabei die beschriebene Gefährdung des im gemeinsamen Umgang präsentierten Selbstbilds der Kommilitonen.

Mit der Veröffentlichung von Facebook im Februar 2004 (unter dem Namen „TheFacebook“) wurden ausschließlich selbstangelegte Profile zugelassen. Die in den ersten Monaten schrittweise gelockerten Zugangsbeschränkungen provozierten aber eine andere *Vergleichsdynamik*. Das Kriterium des Vergleichs war nun nicht mehr die Attraktivität zweier gegenüber gestellter Fotos, sondern der Zugang zu höheren Bildungseinrichtungen. Die erste Zulassungs-Erweiterung folgte vier Wochen nach Launch und öffnete Facebook neben Harvard-Studenten auch für Angehörige vier weiterer Elite-Universitäten (vgl. Kap 3.1). Während die Distinktionsmöglichkeiten *innerhalb* dieser Öffentlichkeit aufgrund der (vom Autor) unterstellten strukturellen Ähnlichkeit der Studierenden amerikanischer Eliteuniversitäten vermutlich nicht besonders hoch gewesen sein dürfte, galt für junge Amerikaner außerhalb dieser Kreise das Gegenteil. Die Administratoren amerikanischer Hochschulen bekamen über den Sommer verstärkt Mails von Studienanfängern, die sie baten ihnen ihre „edu“-Mailadresse möglichst schnell einzurichten (vgl. Boyd 2008: 103). Der Hintergrund war, dass man sich nur mit einer solchen Adresse beim mittlerweile auf fast alle US-Hochschulen ausgeweiteten Netzwerk anmelden konnte. Die Mitgliedschaft auf Facebook war ein sozialer Statusmarker, der anzeigte, dass der Profilinehaber Zugang zur Welt der College-Studenten hatte. Nicht nur im Kontext der strengeren Bestimmungen zur Abgabe von Alkohol an Minderjährige ist der Übergang in die Welt der Colleges die erste Freisetzung aus dem familiären Umfeld und damit ein wichtiger transitiver Moment für junge Amerikaner aus dem Mittelstand.

Der Ursprung als Harvard-Netzwerk bestand auch nach der Öffnung für alle über 13-Jährigen im Jahr 2006 als „Highbrow Aura“ von Facebook fort (ebd.), wie Danah M. Boyd in Befragungen von Teenagern herausfand: Zwar erlosch durch die Öffnung die Distinktionsfähigkeit der Facebook-Mitgliedschaft als Übergangs-Marker, dafür geriet die Facebook-Nutzung zwischen die Fronten der Distinktionsbemühungen innerhalb der Jugendlichen. Sie legten besonders großen Wert auf die mit der Wahl der sozialen Netzwerkseite assoziierten

sozialen Unterschiede. Boyd stellte dabei vor allem fest, dass Facebook durch seinen ursprünglich exklusiven Zugang als Studenten-Netzwerk als erwachsener („more mature“) angesehen wurde. Dementsprechend häufiger wurde es von Teenager-Gruppen genutzt, die ein Studium in Erwägung zogen bzw. sich durch einen spezifischen Bildungs- und Leistungsbegriff von ihren Mitschülern an den High Schools abgrenzten (vgl. ebd.: 201-203). Neben der früheren Zugangsbeschränkung und dem anhand dessen antizipierten sozialen Klientel von Facebook war vor allem sein Layout ein wichtiges Distinktionssignal. Facebooks minimalistisches Layout, das auf einer für den Nutzer unveränderbaren Struktur und den Farben weiß und blau beruht, limitiert die ästhetischen Individualisierungsmöglichkeiten der Profil-Gestaltung. Ästhetische Zugänge zur Selbstdarstellung die weniger nüchtern sind, wie z.B. animierte Grafiken, großflächige Hintergrundfotos oder ein digitaler Musikplayer wie bei Myspace, werden dadurch ausgeschlossen (vgl. ebd.: 209-211).

Der Ursprung von Facebook als Campusnetzwerk hinterlässt also zwei wichtige Elemente in dessen kulturellen Code. Wie auch beim Vorläufer „Facemash“ (trotz der unterschiedlichen Funktion und Kontrollmöglichkeit) zu sehen ist, funktioniert die Online-Präsentation des *Face* einerseits im Wortsinn als Porträtbild und andererseits in Goffmans Sinne als innerhalb einer potentiell füreinander erreichbaren Gruppe präsentiertes Selbstbild. Diese Sichtbarmachung unter gleichen Bedingungen evoziert auch ohne die explizite Frage „Hot or Not?“ anschließende Vergleichskommunikationen mit immanenten Bewertungen. Die Profilstruktur, mit der algorithmisch aggregierten Freundeszahl an prominenter Stelle (vgl. Kap. 5.3.2), führt zu einem indirekten *Attraktivitätsindex*: Quantitative Untersuchungen zeigen, dass die Nutzer z.B. geneigt sind, einen direkten Zusammenhang zwischen der Anzahl an Freunden und der Bewertung der Attraktivität des Profilinehabers herzustellen (vgl. Adelman 2011: 138). Außerdem beinhalten Facebooks frühere Exklusivität für Eliteuniversitäten und sein ‚erwachsenes Design‘ deutliche Distinktionssignale. Facebook galt vor allem in den USA kurz nach seiner Öffnung als das Netzwerk der jungen Menschen aus mittleren und höheren sozialen Schichten, die einen höheren Bildungsabschluss anstreben und Intellektualität schätzen. Diese Signale schwächen sich aber durch den seit 2006 unbeschränkten Zugang ab (vgl. Boyd 2008: 103).

4.3.2 Amerikanische Moral

Ein zugegebenermaßen wertender – und damit an der Grenze wissenschaftlich adäquater Wortwahl befindlicher – Begriff zur Beschreibung der Designprinzipien von Facebook stammt von Gert Lovink (Lovink 2011). Mit der Zuspitzung „amerikanische Folklore“ konstruiert er Facebook aber so prägnant als Teil typisch mittelständisch-weißer amerikanischer Alltagskultur, dass die Implikationen dieser Prägung erst deutlich werden. Es gibt keinen

Dislike-Button und soziale Beziehung lassen sich nur als „Freundschaft“ bezeichnen.⁵⁰ Diese radikalen Engführungen im Vergleich zur Alltagswelt sprechen einen eindeutigen sozialen Code: Einen positiv-optimistischen, oberflächlichen Code des Nicht-Angreifens und Nicht-Differenzierens, den Lovink als typisch amerikanische Folklore bezeichnet (ebd.: 189-190). Diese Analyse muss vor dem Hintergrund betrachtet werden, dass der Medienwissenschaftler auch Netzaktivist ist und seinen Facebook-Account 2010 demonstrativ löschte und dazu aufrief, seinem Beispiel zu folgen (vgl. Lovink 2010). Zur Verteidigung der undifferenzierten Operationalisierung von sozialen Beziehungen als „Freundschaft“ ließe sich außerdem anfügen, dass sie insofern ungefährlich ist, als dass sie die Nutzer nicht abschreckt: Freundschaft *muss* auf Facebook nichts bedeuten (vgl. Adelman 2011: 131).

Lovinks Kritik wird allerdings plausibler, wenn man nicht nur die gewissermaßen präventiven Maßnahmen der Gestaltung der Plattform betrachtet, sondern auch die Kriterien der Schöpfer, was adäquate Inhalte sind und was nicht. Die weltweite Nutzung von Facebook steht dabei im Kontrast zur kulturellen Prägung der zugrunde liegenden Nutzungsbestimmungen. Besonders deutlich wird das an der US-amerikanischen Sexual-Moral. So löscht Facebook Bilder stillender Mütter, wenn darauf Brustwarzen zu sehen sind, was zu Protesten stillender Mütter geführt hat (vgl. Samakow 2012). Posts mit solchen Inhalten müssen allerdings erst von anderen Nutzern gemeldet werden, bevor sie von Facebook-Mitarbeitern oder Vertragspartnern überprüft werden. Ein Dokument, das die Regeln zum Löschen gemeldeter Posts offenbart, wurde im Februar 2012 von einem marokkanischen Mitarbeiter eines Facebook-Vertragspartners veröffentlicht. Daraus geht hervor, dass Facebook z.B. ausdrücklich sexuelle Sprache und direkte Anfragen nach Sex verbietet. Darstellungen von küssenden Pärchen sind allerdings erlaubt, „even for same-sex individuals“ (ODEsk 2012: 4). Außer durch diese indirekte Diskriminierung von Homosexualität („sogar“ gleichgeschlechtliche Paare) werden die eher pruden Moralvorstellungen der Plattformbetreiber in einer Formulierung zum Zensieren von Bildern mit Körperausscheidungen deutlich: Anstatt von Kot oder Urin ist dabei kaschierend von „People using the bathroom“ die Rede (ebd.). Lockerere Regeln gelten dagegen für Abbildungen von Marihuana-Konsum (außer es geht um Verkauf oder Anbau) und Gewalt: „Deep flesh wounds are ok to show; excessive blood is ok to show“ (ebd.). Die Sensibilität amerikanischer Diskurse für strukturellen Rassismus bildet sich in geschützten Kategorien („protected categories“) ab, wegen der niemand beleidigt werden darf: Rasse, Ethnie, nationale Herkunft, Religionszugehörigkeit, Geschlecht (gender identity), sexuelle Orientierung, Behinderung und schwere Krankheit (ebd.). Auffällig ist, dass für krankhafte Fettleibigkeit eine Ausnahme gemacht wird. Offenbar ist das Beleidigen anhand dieses Merkmals erlaubt, weil es als erworbenes körperliches Merkmal auch Attraktivitätsbewertungen unterliegen kann. Der Einfluss politischen Willens und rechtlicher Normen zeigt sich an Regeln, die politische Propaganda und Konflikte behandeln sollen. Leugnungen des

⁵⁰ Die Differenzierung ermöglichende Funktion der individuell zu benennenden Freundes-Listen bleibt anderen Nutzern gegenüber deswegen auch unsichtbar.

Holocausts sind ebenso zu löschen, wie herabwürdigende Darstellungen Atatürks, Abbildungen der Grenzen Kurdistans, Bilder vom Verbrennen türkischer Flaggen oder Fotos von Kurdenführer Abdullah Öcalan (ebd.).⁵¹

4.3.3 Maskierung der Interessen

Ein wesentlicher Grund für die Aufregung um das beschriebene Dokument ist sein Status als geheim. Bis zu seiner Veröffentlichung gab es außer den Nutzungsbedingungen Facebooks keine öffentlichen Informationen darüber, nach welchen Kriterien Facebook Inhalte löscht. Die Maskierung eigener Praktiken und Intransparenz im Bezug auf Geschäftsziele und Verwendung von Nutzerdaten ist ein wiederkehrendes Merkmal der Kommunikationspolitik der Firma Facebook. So wurden zum Beispiel neue Funktionen oder Privatsphäre-Einstellungen, wie die automatisierte Gesichtserkennung, von Facebook ohne Ankündigung eingeführt (vgl. Beckedahl 2011). In diesem Verhalten wird die Asymmetrie zwischen Nutzern und Plattformbetreibern deutlich. Facebook hat Zugriff auf alle Nutzerdaten und verwertet diese für personalisierte Werbung. Dabei hat Facebook seinen Werbekunden sogar bis 2010 übermittelt, welche Nutzer genau ihre Werbung angeklickt haben (vgl. sueddeutsche.de 2010). Die Unsichtbarkeit des Zugriffs auf Nutzerdaten maskiert das Geschäftsmodell Facebooks: Die von den Nutzern eingegebenen und durch ihre Interaktionen entstandenen Daten werden verkauft, diese Vorgänge für Nutzer aber nicht im Einzelnen sichtbar und nachvollziehbar gemacht.

Besonders deutlich wird diese Asymmetrie in Facebooks Umgang mit Abweichungen von der Aufforderung, sich unter seinem echten Namen anzumelden. Das Anmeldeformular schließt zwar die anonyme Benutzung durch den Zwang zur Eingabe eines Namens kategorisch aus, verlangt aber keine Validierung der angegebenen Identität. Da es Facebooks primärer Ausrichtung, der Kontakterhaltung und -pflege von bereits bestehenden Beziehungen (vgl. Kneidinger 2010: 84), widerspricht, eine beliebige Identität anzunehmen, versuchen die Konstrukteure auf verschiedenen Wegen gegen diese durchaus verbreitete Praxis vorzugehen.⁵² Sie grenzen sich zum Beispiel in Appellen an ihre Nutzer scharf von anonymen Interaktionsformen im Netz ab. Die Facebook-Marketingchefin Randi Zuckerberg sagte im Sommer 2011: „Meiner Meinung nach muss Anonymität im Internet verschwinden“ (zit. nach Proschofsky 2011). Ihr Bruder Mark verband bereits ein Jahr zuvor die Nutzung sozialer Netzwerkseiten unter einem anderen Namen als dem im Pass eingetragenen mit einem Mangel an Aufrichtigkeit: „Having two identities for yourself is an example of a lack of

⁵¹ Die explizite Thematisierung des Türkei-Kurden-Konflikts durch das Dokument lässt darauf schließen, dass es offenbar für Mitarbeiter gedacht ist, die die Inhalte türkischer und arabischer Facebook-Nutzer überprüfen sollen.

⁵² Zum einen melden sich viele Nutzer mit Spitznamen oder leicht veränderten Nachnamen an, um eine direkte Identifizierung von Profil und Person zu vermeiden. Zum anderen erfinden Nutzer andere Personen zu verschiedenen Zwecken. Ein Beispiel sind die von den untersuchten Nutzern „Fakeprofile“ genannten Vortäuschungen junger Frauen, um an Beziehungsanbahnung interessierte Männer hereinzulegen.

integrity" (zit. nach Zimmer 2010). Wenn Accounts unter Pseudonym von Nutzern gemeldet werden, löschen die Administratoren diese kommentarlos.

Diese Praxis konterkariert die offizielle Rethorik Facebooks, in der es im „Mission Statement“ heißt: „Facebook's mission is to give people the power to share and make the world more open and connected" (Facebook Inc. 2012). Das (angebliche) Ziel von gesteigerter Aufgeschlossenheit und Zusammengehörigkeit der Menschen muss vor dem Hintergrund der oben zitierten Verknüpfung von charakterlichen Mängeln und Identifizierbarkeit eingeschränkt werden: Aufgeschlossenheit hört bei anonymer Nutzung auf. Dass die Facebook-Akteure Mark und Randi Zuckerberg dabei ein zentrales Argument nicht erwähnen, verdeutlicht die Taktik der Maskierung eigener Marktinteressen: Personalisierbare Werbung lässt sich nicht mit anonymen oder fiktiven Nutzerdaten verkaufen.

4.4 Zusammenfassung

Facebook ist nicht nur die am weitesten verbreitete soziale Netzwerkseite überhaupt, es ist die am häufigsten aufgerufene Website der Welt. Außerdem ist Facebook auch der erfolgreichste Webservice auf mobilen Endgeräten – was den Zugang zu seiner Nutzung potentiell immer und überall ermöglicht. Die schätzungsweise 752 Millionen Mitglieder nutzen dabei alle die gleichen Funktionen und das gleiche Layout. Facebook ist für über 10 % der Weltbevölkerung ein regelmäßiges Interaktionsumfeld (1).

Dieses Interaktionsumfeld Facebook zeichnet sich durch eine Vielfalt an Kommunikationskanälen und Möglichkeiten der Präsentation, Vernetzung, Dokumentation, des Feedbacks und der dyadischen Kommunikation aus. Diese Bandbreite von Informationsflüssen und Möglichkeiten der gegenseitigen Wahrnehmung begründet den Erfolg der Plattform und hat ein konkretes Vorbild, die face-to-face-Interaktion. Das wird auch in der von Facebook adressierten Ernsthaftigkeit der abgebildeten Verbindungen deutlich. Den technischen Optionen der Plattform ist allerdings zunächst eine homogenisierende und teilweise automatische Erfassung von Nutzerdaten gemeinsam. Die automatische Aggregation bestimmter Daten wie der Freundeszahl und die Bewertbarkeit von Inhalten durch „Likes“ evoziert so Vergleichskommunikationen. Die so entstehende automatische, nutzergesteuerte und auch gegenseitige Dokumentation wird allerdings zusehends gewichtet: Der Sozial-Algorithmus Edgerank sortiert Meldungen nach errechneter Wichtigkeit für den einzelnen Nutzer und die neue „Chronik“ kontextualisiert die Selbstdarstellung im Modus eines (Normal-)Lebenslaufs. Im Blick auf die Akteurskonstellationen sozialer Netzwerkseiten wie Facebook wird zudem eine Asymmetrie der Beziehungen deutlich. Neben der SNS konstituierenden reziproken Sichtbarkeit und Sichtbarmachung von Verbindungen zwischen Nutzern, passieren die Zugriffe auf Nutzerdaten durch die Plattformbetreiber und deren Werbekunden unsichtbar und einseitig (2).

Facebook greift also in mehrfacher Hinsicht in die durch seine Technik vermittelten Interaktionen und Nutzungsweisen ein. Der technischen Gestaltung und den von den Schöpfern angebotenen und unterbundenen Nutzungsweisen liegt dabei ein kultureller Code zugrunde, den ich als Moral von Facebook bezeichnet habe. Tatsächlich handelt es sich dabei nicht (ausschließlich) um ein ausformuliertes Regelwerk sondern eine Gemengelage der historischen Entwicklung der Plattform, den kulturellen Hintergründen ihrer Schöpfer und darüber hinaus wirtschaftlichen und politischen Interessen. Die daraus resultierenden Implikationen sind nicht kohärent geschlossen und lassen sich aufgrund ihres appellativen und explizit normativen Charakters durchaus als Moral im Sinne von Handlungsprinzipien verstehen. Facebook entspringt einer Wettbewerbs- und Distinktionslogik. Darüber hinaus finden sich in seiner Gestaltung für die weiße amerikanische Mittelschicht typische Prinzipien wie eine prude Sexualmoral und eine Umgangsform des Nicht-(direkt)-Angreifens. Die bereits erwähnte Asymmetrie zwischen Nutzern und Verwertern derer Daten zeigt sich auch im Merkmal des Maskierens von Interessen z.B. durch die unangekündigte Einführung neuer Optionen und Intransparenz bezüglich Geschäftszielen (3).

Die Darstellung des weltweiten Umfangs der Facebook-Nutzung, seiner technischen Gestaltung und seinem Geschäftsmodell, das auf den Nutzerdaten basiert, verdeutlicht die Aktualität und Dringlichkeit der Analyse der durch Facebook vermittelten Interaktionen. Wie bereits mehrere Autoren betont haben, ist Facebook eine „Assemblage“ (vgl. Zurawski 2012: 2) – ein Ensemble, das aus Technik und Techniken, Strukturen und unterschiedlichen moralischen, kommerziellen und politischen Motivationen besteht, die es in der Analyse der Nutzererfahrungen zu berücksichtigen gilt. Von Interesse sind dabei vor allem die Fragen, wie die Nutzer ihre eigene Nutzungsweise einordnen und von welchen Praktiken sie berichten.

5. Was geht auf Facebook eigentlich vor?

Der Frage, was die konkreten Handlungsprobleme und Nutzungsweisen von Facebook-Mitgliedern sind, hat sich diese Untersuchung über Gruppendiskussionen mit jugendlichen und post-adoleszenten Facebook-Nutzern genähert. Wie dieses Datenmaterial erhoben und vor allem ausgewertet wurde, soll vor der Darstellung der Ergebnisse beschrieben und begründet werden (5.1). In der Darstellung der empirischen Ergebnisse soll der analytische Zugriff auf das Material deutlich werden. Deshalb wurden die Konzepte anhand von Handlungs- und Situationsproblematierungen der Nutzer geordnet. Die so verdichteten Themenkreise sind die Exposition zweier unterschiedlicher Zugänge zu adäquater Nutzung mit einem gemeinsamen Paradox (5.2), die ko-konstruktive Selbstdarstellung unter verschiedenen Szenarien des Kontrollverlusts (5.3) und ein Set an Techniken und Taktiken zur Kontaktanbahnung (5.4).

5.1 Methodische Grundlagen & Vorgehen

Wie bereits mehrfach gezeigt wurde, ist eine zentrale Annahme dieser Untersuchung, dass die Handlungsspielräume auf sozialen Netzwerkseiten nicht nur durch deren technische Gestaltung, sondern auch durch soziale Verwendungsregeln geprägt werden. Wie nähert man sich der Frage, was die konkreten Handlungsprobleme und Nutzungsweisen von Facebook-Mitgliedern sind, nun empirisch und welche Folgen hat das für die Ergebnisse? Im Folgenden soll das methodische Vorgehen der Untersuchung nicht bloß vorgestellt (Kap. 5.1.2), sondern dessen Implikationen und Begründung auch diskutiert werden (Kap. 5.1.1). Im Wesentlichen basiert der vorgestellte interpretative Zugang zum Phänomenbereich dabei auf dem bereits explizierten Verständnis von Facebook-Nutzung als technisch vermittelter Interaktion zwischen menschlichen Teilnehmern – Im Gegensatz zu Zugängen, die die Nutzung von Computern und Online-Angeboten als Austausch⁵³ zwischen Mensch und Maschine konzipieren.

5.1.1 Methodologische Begründung

In den folgenden Kapiteln steht die Rekonstruktion und Interpretation der diskursiven Äußerungen (zumeist jugendlicher) Facebook-Nutzer im Mittelpunkt. Ihre in Gruppendiskus-

⁵³ Die Verwendung des Begriffs „Austausch“ ziehe ich Begriffen wie „Mensch-Maschine-Interaktion“ deswegen vor, weil Interaktion im Goffmanschen Sinne gegenseitige Wahrnehmung (und Wahrnehmungs-Wahrnehmung) sowie die Fähigkeit zur Interpretation des Gegenübers und seiner Handlungen erfordert – Fähigkeiten, die Softwareprogramme oder künstliche Agenten derzeit noch nicht besitzen (vgl. Krummheuer 2010).

sionen kollektiv hervorgebrachten Erzählungen, Wertungen und Konzepte der eigenen Praxis sind das Datenmaterial dieser Untersuchung.

Diese Erhebungsform stellt insofern einen Umweg dar, als dass man meinen sollte, dass sich Nutzungspraxis doch am besten direkt beobachten ließe. Diesem unumstritten evidenten Punkt steht zunächst eine praktische Einschränkung gegenüber: Es ist ohne Zugang zu den Firmendaten von Facebook nicht möglich, aussagekräftige Samples von Nutzungsweisen zu konstruieren. Trotz mehrerer Anfragen an die deutsche und die internationale Niederlassung der Firma ist es leider nicht gelungen, Daten oder Gesprächspartner für Experteninterviews zu gewinnen. Diese Erfahrung teilen nahezu ausnahmslos alle Journalisten und Wissenschaftler, die versucht haben, Kontakt zur Firma Facebook aufzunehmen. In den Publikationen zum Thema gibt es nur zwei Quellen – jeweils anonyme Mitarbeiter von Drittfirmen, die im Auftrag Facebooks arbeit(et)en –, die über Hintergründe und Funktionsweisen der Gestaltung und Einwirkung auf Nutzerverhalten berichten (vgl. ODesk 2012 & Frank 2011). Zur Analyse des Nutzungsverhaltens bleiben einzig offizielle Zahlen der Firma Facebook, die vor allem im Zusammenhang mit dem angestrebten Börsengang vermehrt publiziert werden, und die eigene, ‚einfache‘ Nutzung der Plattform. Erfolgt der Zugang zum Feld über einen eigenen Account, so bildet er das egozentrierte Netzwerk des Inhabers ab und ist somit stark vorstrukturiert. Dieses egozentrierte Netzwerk wurde für eine explorative Vorstudie genutzt, indem die Frage nach Irritationen der eigenen Nutzung auf Facebook gepostet wurde und neun Antworten von befreundeten Nutzern eingingen.⁵⁴ Darüber hinaus gibt es noch öffentlich zugängliche Facebook-Profile, also solche deren Nutzer die niedrigste Privatsphäre-Einstellung gewählt haben. Sie lassen sich allerdings nicht uneingeschränkt beobachten, da deren Interaktionen mit Nutzern mit höheren Privatsphäre-Einstellungen nicht abgebildet werden. Außerdem ist davon auszugehen, dass viele interessante Nutzungsweisen explizit nicht-öffentlich, zum Beispiel über den Chat, geschehen.

Eine umfassende *Beobachtung* der Nutzungspraxis hätte noch am ehesten über ein autoethnographisches Vorgehen gelöst werden können. Im Vereinen der Forscher- und Nutzerperspektive in einer Person wäre das Problem der mangelnden Einsicht in nicht-öffentliche Vorgänge zumindest für den eigenen Account gelöst gewesen. Da die eigene Sozialisation in das Feld der Facebook-Nutzung zum Zeitpunkt des Untersuchungsbeginns allerdings bereits zwei Jahre zurücklag und nicht dokumentiert wurde, bot sich ein solches Vorgehen nicht an. Aus der eigenen Nutzungserfahrung ergab sich außerdem das Interesse daran, wie *andere*, kontrastive Fälle der Facebook-Nutzung aussehen und ob diese mit ähnlichen bzw. anderen Orientierungs- und Aushandlungsprozessen einhergehen. Beobachtungen aus der eigenen Nutzungspraxis des Autors sind dennoch in die Untersuchung eingeflossen: Teilweise als tatsächliche Beobachtung und dann auch als solche gekennzeichnet, meist aber als Kontextwissen in der Interpretation der Gruppendiskussionen. Der eigene

⁵⁴ Diese Antworten sind in zwei Fällen in die Darstellung eingeflossen und im Material im Anhang unter „Face“ aufgeführt.

alltagsweltliche Umgang in diesem spezifischen Feld stellte trotz des dabei latenten Risikos, Erklärenswertes als Selbstverständliches zu behandeln, ein wertvolles Reservoir an Wissen und Kompetenzen, dar, um die Facebook-Nutzung auch methodisch abgesichert zu erschließen.

Zu den auffälligsten Nutzungserfahrungen zählen Beobachtungen von Irritationen und die Notwendigkeit zu expliziten Aushandlungsprozessen, die vor allem vor der Kontrastfolie der Regeln des alltagsweltlichen Umgangs face-to-face stattfinden. Diese Beobachtungen haben wesentlich zur Entscheidung für eine Erhebungsform zur Analyse „kollektiver Orientierungsmuster“ (Bohnsack 2003: 495) wie der Gruppendiskussion beigetragen, wesentlicher als das praktische Problem des Zugangs zu Daten des Feldes.⁵⁵ Für die Untersuchung der Nutzungsweisen dieses ‚sozialen Mediums‘ interessieren im vorgestellten Erkenntnisinteresse eben jenes Wissen und jene Interpretationen, die einen ‚reibungslosen‘ Ablauf der Nutzung ermöglichen. In der Einübung, Übernahme oder Re-Konstruktion bestimmter Nutzungspraktiken sind Sinnkonstruktionen vorgängig, die das Tun in die eigenen Motive und die grundlegenden Interpretationen und Orientierungen der *Lebenswelt* einordnen (vgl. Schütz 2004 [zuerst 1934]: 100ff. & 148ff.). Um an diese gesellschaftlichen Regeln der Facebook-Nutzung in unterschiedlichen Kontexten zu gelangen, wurde gezielt nach Berichten von Irritationen der Nutzung gesucht. Diese krisenhaften Momente der Nutzung sind ein methodisch sehr gut abgesicherter Schlüssel zu Normalerwartungen und angelegten Interpretationsrahmen der Nutzer: Wie Garfinkel mit seinen berühmten Krisenexperimenten zeigen konnte, werden durch die Irritation von Normalität die sie konstituierenden Regeln und Inhalte in ihrer Verletzung sichtbar (vgl. Heritage 1984). Diese Regeln sind den Handelnden und deren Handlungsentwürfen i.d.R. implizit und unbewusst (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2009: 26), weswegen sie sich der direkten Beobachtung entziehen. Besonders die für Facebook-Nutzung typische Verquickung von digitalem Arrangement und sozialen Regeln (vgl. Kap. 3) wird in Fällen von Störungen der Interaktion, in Fällen des ‚Nicht-Funktionierens‘ deutlich. Die Wirkung der digitalen Artefakte – also der Benutzeroberfläche, der Funktionen und der Restriktionen – entfaltet sich in Irritationen durchaus abweichend von den Intentionen ihrer Schöpfer, und fordert situative Anpassungen und Improvisationen der Nutzer. Häufig entstehen in diesem Zusammenhang auch interaktiv-experimentelle Formen der Nutzung. Besonders solche ‚abweichenden‘ Nutzungsweisen sind schwer mit hypothesenprüfenden Verfahren zu erfassen, da diese ja eine Vorstrukturierung des Forschungsdialogs erfordern und somit ‚natürliche‘ Sinnstrukturen unentdeckt bleiben können. Im Rahmen von Gruppendiskussionen erhält man dagegen nicht nur Einblick in explizite und implizite Sinnstrukturen auf Nutzerseite, sondern zudem auch in deren kollektive Verankerung und die Mechanismen ihrer Hervorbringung.

⁵⁵ Diese hätte man ja auch mit einem standardisierten Verfahren wie einem Online-Fragebogen generieren können.

Wenn man die Wahl der hier angewandten Methode also als Umweg in der Erhebung von Daten zur Facebook-Nutzung bezeichnen möchte, dann als einen notwendigen Umweg, der sowohl den Eigenheiten des Gegenstandsbereichs als auch der Beschaffenheit und sozialen (Re-) Produktion von Sinnstrukturen und Regeln an sich Rechnung trägt. Dasselbe gilt auch für die Auswertung der so gewonnenen Daten. Hierbei kam eine Mischung aus zwei methodologisch unterschiedlich begründeten rekonstruktiven Verfahren zum Einsatz, die aber beide auf das implizite Wissen der Alltagswelt und seine Struktur zielen: Die Transkripte der Diskussionen wurden hauptsächlich nach den Prinzipien der *dokumentarischen Methode* ausgewertet, wobei auch mit aus der *objektiven Hermeneutik* bekannten Methoden gearbeitet wurde. Kern dieser Verfahren ist die Rekonstruktion von Organisationsprinzipien des implizit handlungsleitenden Wissens der Akteure. Dabei wird besonders das Verhältnis dieses stillschweigenden Wissens zu explizierbaren Wissensbeständen (Selbstentwürfe, Theorien über sich selbst und andere) fokussiert.⁵⁶ Beide Auswertungsverfahren konzipieren die empirisch erfahrbare Welt als „sinnstrukturierte Welt“, wie sie im Blick auf die anthropologischen Grundlagen der menschlichen Erfahrung (vgl. Kap. 3.2.1) bereits angedeutet wurde. „Sinn“ wird hier als soziale Kategorie nicht nur methodisch berücksichtigt, sondern auch zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand erhoben. Besonders in technisch vermittelten Interaktionssettings gerät Sinn als Kategorie aufgrund der z.T. hohen Komplexität der Artefakt-Akteurs-Konstellationen häufig aus dem Blick. Ohne hier die Debatte über Handlungsträgerschaft von Objekten im Anschluss an Bruno Latours Schriften (vgl. Ruffing 2009: 113 ff.) in Gänze zu rekapitulieren, sei gesagt, dass diese methodische Vorgehen – gemäß dem vorgestellten theoretischen Modell – auch als Plädoyer für eine sinnbasierte Analyse technisch vermittelter Interaktionen gesehen werden kann. Auch wenn menschliche Handlungen tief in technische Konstellationen eingebettet sind, erfordert eine adäquate Beschreibung dieser ihre Betrachtung als Bündelung von materiellen Arrangements *und* sinnhaften Praktiken. Deswegen wurde in dieser Untersuchung großer Wert auf die historische, funktionale und kulturelle Rekonstruktion der digitalen Arrangements von Facebook (vgl. Kap 4) gelegt. Aufgabe des interpretativen Zugangs ist es nun, die Spezifik dieser Konstellation von der Nutzerseite her zu rekonstruieren. Denn eine *sinnhafte* Wahrnehmung und Einordnung des Vorgängigen in dieser Technik-Mensch-Konstellation findet – unabhängig von der Diskussion um Akteurs-, Aktanten- oder Objektstatus der technischen Schnittstelle – ohnehin auf der Nutzerseite statt. Das gewählte methodische Vorgehen ruht also weniger auf einer ontologischen Begründung der an den Situationen beteiligten Entitäten und ihrer Beschaffenheit, als vielmehr auf der erkenntnistheoretischen Frage, wie Wissen und Praktiken in solchen Konstellationen strukturiert sind und zustande kommen.

⁵⁶ Eine Beschreibung des konkreten Ablaufs findet sich im folgenden Unterkapitel 5.1.2

5.1.2 Vorgehen

Bevor die Erhebung und Auswertung der Daten jeweils konkret beschrieben werden, soll kurz ein Überblick über den Forschungsprozess, der im Sinne der Grounded Theory-Methodologie strukturiert wurde, gegeben werden. Das Ideal der Grounded Theory-Methodologie – Induktion, Deduktion und Verifizierung finden nicht sequentiell, sondern über die ganze Studie parallel und eng verschaltet statt (Strauss 1996: S. 39) – bildet sich im beschriebenen Forschungsprozess teilweise ab. Zwar wurde das Sample nur einmal nach der ersten Datenerhebung gezielt erweitert,⁵⁷ ein „Hin- und Herpendeln“ (ebd.: S. 47) zwischen Daten Konzeptualisieren und Theorie Generieren erfolgte besonders im Hinblick auf die Rekonzeptualisierung des Modells der technisch vermittelten Interaktion anhand des Materials – und die Interpretation dessen anhand des sich schärfenden Modells. In der vorliegenden Arbeit als zugespitztem Ergebnis dieses Forschungsprozesses ist das Vorgehen im Sinne der Grounded Theory-Methodologie als solches also nicht sichtbar aber in den dargestellten Ergebnissen enthalten (vgl. Abbildung 6).⁵⁸

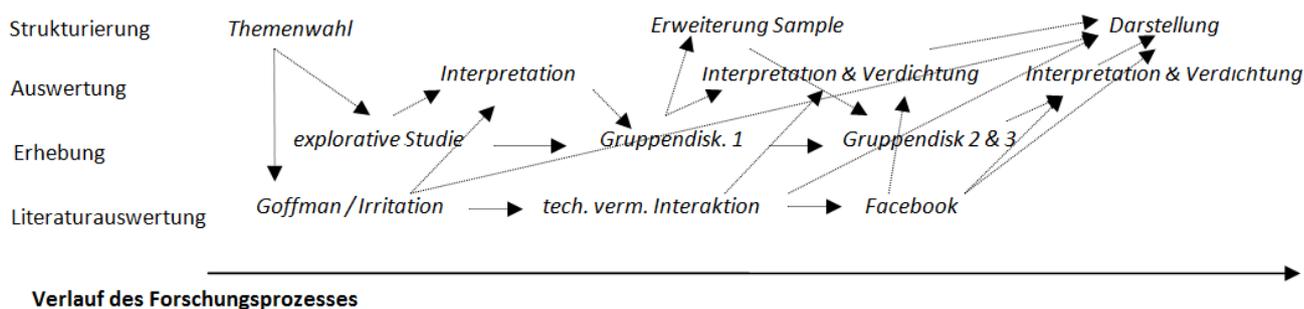


Abbildung 6 - Vorgehen im Verlauf des Forschungsprozesses

Die Orientierung an dieser Methodologie umfasst also einen ganzen Forschungsstil, der eine hohe Reflexivität über den gesamten Forschungsprozess fordert und erhobene sowie ausgewertete Daten und recherchierte Literatur immer wieder miteinander verknüpft und aufeinander rückbezieht. Ziel für die hier – vor allem für das Beispiel einer Qualifikationsarbeit konzipierte – besonders fixierte Darstellung der empirischen Ergebnisse ist die Sichtbarmachung des analytischen Zugriffs auf das Material. Die ‚natürlichen‘ Daten und deren Interpretation müssen anhand des Erkenntnisinteresses so verdichtet werden, dass idealerweise in der Empirie verankerte Theorien entstehen. Deshalb wurden die im folgenden Ergebnisteil vorgestellten Konzepte anhand von Handlungs- und Situationsproblematierungen der Nutzer geordnet.

⁵⁷ Der Hinweis auf die spezifischen und von ihren eigenen Nutzungsweisen abweichenden Umgangsformen von Teenagern auf Facebook stammt aus dem Material der zuerst interviewten Studentengruppe.

⁵⁸ Die Abbildung reduziert die Darstellung des Forschungsprozess vor allem auf den zeitlichen Verlauf (horizontale Achse). Ein wichtiges Kriterium des Vorgehens, die reflexive Rückbezüglichkeit von Auswertungsschritten und Erhebung, wird häufig mit Pfeilen ‚in die andere Richtung‘ dargestellt, auf die hier verzichtet wurde.

Insgesamt wurden drei Gruppendiskussionen mit jungen Nutzergruppen geführt: Eine erste Diskussion mit fünf Studenten, davon vier aus dem ersten Semester, und zwei weitere mit insgesamt elf Schülern aus der 9. und 10. Klassenstufe einer Realschule. In zwei Fällen („Stud“ und „TeenA“) handelt es sich zwar um Gruppen weitgehend Gleichaltriger mit einem starken gemeinsamen Alltagsbezug, wie gleicher Studiengang oder gleiche Schulklasse, die in ihrer Zusammensetzung aber keine Realgruppen, also beispielsweise einen Freundeskreis, abbilden. Dieses letzte Charakteristikum trifft vor allem auf die Gruppe „TeenB“ zu. Vom Ablauf her ähneln sich die Gespräche stark: Der Interviewer beginnt mit einem Stimulus, der das Gespräch der Teilnehmerinnen untereinander in Gang bringen soll. Diese Selbstläufigkeit ist das wichtigste Kriterium für die Validität der Daten, schließlich sollen die Strukturen gemeinsamer milieuspezifischer und / oder biographischer Erfahrungen der Gruppe herausgearbeitet werden. Deswegen verhält sich der Interviewer über weite Teile des Interviews insofern passiv, als das er zwar diskussionsgenerierende Fragen stellt, aber selbst kein aktiver Teilnehmer des Gruppenaustauschs ist, um diesen nicht zu sehr zu beeinflussen. Je nach Gesprächssituation schließt sich an den selbstläufigen Teil i.d.R. eine Schlussequenz mit sog. exmanenten, also nicht auf das bisher Gesagte bezogenen, Fragen an. Die Gespräche fanden in einem für die Gruppenmitglieder gewohnten, gewissermaßen heimischen Umfeld, dem Fachschaftsraum des Instituts bzw. einem Besprechungsraum in der Schule, statt. U.a. um das Gespräch nicht zu sehr von einem Alltagskontext zu entfernen, wurde während der Diskussionen auf das händische Mitschreiben verzichtet und stattdessen – unter Zustimmung aller Beteiligten – ein kleines Aufnahmegerät in der Mitte des Tisches platziert. Der Mitschnitt wurde später transkribiert, wobei alle Eigennamen und Ortsbezeichnungen aus Datenschutzgründen maskiert wurden.

Die so gewonnenen Daten wurden in ihrem eigenen Kontext, ihrer eigenen Sprache und ihrer eigenen Indexikalität⁵⁹ untersucht. Was der Kern der gemeinsamen Erfahrung der Gruppe ist, lässt sich besonders gut an inhaltlich und emotional dichten Stellen der Diskussion, den *Fokussierungsmetaphern*, erkennen: „Es sind die Gruppen selbst, die uns zeigen, wo das jeweilige Zentrum, der jeweilige Fokus ihres gemeinsamen Erlebens und damit der Kollektivität zu suchen ist, von dem her sich dann der Erfahrungsraum der Gruppe, der Kollektivität am sichersten interpretieren lässt“ (Bohnsack 2003: 24). Für die so fokussierten Stellen werden zunächst Lesarten entworfen, d.h. Kontextbedingungen konstruiert, die die jeweilige Passage (auch Sequenz) sinnvoll erscheinen lassen. Diese Vorgehensweise entfernt sich dabei bewusst vom ‚tatsächlich gemeinten‘, also dem subjektiven Sinn des Diskussionsteilnehmers. Während die „Alltagsinterpretation“ – also die Interpretation von Gesagtem in einem nicht-reflexiven Kontext – meist eine gerade eine Richtung ohne Umwege einschlägt, muss der wissenschaftliche Interpret versuchen, den Gegenstand zu verfremden, sich ihm gegenüber „naiv“ zu stellen. Das hat die Funktion, Kritik, sowie fest gefügte Vorstel-

⁵⁹ Indexikalität meint die spezifische Bedeutung des Geäußerten, die sich nicht ausschließlich aus dem Gesagten, sondern aus dem, durch die Interaktionspartner, damit verknüpften Sinn ergibt.

lungen zu Lesarten zu unterbinden. Es soll ihm außerdem helfen kein „Vorwissen“ über den Fall in die Konstruktion von Kontexten einfließen zu lassen. Methodisch abgesichert wird dieses ‚Einsammeln‘ möglichst vieler verschiedener Lesarten durch die Trennung der Paraphrasierung einer Aussage von ihrer Interpretation. Typischerweise werden in der Folge zunächst kurze Abrisse über das Gesagte stehen, bevor eine Interpretation des Materials beginnt.

Die anschließende reflektierende Interpretation des Materials ist der Kern der Auswertungsmethode. Hier gilt es, von der Ebene des inhaltlich Gesagten Abstand zu nehmen und die Art und Weise dessen Hervorbringung zu beschreiben: *Wie* wird ein spezifisches Thema behandelt? Wer bringt ein Thema auf, wer widerspricht? Besonders zur Betrachtung dieser performativen Aspekte der Diskussion ist eine sequentielle Interpretation des Transkripts, also Zug um Zug, wichtig. Den beiden genannten Verfahren, der dokumentarischen Methode und der objektiven Hermeneutik, sind diese Schritte weitgehend gemeinsam. So wurden die von den Nutzern hervorgebrachten Themen und Nutzungskonzepte Facebooks auf dahinterliegende Sinnstrukturen interpretiert und zu konkreten Nutzungsweisen verdichtet. Dabei lag der Fokus der Interpretation auf dem Zusammenspiel zwischen Sinnstrukturen und prozeduralen Zwängen der technischen Gestaltung von Facebook. Außerdem wurde besonderes Augenmerk auf die der Nutzung zugrunde liegende Wissensbestände und die sozialen Kontexte der Nutzung gelegt. Diese Fragen nach dem Zusammenspiel von Technik und Nutzerintention in der Interaktion einerseits und deren Eingebettetheit in andere soziale Kontexte andererseits sind der oben angesprochene analytische Zugriff auf das Material.

Die so thematisch verdichteten Kapitel fokussieren mehrstufig typische Aspekte der Facebook-Nutzung Jugendlicher: Zum einen werden unterschiedliche Expositionen zu adäquater Nutzung fokussiert (Kap. 5.2), die vor allem soziale Kontexte und Hintergrundwissen der Nutzer versammeln. Gleichzeitig wird das Potential prozeduraler Zwänge in der Beeinflussung der Nutzungsverhaltens deutlich (5.2.3). Im zweiten Schritt werden dann konkrete Techniken der Selbstdarstellung und Imagepflege analysiert und verglichen (5.3). Während im letzten Kapitel (5.4) am Beispiel des ‚Cruisens‘ die Ambivalenz des Angebotscharakters und der Restriktionen der Plattform für die Jugendlichen deutlich werden, indem sie bestimmte Funktionen bereitwillig adaptieren und andere abweichend benutzen. Dieses Vorgehen entspricht den ‚klassischen‘ Modellen der Typenbildung in objektiver Hermeneutik bzw. dokumentarischer Methode – obwohl keine kohärente Typologie am Ende entsteht. Das Ziel des hier vorgestellten Vorgehens gleicht dem Ziel der Typenbildung der *objektiven Hermeneutik*, da zunächst versucht wird „verschiedene Aspekte des Falles in ihrem inneren Zusammenspiel typologisch zu fassen“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2009: 47). Wobei der Fall, also die in einer Gruppendiskussion hervorgebrachte Nutzungsweise, auf seine inneren Gesetzmäßigkeiten (das *Wie* seiner Hervorbringung) hin überprüft wird. Dann folgen vergleichende Schritte mit anderen Interviewpassagen, die ähnlich dem komparativen Vorgehen (ebd.: 296ff.) der Typenbildung der dokumentarischen Methode zunächst minimal- und dann

später maximalkontrastiv vorgeht. Der in diesem Übergang von minimal- zu maximalkontrastiven Passagen *eigentlich* enthaltene Schritt des systematischen Vergleichs z.B. mit anderen Milieugruppen (ebd.: 299) wurde hier nicht geleistet. Stattdessen soll die Mehrdimensionalität der hier verdichteten Nutzungsweisen in sich gezeigt werden. Das Ergebnis dieser Untersuchung zielt in der Darstellung weniger auf eine Typologie von Nutzungsweisen als Ergebnisse der spezifischen Konstellation Facebook-Nutzer – obwohl hier explizit typische Nutzungsweisen beschrieben werden – sondern auf ein funktionales und prozedurales Verständnis davon, wie sich technisch vermittelte Interaktion über Facebook vollzieht. Dabei kommen sowohl die speziellen Umstände der expliziten Nutzung zutage, als auch die gesellschaftlichen Regeln und (technischen) Bedingungen, vor deren Hintergrund diese sich entwickelt.

Die Entscheidung für qualitative Erhebungs- und Auswertungsformen zur Analyse der Facebook-Nutzung ist also wesentlich in einem Spezifikum des Untersuchungsgegenstands – der beobachteten Häufigkeit von Irritationen der Nutzung – begründet. Ziel der Rekonstruktion ist dabei die Kategorie des Sinns in verschiedenen Abstraktionsebenen: Zunächst der *Sinnmachung* des eigenen Handelns auf der Nutzerseite und der Sinn-Zurechnung an die Schnittstelle Facebook durch den Nutzer; und folgend dem *sozialen Sinn* der sich in und durch verschiedene Nutzungsweisen und deren Bewertung durchzieht. Ziel dieses Vorgehens ist dabei weniger die Explikation einer Typologie unterschiedlicher Nutzungsweisen sondern ein Beitrag zum Verständnis wie diese im Zusammenspiel der technischen Bedingungen und kulturellen Implikationen Facebooks und den sozial-kulturellen Bedingungen dessen Nutzung entstehen. In dieser Betrachtung des Zusammenspiels, seiner Einflüsse und seiner Folgen als prozedurales Ereignis bewegt sich das Vorgehen sehr nah an der von Goffman entliehenen Perspektive auf soziales Handeln, die wie in Kap. 2 ausgeführt, nicht vorwiegend nach den gesellschaftlichen Regeln fragt, sondern dem, was die Handelnden daraus machen.

5.2 Angemessene Nutzungen: zwei Zugänge, ein Paradox

Die These, dass die Handlungsspielräume auf sozialen Netzwerkseiten nicht nur durch deren technische Grundlagen, sondern auch durch Verwendungsregeln geprägt werden, ist wie bereits in mehrfacher Hinsicht gezeigt wurde, ein wesentlicher Ausgangspunkt dieser Untersuchung. Und dennoch war die Häufigkeit der Thematisierung adäquater Nutzungsweisen in den Gruppendiskussionen für mich überraschend. Die Interviewten brachten ein teilweise sehr reflektiertes Bild ihrer eigenen Nutzungspraxis hervor und beschrieben andere, davon abweichende Praktiken mit Empörung oder Belustigung. Die These von der kulturellen Prägung der Nutzungszusammenhänge soll deshalb im Zentrum dieses ersten Kapitels stehen. Die Gegenüberstellung zweier unterschiedlicher Zugänge der Nutzer zur Frage der *Facebook-Nutzung an sich*, bietet sich als Einleitung der Darstellung der Ergebnisse dieser Arbeit an.

Der Diskussionseinstieg der Studentengruppe (5.2.1) illustriert ihr Verhältnis zur Facebook-Nutzung doppelt, weil sie die Frage danach zu einer eindeutigen Positionierung geradezu zu zwingen scheint. Sie nähern sich der adäquaten Nutzung über eine Problematisierung Facebooks im Vergleich zu face-to-face-Interaktionen und grenzen anhand dessen zwei klar unterscheidbare Nutzungsformen ab: angemessene, private Nutzung und unangemessene, extrovertierte Nutzung. Ihre explizite Distinktion gleich zu Gesprächsbeginn bildet einen interessanten Kontrast zur anderen Nutzergruppe, die zunächst die Vorteile der Facebook-Nutzung in den Raum stellt.

Die beiden Schülergruppen erzählen nicht nur von anderen Nutzungsformen als die Studentengruppe, sie sprechen auch anders *über* Facebook. Ihre Annäherung geschieht über eine Betonung des pragmatischen Nutzens und zeigt nur eine geringe Tendenz der expliziten Wertung Facebooks an sich (5.2.2). Am Beispiel der Auswahl von Freunden zeigt sich eine weniger problematisierte und extensivere Nutzungsweise als zuvor bei der Studentengruppe. Die Teenager sind in mancherlei Hinsicht die avanciertere aber auch weniger kritische Nutzergruppe.

In der Gegenüberstellung dieser beiden Zugänge, im Sprechen über Facebook und die eigene Nutzung werden aber nicht nur Unterschiede deutlich. Beide Nutzungskontexte stehen in einem eigenartigen Spannungsverhältnis: Die Diskussionsteilnehmer aus der Studentengruppe berichten ausführlich über Probleme und Irritationen durch ihre Facebook-Nutzung – und dennoch unterhalten sie alle ein Profil. Die jugendlichen Teilnehmer der beiden Schülergruppen berichten über instrumentelle Vorteile ihrer Facebook-Nutzung, und dennoch beschreiben sie ihr eigenes Verhalten wiederholt als nicht selbstbestimmt. Diese Gemengelage aus Drang und Zwang (5.2.3) illustriert den Modus des Zusammenspiels von technischen Möglichkeiten Facebooks und prozeduralen Zwängen der Nutzung. Von diesem

verdichteten Konzept ausgehend, werden in den folgenden Kapiteln konkrete Nutzungsweisen als Zusammenspiel von technischen Angeboten und Restriktionen auf der einen Seite und adressiertem Sinn und Nutzungskontexten auf der anderen Seite betrachtet.

5.2.1 Kongruenz & Kritik

Der Verlauf der Diskussion der Studentengruppe war von einer wesentlichen Grenzziehung zu Beginn des Gesprächs geprägt (Stud: 3-25).⁶⁰

- I: uuund wie gesagt für mich ist es interessant zu erfahren, ähh wie ihr Facebook benutzt (.) aaaalso ähmm, ich würde euch bitten zu erzählen, welche Erfahrungen ihr mit Facebook gemacht habt, ääähm aalso, was gefällt euch an Facebook, für was macht es Sinn (.) oder auch ähm, was irritiert euch bei der Kommunikation auf Facebook (.) und halt so die Frage wie ihr damit umgeht (.) ja
(4)
- Kerstin: @(.).@ (1) äähhh, sollen wir anfangen oder sagst du jetzt noch was?
I: | {schüttelt Kopf}
alle: | @(.).@
(9)
- Celia: das waren jetzt zu viele Fragen auf einmal @(.).@
alle: | @(1).@
Celia: | da weiß man gar nicht,
wo man anfangen soll.
- Kerstin: vielleicht einfach mal, wie wir Facebook benutzen?
(1)
- Kerstin: also ich find Facebook eigentlich (.) nüch @so toll@ also ich bin nich so der Unterstützer von Facebook, ich nutz das zwar (.) und ich würd jetzt auch nicht mich abmelden, aber ich binnn von dieser ganzennn Systematik da mit Posten und Erzählen wie es einem geht, da bin ich eigentlich gar nicht so hinterher (.) und ich nutz des eigentlich nur, um wirklich Nachrichten zu schreiben und äh mit Leuten halt in Kontakt zu treten, aber (.) ich schreib da nix °(xxxxxxx)°
(6)

Der offenbar zu breit gefächerte – vielleicht auch zu theoretisierte – Stimulus fragt die Teilnehmer nach Erfahrungen, Einschätzungen, Irritationen und ihrer spezifischen Nutzungsweise. Statt einer selbstläufigen Gesprächsatmosphäre erzeugt er dadurch zunächst einmal Schweigen. Nach der ersten Phase der Irritation („da weiß man gar nicht, wo man anfangen soll“) greift Kerstin die erste Frage aus dem Stimulus auf: „vielleicht einfach mal, wie wir Facebook benutzen?“. Mit ihrer Konzentration auf die erste Frage normalisiert sie das Gespräch und der Nachteil des überkomplexen Stimulus verkehrt sich mit ihrem Aufgreifen in einen Vorteil: Eine Interviewte macht die Interviewten („wir“) zu Experten.

Der *Horizont möglicher Antworten* ist auch nach Kerstins Reduktion des Stimulus immer noch sehr breit. Neben der eigenen Nutzungspraktik könnten z.B. positive und negative Erfahrungen des eigenen Umgangs mit Facebook aufgebracht werden. Dass Kerstin

⁶⁰ Diese Zeilenangaben beziehen sich auf die transkribierten Interviews. Die Transkriptionszeichen finden sich im Anhang. Alle Namen und Orte sind maskiert.

selbst aber nach kurzer Pause auf die selbst gestellte Frage nach der Nutzung vor allem eine wertende Einordnung auf überindividueller Ebene vornimmt, ist beachtenswert. Kerstin positioniert sich mit zwei starken Differenzziehungen: Nutzer vs. Unterstützer und angemessene, private Nutzung vs. unangemessene, extrovertierte Nutzung. Im ersten Schritt ermöglicht die Unterscheidung zwischen der Nutzung und dem Dafür- oder Dagegen sein Kerstin die Nutzung der Plattform ohne sich darüber hinaus zu ihr zu bekennen („ich nutz das zwar, [...] aber“). Im zweiten Schritt wird zwischen einer zur Systematik ausdifferenzierten extrovertierten Nutzungsform des „Posten[s] und Erzählen[s] wie es einem geht“ und einer privaten Nutzung, die sich auf das Versenden nicht-öffentlicher Nachrichten beschränkt, unterschieden. Hiermit betont Kerstin die Unabhängigkeit der eigenen Verwendung gegenüber einer planmäßigen Rationalität oder kulturellen Ordnung („Systematik“) der Plattform. Ihre eigene Verwendungsform ist u.a. deshalb die angemessenere, weil sie – offenbar im Gegensatz zur extrovertierten Nutzung – „wirklich“ Kontakt zu Freunden herstellt.

Vor dem Hintergrund der selbst aufgeworfenen Frage, „wie wir Facebook *benutzen*“, ist ihre Antwort eine überraschend deutliche Wertung. Aus der Reihenfolge der Argumentation – das explizit ausbleibende Bekenntnis zu Facebook gefolgt von der Beschreibung unangemessener Nutzung – ergibt sich sogar die Frage, warum sie überhaupt bei Facebook ist, die sie als vorletzten Punkt durch mit „Leuten halt in Kontakt“ treten beantwortet. Vielleicht reflektiert diese starke Positionierung die Doppelbödigkeit des Stimulus, der neben den individuellen Erfahrungen einen zweiten, überindividuellen Horizont der „Kommunikation auf Facebook“ in sich trägt. Im weiteren Verlauf der Diskussion, haben auch die anderen vier Gruppenmitglieder in ihren ersten Statements wertende Unterscheidungen zwischen der angemessenen und unangemessenen Nutzung getroffen (TeenA:25-50). Der Modus der einordnenden Wertung lässt sich auch ganz allgemein als Folge des Gesprächsverlaufs und die Einführung dieser Wertung durch Kerstin erklären. Die grundsätzliche Tendenz zu einem reflektierten Gesprächszusammenhang lässt sich darüber hinaus als milieuspezifischer Standard verstehen: Die Studenten als Vertreter eines akademisierten Mittelschicht-Milieus nehmen zu Beginn einer Diskussion eben grundlegende Verortungen vor.

Ich möchte im Folgenden einen weiteren, gegenstandbezogenen Grund der Differenzierung zwischen privaten und extrovertierten Nutzungsweisen als adäquat und inadäquat zeigen. Mit ihrer Betonung dieser Grenze reproduziert und verteidigt Kerstin eine Unterscheidung, die wir aus der alltäglichen Begegnung face-to-face kennen: intim und öffentlich. Wer öffentlich Intimes sagt und sein Inneres nach außen kehrt, handelt i.d.R. unangemessen und verletzt die Regeln der gegenseitigen Gesichtswahrung (vgl. Kap. 5.3.1). Diese wichtige Verkehrsregel der öffentlichen Begegnung ist durch die Gestaltung der SNS Facebook irritiert. Die Software fordert zum Teilen von persönlichen Erzählungen oder Bildern auf, die durch die Gestaltung von Facebook in Kontexten sichtbar werden, in denen sie unangemessen sein können. Gemeint sind damit nicht kriminelle, hinterlistige oder kommerzielle Interessen des Sammelns persönlicher Informationen, sondern die durch die ganz normale Nut-

zung der Netzwerk-Plattform gegebene Möglichkeit des Sichtbarwerdens von Inhalten für ‚Dritte‘. Facebook erzeugt Unsicherheit im Hinblick auf die Frage der Unterscheidung von legitimen und illegitimen Informationsflüssen zwischen den Mitgliedern. Die explizite Positionierung, die nach Kerstin auch die anderen vier Gruppenmitglieder vornehmen (vgl. TeenA: 25-50), gründet nicht vorrangig darauf, Facebook aufgrund abstrakter Begriffe wie Privatsphäre oder Datenschutz zu kritisieren. Sie ist vielmehr Ausdruck der Aufgabe, sich zu Facebooks Herausforderung der Grenzziehung *intim und öffentlich* zu verhalten. Und Kerstins Antwort darauf ist eindeutig, sie distanziert sich explizit von illegitimer Öffentlichkeit intimer Informationen.⁶¹

Wie sich diese Irritation den Nutzern in ihrer Praxis stellt und wie sie damit umgehen, lässt sich besonders gut an einer Passage zu einem konkreten Nutzungsproblem illustrieren. Die Diskussion des Geburtstagsrituals auf Facebook zeigt gleich mehrere Ebenen des Problems von reziproker Sichtbarkeit und der Irritation von Regeln der face-to-face-Begegnung (Stud: 285-310):

- Kerstin: was mir auch zu Facebook einfällt, das hat irgendwer letztens mal gesagt (.) zum Beispiel so Geburtstags-Gratulations-Aktionen da
- Katja: | oh ja!
- Kerstin: | das es schon witzig ist, dass echt so eine Hierarchie gibt, also das Wenigste was du machen kannst, ist einfach nur „Alles Gute“ auf irgend’ne Pinnwand schreiben, dann ne Facebook-Nachricht ist schon privater, `ne E-Mail is dann noch privater, ne SMS is schon ziemlich privat, und dann Anruf ist ja das Höchste aller Gefühle!
- Katja: | @(1)@ ja, aber genau/
- Eva: | ich hab auch so (xxxxxxx) bei Facebook, die Leute, die ich nicht so gut kenne, die kriegen (.) ,n „Alles Gute“. die ich `n @bisschen mehr kenne@ die kriegen dann irgendwie (.) @`nen Lied@ oder irgendwas @(.)@
- Celia: | brauch man sowas?
- Eva: | und die Leute/ die Leute, die ich richtig dolle mag (1) die kriegen extra kein Facebook-Pinnwandeintrag, die ruf ich an @(.)@
- Katja: ich denk mir immer, wen ich sooo nicht mag oder so wenig kenne, dass ich ihm auf die Pinnwand schreiben würde, dem gratulier ich nicht zum Geburtstag.
- Kerstin: | ich au nich.
- Katja: so, das is irgendwie aus Prinzip, denk ich immer.
- Kerstin: vor allem, was will man denn immer mit diesen/
- Celia: | aber ich nutz es schon so als Geburtstagskalender, weil ja die meisten Leute ihr Datum angegeben haben.
- Katja: | das ist schon praktisch!
- Richard: ich hab mein Datum nich angegeben und/ und ich schreib auch niemandem bei Facebook.

⁶¹ In der Unterscheidung von Kerstin finden sich allerdings auch Hinweise, dass die Grenzziehung angemessene Privatheit und unangemessene Öffentlichkeit offenbar nicht uneingeschränkt für die eigene Praxis der Benutzung von Facebook gilt: Mit Formulierungen wie „eigentlich“ (2x) und „zwar“ lässt sie die Möglichkeit des gelegentlichen Abdriftens in die unangemessene Benutzungsform und Selbstdarstellung offen. Mit ihrem abschließenden Statement „ich schreib da [im öffentlich sichtbaren Bereich] nix“, schließt sie darüber hinaus nicht aus, die öffentlichen Intimitäten anderer nicht sehr wohl zu lesen. Später formuliert Kerstin diesen Umstand selbst als paradox.

alle:

L @().@

(1)

Diese Passage zeichnet sich zum einen generell durch ihre hohe Dichte und Selbstläufigkeit aus. Die Nutzer thematisieren zudem ein praktisches Facebook-Problem, das anders als im Einstieg nicht vordergründig normativ sondern anhand praktischer Konsequenzen verhandelt wird. Sie bietet sich drittens als schöner Kontrast zum Alltagsproblem des Gratulieren zum Geburtstag an: Dieses Ritual der Anerkennung ist sehr weit verbreitet und gut eingeübt, weswegen es selten auf seine Regeln hin befragt wird. Für das Gratulieren auf Facebook gibt es offenbar keinen abgesicherten Regelbestand, auf den man Bezug nehmen kann, sondern nur Beobachtungen („das machen die meisten“).

Das angesprochene Problem entspringt einer Spezifik der Facebookgestaltung: Das Geburtsdatum gehört zu den ersten Informationen, die bei der Anmeldung abgefragt werden (vgl. Kap. 4.2.1). Es spielt auch in der werbewirtschaftlichen Verwertung der Nutzerdaten eine zentrale Rolle, da es zur Zielgruppenbestimmung und der Identifizierbarkeit der Nutzer wichtig ist (vgl. Kap. 4.3.3). Es ist in den Voreinstellungen auf „sichtbar“ gestellt und befreundete Mitglieder werden auf der Plattform und per Mail über einen anstehenden Geburtstag informiert. Bei der Verwendung der Facebook-App für mobile Endgeräte werden installierte Online-Kalender (z.B. Google Calendar) mit den Geburtstagen der befreundeten Mitglieder synchronisiert. Auf dieser umfassenden reziproken Sichtbarmachung des Geburtsdatums und dem damit einhergehenden Zwang zu handeln, basiert das von den Nutzern besprochene Problem.

Die von Kerstin wiedergegebene Erzählung („das hat letztens jemand gesagt“) beschreibt eine differenzierende Hierarchie der Glückwünschäußerungen, die in der Komplexität des Rituals die Innigkeit der Freundschaft widerspiegelt. Die Verwendung des Wortes „privat“ für die Qualität der Beziehung als „echte Freundschaft“ reproduziert die bereits explizierte Unterscheidung zwischen adäquaten und inadäquaten Nutzungsweisen, wobei der angemessenen Nutzung schon weiter oben die Bedeutung „wirklich“ zukam. Die Hierarchie gipfelt dementsprechend auch im direkten Kontakt via Telefon – also außerhalb der Plattform – als „das Höchste der Gefühle“. Dieses umgekehrt reziproke Verhältnis zwischen Öffentlichkeit der Gratulation und Innigkeit der Freundschaft wird durch Evas Steigerung bestätigt: Wahren Freunden wird bewusst nicht auf Facebook gratuliert. Dieser Anspruch der Gruppe läuft parallel zu einem von Goffman beschriebenen Strukturmerkmal von Aufrechterhaltungsritualen wie Geburtstagsgrüßen: Je nach Intensität und Frequenz einer Beziehung muss ein Ritual auch die Qualität der Beziehung reproduzieren (Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 110-111) – Womit keine Aussage über die konkrete inhaltliche und formale Ausgestaltung getroffen ist.

Das praktische Problem der Nutzer ist also die Frage, wie sich unterschiedliche Qualitäten sozialer Beziehungen im Gratulieren auf Facebook angemessen repräsentieren lassen bzw. wie diese Unterschiede durch das Gratulieren sichtbar werden. Katja behauptet,

dass sie sich von der Sichtbarkeit der Geburtstage ihrer Facebook-Freunde nicht zu anderen Kriterien der Beziehungspflege verleiten lässt: „ich denk mir immer, wen ich sooo nicht mag oder so wenig kenne, dass ich ihm auf die Pinnwand schreiben würde, dem gratulier ich nicht zum Geburtstag“. Ihre etwas verschlungene Formulierung beinhaltet dabei zwei Ebenen der Angemessenheit von Facebook-Beziehungen. Zum einen gratuliert sie niemandem, den sie nicht so gut kennt, dass sie ihm ohnehin nicht auf die Pinnwand schreiben würde – Was ein praktisches Ausschlusskriterium des Gratulierens anhand der vorherigen Facebook-Interaktionen wäre. Gleichzeitig enthält ihre Äußerung das Kriterium „gut kennen“, dass nach der Logik der ersten Bedeutungsebene ja schon vor der Facebook-Befreundung erfüllt sein muss: Wenn sie niemandem schreibt, den sie nicht gut kennt, kann sie auch niemanden auf Facebook kennen lernen. Ex negativo formuliert Katja hier also eine relativ hohe Mindestanforderung der Übereinstimmung von Facebook-Freundschaften und face-to-face-Kontakten. Das handlungsleitende Kriterium innerhalb der Plattform das abzubilden, was man auch face-to-face tun würde, wird in ihrer Verwendung des Wortes „Prinzip“ deutlich. Das Prinzip der gleichen Ausführung auf Facebook schützt das Ritual an sich: „Aus Prinzip“ heißt, dass Katja nicht möchte, dass es den Leuten generell nichts mehr bedeutet, wenn gratuliert wird.

Auch wenn das diskutierte Konzept der *Kongruenz von face-to-face-Beziehungen und Facebook-Beziehungen* im Grunde von allen Diskutanten geteilt wird, soll nicht unerwähnt bleiben, dass es nicht kohärent geschlossen ist: Eine persönliche Gratulation als größtmögliche Steigerung des kurzen „Alles Gute“ auf Facebook bleibt z.B. unerwähnt. Diese Unterbestimmtheit verweist auf einen spezifischen Vorteil Facebooks zur Pflege und/oder Aktivierung von schwächeren sozialen Beziehung (Frischling: 6). Die automatische Sichtbarkeit des Geburtstags macht auch Daten sichtbar, die man sonst vergessen hätte bzw. gar nicht kannte. Celia scheint darauf zu verweisen, indem sie Facebook als praktischen „Geburtstagskalender“ bezeichnet. Diese mögliche Nutzungsform wird allerdings nicht weiter expliziert, weil Richard die Passage mit einer konsequenten Setzung beendet: Er entzieht sich dem Problem des Gratulierens generell, indem er auch selbst sein Geburtsdatum unsichtbar gemacht hat.⁶²

Am Diskussionseinstieg und dem Beispiel des Gratulierens zeigt sich, dass die Studentengruppe nicht nur die die Situation strukturierenden Gestaltungsmerkmale der reziproken Sichtbarkeit und automatischen Aggregation bestimmter Informationen wie dem Geburtsdatum problematisieren. Sie kritisieren mit Kerstins doppelter Abgrenzung zu Beginn und der Betonung der Kongruenz von face-to-face-Beziehungen und Facebook-Beziehungen vielmehr die dahinterliegende Rationalität bzw. kulturelle Ordnung („Systematik“) der Plattform. Dafür spricht vor allem die Ablehnung der extrovertierten Nutzungsform des „Posten[s] und Erzählen[s] wie es einem geht“ und die Forderung der kongruenten Umsetzung von face-to-face-Regeln beim Gratulieren auf Facebook. Indem betont wird, dass die Facebook-

⁶² Das Geburtsdatum „nicht angeben“, wie Richard es formuliert, ist auf Facebook nicht möglich. Man kann allerdings ein falsches Datum angeben oder die Sichtbarkeit dieser Information ausschalten.

Freunde, mit denen angemessene Interaktionen möglich sind, „richtige“ Freunde sind, lehnen die Nutzer implizit eine Logik des losen Beziehungs- und Kontaktmanagements auf Facebook ab.

5.2.2 Unabhängigkeit & Pragmatismus

In der Beantwortung der Frage wie sie Facebook benutzen, verwiesen die beiden Schülergruppen jeweils zuerst auf den praktischen Nutzen der Plattform. Felix aus der älteren Gruppe gab unumwunden zu: „Naja, ich bin hauptsächlich eigentlich wegen dem andren Geschlecht da drinne“ (TeenB: 35). Die Bedeutung Facebooks zur Kontakthanbahnung zwischen Teenagern ist tatsächlich nicht zu unterschätzen (vgl. Kap. 5.4). Der von den Jugendlichen vorgebrachte Nutzen geht über die Suche nach Flirtpartnern jedoch grundlegend hinaus, wie Samuel deutlich macht (TeenA: 13-16):

Samuel: ja, na ich find's halt cool, dass mer (1) nich immer SMS schreiben muss, wenn man mit irgendjemand schreiben will //I:hmm// weil, die meisten ham ja nich so ne SMS-Flat oder so (.) und, ja, dann kannste halt mit den Leuten kommunizieren, mit den de willst, die da angemeldet sind (.)

Dass die Facebook-Nutzung kein Geld kostet, ist in beiden Schülergruppen als Vorteil angesprochen worden (vgl. TeenB: 282). Für die Jugendlichen steht im Vordergrund, dass Facebook direkte und kostenfreie – und somit weitgehend von elterlicher Kontrolle geschützte – Kommunikation mit peers („Leute“ mit denen man kommunizieren will) ermöglicht. Der Möglichkeitsrahmen der Teenager erweitert sich dabei nicht nur durch die entfallenden Gebühren, sondern auch durch das größere Angebot. Samuel betont, dass man auf Facebook nicht nur mit jemand speziellem, sondern prinzipiell allen, die „da angemeldet sind“ in Kontakt treten kann. Um den Vergleich mit dem Handy aufzugreifen: Man braucht nicht mal die Nummer des anderen, es reicht der Name oder man lernt anhand ihres Profilbilds einfach neue Leute kennen.

Der Vergleich Facebooks mit dem Telefon verdeutlicht die neue Qualität der *Unabhängigkeit* der Teenager gegenüber ihren Eltern. Als Telefone in Privathaushalten noch nicht lange zur Grundausstattung gehörten, war ein ungestörtes Gespräch mit anderen Jugendlichen nur möglich, wenn sich die Eltern oder ältere Geschwister außer Haus befanden. Der meist zentrale, ‚öffentliche‘ Standort des Geräts im Wohnzimmer oder im Flur machte ein privates Gespräch – abgesehen von Verwendungsverboten durch die Eltern – nahezu unmöglich. Ein Telefon mit einer langen Hörerschnur, wie es in vielen amerikanischen Haushalten üblich war, ermöglichte immerhin das sprichwörtliche Verkriechen in eine Ecke. Zwar blieb das Gespräch auf die unmittelbare Nähe zum Apparat beschränkt, ließ sich aber hinter Wahrnehmungsschranken wie einem Möbelstück oder Tür verbergen. Dank der Verbreitung schnurloser Festnetz-Telefone konnten Teenager sogar ungehört oder gar unbemerkt in ihrem Zimmer telefonieren, wobei die Gefahr des Mithörens durch andere Apparate im Haus gegeben war. Die bislang wirksamste Veränderung war allerdings die massenhafte Verbrei-

Die Auswahl des von Sebastian thematisierten Anwendungsbereichs „Klassengruppe“ ist von Effekten sozialer Erwünschtheit beeinflusst, worauf die abweichende Wortwahl zur sonstigen Verwendung (z.B. „Konferenz“) hinweist. Auf Nachfrage des Interviewers führt Samuel auch einen anderen Zweck als den Austausch von Schularbeiten an, die Verabredung von Feiern – die nicht selten mit expliziten Partybildern auf Facebook dokumentiert werden (vgl. Kap. 5.3.2). Neben der Deutung der Betonung der „Klassengruppe“ als Effekt sozialer Erwünschtheit muss übrigens erwähnt werden, dass sich die Teenager über ihre Unterschiede hinweg als Klasse gewissermaßen als Schicksalsgemeinschaft sehen, in der man sich gegenseitig hilft. In den interviewten Gruppen gilt der Schulbesuch nicht unbedingt als Mittel zur Selbstverwirklichung, sondern eher als notwendiges Übel, weshalb die pragmatische Wendung des Konzepts von Sebastian durchaus glaubhaft ist. Die erwähnte Facebook-Gruppe für die Klasse wird allerdings selten so genutzt, wie Sebastian es erzählt und ein Diskussionsteilnehmer ist deswegen auch aus ihr ausgetreten (TeenA: 154).

Außer in der Tendenz ihrer Bewertung Facebooks als vorteilhaftes, Unabhängigkeit ermöglichendes Angebot unterscheiden sich die Teenagergruppen auch in den beschriebenen Nutzungspraktiken vom vorgeführten Ansatz der Studentengruppe. Besonders kontrastiv wird das Thema des Befreundens behandelt. Welche Kriterien den Facebook-Freundschaften der Teenager zugrunde liegen, zeigt eine Passage aus der Diskussion der jüngeren Teenagergruppe (TeenA: 592-594):

- I: Was sind so die Kriterien?
Artur: Zum Beispiel ich geh so von den Bildern aus (.) also zum Beispiel wenn's ein Emo ist, bin ich nicht mit dem befreundet (.)

Das Profilbild gilt Artur als wichtigstes Kriterium zur Entscheidung, ob er mit jemandem befreundet sein möchte. Er beschreibt es als valides Kriterium zur Rekonstruktion der Gruppenzugehörigkeit eines jugendlichen Facebook-Mitglieds. Die Äußerung verweist auf eine strenge Kategorisierung Jugendlicher anhand gruppenspezifischer äußerer Merkmale, die als direkter Hinweis auf Merkmale der Lebensführung interpretiert werden – Was die anderen Jugendlichen im weiteren Verlauf der Passage betonen (TeenA: 595-617). Dieser Befund liegt parallel zu Ergebnissen von Danah M. Boyds Ethnographie jugendlicher Myspace- und Facebooknutzer in den USA. Die Jugendlichen klassifizierten andere Nutzer vor allem in Gruppen nach Highschool-Aktivitäten (z.B. Jocks, Nerds)⁶³, wobei die ethnische Herkunft als eigenständige Kategorie wirkte (vgl. Boyd 2008: 206-211). Statt expliziten Kategorie-Zuschreibungen neigten sie häufiger dazu, die sozialen Unterschiede ihres Umfelds anhand von Freundschafts-Netzwerken und der „Schul-Geographie“ (z.B. Sitzordnungen im Speiseraum) zu beschreiben. Die Verwendung der Schimpfkategorie „Emo“ als Außenseiter entspricht dem Teilweise, weil sie eher auf eine Relation als eine Inhaltsbeschreibung abhebt. In den untersuchten Nutzergruppen waren es aber vor allem Moden und Geschmackspräferenzen, die als kritische Zeichen wirksam wurden.

⁶³ „Jocks“ entspricht dem Klischee des beliebten Sportlers mit hohem Status. „Nerds“ sind Außenseiter mit vorwiegend untypischen, adulten Interessen.

Unter den jugendlichen Nutzern wurden aber auch spezifischere Kriterien des angemessenen Befreundens benannt (TeenA: 536-554):

- I: Was ja auch häufig immer so ein Thema ist und mich ganz generell interessiert, wie ihr das handhabt, mit wem befreundet ihr euch, mit wem befreundet ihr euch nicht?
- Sebastian: Es kommt drauf an also (.) wenn ich die Person kenne dann (.) sicherlich, wird erstmal drüber/ eh ne Minute drüber überlegt, ob ich mich jetzt nun noch mit dem vertrage oder nich, wie oft ich den gesehen hab (.) und wenn ich die Person nich kenne sollte/ bei mir dann (.) guck ich zuerst auf's Profilbild, bei demjenigen, dann schreib ich mal eventuell ein bisschen mit dem und dann entscheide ich halt weiter (.) weil, wenn du in den ersten zwei, drei Minuten glei ein Konflikt entsteht, dann lehn' ich die sicherlich ab (.) aber, ja/ ich hab selber schon genug Freunde in anderen Bundesländern, zum Beispiel Nordrhein-Westfalen, oben an der Nordsee mehrere (.) ja, deswegen ist eigentlich ziemlich praktisch
(2)
- Samuel: Meine Freunde sind halt auch die Freunde, die halt im Leben/ mit den ich mich verstehe (.) Ja, manchma/ am Anfang wollt ich ja einfach nur Freunde haben und jetzt merk ich manchmal, mit dem schreib ich gar nicht, mit dem mach ich gar nichts, da löscht ich die halt auch wider
- Sebastian: | Ja
- Samuel: Weil sie halt mit mir wenig zu tun haben, da brauch ich des ooch nich bloß, dass ich dann halt Freunde habe (.)
- Sebastian: Das bringt mir och nichts, wenn ich weiß, dass das keene richtigen Freunde sind dann
(5)

Sebastian unterscheidet – anders als Artur mit seiner Betonung der Profilbilder und Katja durch den Verweis auf face-to-face-Kontakte – die Möglichkeiten, sich sowohl mit Nutzern zu befreunden, die er kennt, als auch mit Nutzern, die er nicht außerhalb von Facebook kennt. Bei Nicht-Kennen macht er das Befreunden auch zunächst vom Eindruck des Profilbilds aber darüber hinaus von einem Test des Kontakts abhängig. Sollte beim gemeinsamen Schreiben ein Konflikt entstehen, lehnt er die Freundschaftsanfrage ab. Sollte es sich um face-to-face bekannte Personen handeln, entscheidet er anhand der Frequenz und dem Grad der Bekanntschaft („wie oft ich den gesehn hab“) sowie der Art des Kontakts: „ob ich mich jetzt nun noch mit dem vertrage oder nich“. Als kurzer Exkurs kommt dabei auch eine zusätzliche Qualität der Unabhängigkeit zum Vorschein. Facebook dient den jungen Nutzern häufig zur Distanzüberbrückung mit Freunden in anderen Gebieten, hier Bundesländern.

Samuels Ergänzung verweist auf ein Motiv des Befreundens zur Anzeige von Beliebtheit (Vgl. Kap. 5.3.2), indem er zugibt, am Anfang „einfach nur Freunde“ gehabt haben zu wollen unabhängig von der tatsächlichen Qualität oder dem Vorhandensein einer Beziehung. Er führt als Kriterium des Befreundens implizit einen spezifischen Nutzen an, der durch Verbindungen zu Unbekannten nicht erfüllt werden kann, was Sebastian bestätigt: „das bringt mir ooch nichts“.

Für die jugendlichen Nutzer gilt das Kriterium der Konvergenz zu face-to-face-Kontakten also auch, aber nicht ausschließlich. Über das von den Studenten aufgebrachte Konzept hinaus betonen sie Facebook-spezifische Kriterien zum Befreunden (An-

zahl=Beliebtheit) und sind häufig bereit, Verbindungen mit Unbekannten einzugehen. Dabei legen sie Kriterien ihres (Schul-)Alltags zugrunde, die durch die Zurechnung kritischer Zeichen (Lebensstile, Subkulturen) auf Profilbilder wirksam werden. Generell tendieren die Teilnehmer der Schülergruppen nicht so stark zu expliziten Wertungen Facebooks und betonen stattdessen vielmehr den Vorteil dessen Angebotscharakters. Sie beschreiben extensivere Nutzungsformen, die über den ‚privaten‘ Gebrauch hinausgehen und zumindest die (halb-)öffentliche Nutzung im Sinne der Schulklasse oder peer groups einschließen. In der Betonung der durch Facebook ermöglichten Unabhängigkeit von finanziellen Kosten und damit elterlicher Kontrolle sind Distanzierungen der durch Facebooks Gestaltung implizierten Nutzungsweisen in ihren Äußerungen nicht vordergründig.

5.2.3 Paradoxes Verhältnis zu Facebook: Drang und Zwang

Die Beschreibungen der eigenen Nutzung sowie impliziten und expliziten Wertungen adäquater und inadäquater Nutzungsweisen der zwei unterschiedlichen Nutzergruppen Studenten und Schüler fallen in einem bestimmten Punkt zusammen. Dieser Punkt betrifft die durch technische Merkmale Facebooks evozierten prozeduralen Zwänge der Nutzung. Im Folgenden sollen diese als von den Nutzern selbst als eigentümlich empfundenenes Zusammenspiel von Drang und Zwang – also Angebotscharakter der Technik und Zugzwängen der Nutzer – beschrieben werden.

Richards Abschluss der Passage über Gratulationsrituale (vgl. Stud: 308) beschreibt eine probate Taktik der Verweigerung von Zugzwängen durch die Facebookgestaltung. Indem er dem Informationsregister Facebook sein Geburtsdatum vorenthält, versucht er, sich dem Zwang zu entziehen, anderen zu gratulieren, weil sie es bei ihm ja auch nicht können. Die reziproke Sichtbarkeit der Information über den Geburtstag begünstigt den Zwang zu gratulieren, da der Nutzer weiß, dass die anderen wissen, dass er das Datum sehen kann und u.U. sogar darüber benachrichtigt wird. Das Nicht-Verhalten zu einem Geburtstag auf Facebook kann nicht als Unaufmerksamkeit kaschiert werden. Nicht nicht-handeln zu können ist auch ein Handlungszwang, dem Richard sich nicht aussetzen möchte. Während man in der face-to-face-Begegnung so tun kann, als hätte man die Person nicht gesehen, kann man auf Facebook schwerer ausweichen, da der verpasste Geburtstag auch danach noch angezeigt wird und durch die Gratulationen der anderen sichtbar bleibt. Die entzeitlichte und enträumlichte Dokumentation dieser Spuren irritiert die im face-to-face-Alltag häufig gebrauchte Taktik des Wegsehens – Wenn sie sie auch nicht unmöglich macht. Im impliziten und expliziten Thematisieren solcher Zwänge als bestimmte Art von Nachteilen der Facebook-Nutzung haben die jungen Nutzer Konzepte entwickelt, die von einem hohen Reflexionsgrad der eigenen Nutzungspraxis zeugen. Während ich das zu Beginn der Erhebung als Spezifikum der Studentengruppe (Sozialwissenschaftsstudenten) interpretierte, wurde mir durch die Interviews mit Teenager-Gruppen klar, dass die Beschaffenheit von Facebook

selbst zu dieser genauen Beobachtung der eigenen Praxis führt. Das Eingangsstatement des 16-Jährigen Sebastian steht exemplarisch dafür (TeenA: 19-23):

Sebastian: Ich find's eigentlich auch gut, dass, sag mer mal, wen man krank ist an der Schule mit Freunden, die in der gleichen Klasse sind, fragen kann, was man für Hausaufgaben auf hat oder was halt Neues ist und/ (.) hm, schlecht halt das/ ich sag mal das is so ein Drang, dass man (.) irgendwie, teilweise gezwungen wird schon wieder nachzugucken, falls man neue Nachrichten hätte oder so (.) also, ja.

Neben dem pragmatischen Argument der kurzen Informationswege – das einen Informationsweg beschreibt, der ‚früher‘ über das Telefon beschriften wurde – bringt Sebastian die paradoxe Formulierung von Drang und Zwang auf. Er verknüpft im Sprechen über einen Nachteil Facebooks zwei unterschiedliche Ursprünge von Nutzungsverhalten: Es ist gleichzeitig eine innere Motivation (Drang) und ein äußerer Zwang, neue Nachrichten schnellstmöglich zu lesen. Facebook verlässt sich nicht auf das konjunktivische Vermuten der User, „falls man neue Nachrichten hätte“. Stattdessen bietet die Plattform ein ganzes Arsenal an Benachrichtigungen über neue Kommentare, Nachrichten, Freundschaftsanfragen, Veranstaltungseinladungen, Gruppenpostings und Likes: Geräusche und blinkende Anzeigen auf der Seite, E-Mails und Benachrichtigungen auf mobilen Endgeräten zur Information, falls der Nutzer offline ist.

Durch die Möglichkeit auf die Benachrichtigungen synchron und asynchron zu antworten, ist der Facebook-Technik somit eine ständige Ansprechbarkeit und Erreichbarkeit der Nutzerprofile eingeschrieben, die von Sebastian als „Drang“ internalisiert ist. Er muss dieses technische Angebot nicht bejahen, sondern er kann es nur explizit verneinen. Wie bei den meisten Optionen auf Facebook sind auch bei den Benachrichtigungen die weiter reichenden Befugnisse voreingestellt und der User muss diese in den Einstellungen erst deaktivieren. Diese Doppelbödigkeit des Angebotscharakters leichter in Kontakt zu kommen, als gleichzeitiger Zwang, dem erst explizit widersprechen zu müssen, wird von Sebastian in seinen Worten sehr gut reflektiert.

Die Nutzer müssen sich also aktiv abgrenzen. Nach der ersten Entscheidung für Facebook (Anmelden) braucht es mehr Aktivität, Facebook nicht zu benutzen, anstatt es in einer spezifisch passiven Weise weiter zu benutzen. Diese paradoxe Formulierung greift die Doppelbödigkeit des Konzepts von Sebastian wieder auf: Es wird kein aktiver Zwang ausgeübt, die Funktionen von Facebook zu benutzen, aber es wird ein gewisses Maß an Aktivität gefordert, um dem Angebotscharakter der Funktionen zu entsagen. Und auf das aktive Entsagen, wie z.B. das Lautlos-Schalten des Smartphones oder das Nicht-Einloggen ab einer bestimmten Uhrzeit, folgt am nächsten Morgen das Nachholen des Verpassten. Das Lesen der aufgelaufenen Nachrichten und Statusmeldungen im Newsfeed nimmt je nach Dauer der vorherigen Unterbrechung längere Zeit in Anspruch.⁶⁴

⁶⁴ Eine konsequente Einschränkung auf eine nicht-tägliche Nutzung macht die Nutzung von Facebook weitgehend sinnlos. Diskutierte Themen sind dann schon nicht mehr aktuell und der Imperativ der Statuszeile „Was machst Du gerade?“ wird obsolet. Von den Teilnehmerinnen der Gruppendiskussion hat nur eine Person angegeben, Facebook seltener als täglich zu benutzen.

Ein weiteres Konzept der jungen Nutzer, diesen Charakter der technischen Gestaltung zu beschreiben, ist „Sucht“ (TeenA: 74-100):

- Artur: Ich sag mal so ähm (.) Facebook, kann auch @manchmal süchtig machen@
- Samuel: | @jaaaaa!@
- Sebastian: | @(1)@
- Artur: Ehrlich (.) manchmal sitz ich auch jetzt/ weil ich weiß a manchmal nich, was ich machen soll, da sitz ich zu Hause, bin ich nur am Facebook
- [...]
- Artur: Und Facebook macht das ja halt (.) einem nich leichter, die machen das halt sogar, dass man überall ins Facebook reinkommen kann, auch selbst mit Handy (.) ich könnte jetz mit mein Handy ins Facebook rein gehen
- Sebastian: | Ja

Arturs Satzanfang „Ehrlich“ und maskierendes Lachen kennzeichnen seine Äußerung als Geständnis. Seine implizite („manchmal“, „kann auch“) Selbstdiagnose süchtig zu sein, trifft bei den anderen Nutzern aber nicht Unverständnis sondern Zustimmung. Er beschreibt eine spezifische Nutzungsweise, die als passive, negativ konnotierte Tätigkeit („nur“) gewertet wird. Damit rekurriert er auf die Nutzung Facebooks als Leerlauf­tätigkeit. Diese dient zum einen dem Überbrücken von Langeweile, zum anderen wird Artur auch zum Einloggen verführt. Sein Befund, dass es ihm Facebook ja auch „nich leichter“ macht, spielt auch wieder mit zwei Ebenen: Dem Drang durch die Verlockung „überall“ online zu gehen durch die Lösung des Eintritts zu Facebook von konkreten Orten⁶⁵ und dem impliziten Zwang diese niedr­schwellige Hürde auch zu nehmen. In den beiden vorgeführten Konzepten wird deutlich, dass sich die Nutzer dem Verlockungscharakter der Plattform als eigengesetzliche Logik der Situation „Facebook“ bewusst sind.

5.2.4 Zusammenfassung

Die Überprüfung der These von der kulturellen Prägung der Nutzungszusammenhänge steht nicht im Zentrum dieser Arbeit. So wurden zum Beispiel keine objektiven Daten gesondert erhoben, um Konzepte der Nutzer mit sozial-strukturellen Verortungen verbinden zu können. Stattdessen wird die Gegenüberstellung der zwei untersuchten Nutzergruppen von zwei Thesen geleitet: Zum einen dass die Nutzung des Netzwerks innerhalb von und inspiriert durch soziale Gruppen der face-to-face-Bekannt­schaft angeeignet wird (vgl. Boyd 2008: 108). D.h. ähnliche Nutzergruppen wie Studenten eines Jahrgangs oder Schüler eine Klassenstufe verfügen über ähnliche Praktiken und Bewertungen, weil sie meistens gleichzeitig in das Netzwerk eingetreten sind und es gemeinsam benutzen. Zum zweiten kann man davon ausgehen, dass gesellschaftliche Regeln und Normen „rund um die Nutzung von Facebook noch nicht gefestigt sind“, und somit größere Handlungsspielräume für die Nutzer verbleiben

⁶⁵ Korrespondierend dazu ist die schriftliche Aufforderung, die die User in der zweiten Jahreshälfte 2011 automatisch vor dem Einloggen auf Facebook erhalten haben, es zur Startseite ihres Browsers zu machen. Wenn Facebook die erste Seite des Browsers ist, wird das Anmelden auf der Plattform automatisch zum ersten Schritt der Internetnutzung.

(vgl. Frischling 2012: 6). Diese Tatsache macht das Sprechen über Nutzungsweisen nicht zur Selbstverständlichkeit, sondern zu einem Aushandlungsprozess.

Der gemeinsame Aushandlungsprozess der Studentengruppe war von einem höheren Abstraktionsniveau und einem expliziterem Hang zur Reflexion geprägt. Diese grundsätzliche Tendenz lässt sich als milieuspezifischer Standard verstehen: Es handelte sich bei den Diskutanten um Studenten aus akademisierten Mittelschicht-Milieus. Ihre Einordnung der eigenen Facebooknutzung geschah vor dem Hintergrund einer Differenzierung zwischen einer privaten, adäquaten Nutzungsweise und einer extrovertierten, inadäquaten Form. Am Beispiel der Frage, wem man auf Facebook wie angemessen zum Geburtstag gratuliert wurde, dabei ein Hang zur Differenzierung der ansonsten recht unterschiedslosen sozialen Funktionen der Plattform deutlich. Hier waren Regelaushandlungsprozesse sozusagen ‚live‘ zu beobachten. Wichtigstes Kriterium war dabei die Kongruenz der Verbindungen und Rituale auf Facebook zum face-to-face-Alltag. Damit wird eine spezifische Rationalität („Systematik“) der Plattform implizit kritisiert: Indem betont wird, dass die Facebook-Freunde, mit denen angemessene Interaktionen möglich sind, „richtige“ Freunde sind, lehnen die Nutzer implizit eine Logik des losen Beziehungs- und Kontaktmanagements ab. Im Betonen dieser sehr authentischen und adäquaten Nutzungsform, scheint der lebensweltliche Hintergrund der Studentengruppe durch: Sie grenzen sich von offensichtlich unauthentischen und instrumentellen Nutzungsweisen ab, wobei die dabei hervorgebrachten Abgrenzungskonzepte nicht immer kohärent sind. Außerdem werden Teile der expliziten Wertung im Vergleich mit konkretem Nutzungsverhalten in anderen Diskussionspassagen konterkariert.

Die Jugendlichen haben in vielerlei Hinsicht unkritischere aber auch umfassendere Nutzungskonzepte zur Sprache gebracht. Die Konvergenz zu face-to-face-Kontakten ist nicht ihr ausschließliches Kriterium der Bewertung adäquater Nutzung. Stattdessen betonen sie Facebook-spezifische Kriterien und gruppenspezifische Zeichen (Lebensstile, Subkulturen) zum Befreunden. Generell tendieren die Teilnehmer der Schülergruppen nicht so stark zu expliziten Wertungen Facebooks und betonen stattdessen vielmehr den Vorteil dessen Angebotscharakters. In der Betonung der durch Facebook ermöglichten Unabhängigkeit von finanziellen Kosten und damit elterlicher Kontrolle wird der lebensweltliche Hintergrund ihrer Nutzungsweisen deutlich. Der Wechsel zwischen Schule und Elternhaus strukturiert ihren Tagesablauf, wobei die Facebooknutzung häufig sowohl Fluchtpunkt als auch Ablenkung darstellt.

Im Vergleich beider Gruppen werden (nicht gesondert erhobene) Status- oder Kapitalunterschiede im Bezug auf die Nutzung an sich (vgl. Zillien 2006: 241) zunächst nicht deutlich. Zwar zeigen sich Unterschiede in der Verortung und Bewertung des eigenen Nutzungsverhaltens – Wie es im Prozess der Medienwahl üblich ist – die praktischen Probleme beider Nutzergruppen sind allerdings von der gleichen Struktur. Der Beziehungsaspekt Facebooks fügt den Interaktionen eine neue „Ausdrucksvariante technischer Provenienz hinzu,

die explizit strategisch in ein Medienkalkül eingehen, aber auch nicht-intendiert die Kommunikation beeinflussen kann“ (Höflich 1997: 218).

In den von den Nutzern angeführten Beispielen wurden dementsprechend nicht nur kulturelle und soziale Regeln der Verwendung, sondern auch prozedurale und technische Implikationen der Facebook-Nutzung deutlich. Das Wissen um die reziproke Sichtbarkeit und so evozierte Zugzwänge prägt zum Beispiel die Diskussion um Gratulationsrituale. Auf Facebook begegnen sich entzeitlichte und enträumlichte Spuren von Menschen statt Menschen. Hat das im Fall der Vermittlung des Schreibens den Charakter eines Vorteils (Unsichtbarkeit körperlicher Reaktionen, Kontakt über Distanz), ist es im Fall der Beziehungsarbeit auch hinderlich: Es ist auf Facebook schwerer so zu tun, als hätte man eine Person nicht gesehen oder eine Äußerung nicht gehört. Der Angebotscharakter von Facebook, der von allen Nutzergruppen wahrgenommen wird, wird als doppelbödig empfunden: Prozedurale Zwänge der technischen Gestaltung beeinflussen die Nutzungsweise in einer Art und Weise, die von den Nutzern als eigentümliches changieren zwischen Drang und Zwang wahrgenommen wird.

5.3 Techniken der Imagepflege auf Facebook: Trophäen und Spuren

Die gerade im Diskurs über die Gefahren Facebooks verbreitete Annahme, dass Facebook-Nutzer kein Bewusstsein für die Konstruiertheit der auf den Profilen dargestellten Identitäten hätten, lässt sich leicht widerlegen. Zum einen haben sie durch die Erstellung und fortwährende Gestaltung ihres eigenen Profils (vgl. Kap. 3.2.1) Wissen darüber, welche Mittel der Selbstdarstellung auf Facebook zur Verfügung stehen. Zum anderen zeigen die Ergebnisse der Gruppendiskussionen, dass Täuschungen über die ‚wahre‘ Identität eines Profilinhabers ein virulentes Thema unter den Jugendlichen sind (sog. „Fakeprofile“, vgl. Kap. 5.4.5). Auch andere qualitative Studien haben ergeben, dass die Nutzer gewissermaßen als Normalbefund von geschönten Selbstdarstellungen auf Profilen ausgehen (vgl. Haferkamp 2011: 200-201).⁶⁶ Die Nutzer unterstellen einander wechselseitig, sich – so wie auch in den meisten Situationen face-to-face und vor Freunden im Besonderen – vornehmlich in einem guten Licht zeigen zu wollen (vgl. Boyd 2008: 128). Facebook ist nicht darauf ausgerichtet, seine Nutzer als Avatare, Nicknames oder IP-Adressen sichtbar zu machen, sondern als ‚echte‘ Gesichter, und damit eine „dokumentierte Sichtbarkeit/sichtbare Dokumentation ihrer Körperlichkeit“ (Benkel 2012: 1) zu ermöglichen. Über diesen ‚Umweg‘ der Zurechnung der sichtbaren Facebook-Spuren (Aktivitäten und Statusmeldungen) auf die tatsächliche, meistens face-to-face bekannte Person erhält die technisch vermittelte Interaktion auf Facebook eine spezifische Ernsthaftigkeit und Konsequenz. Wie ernst die Selbstdarstellung auf Facebook von den Nutzern behandelt wird, zeigt sich beispielhaft in der, den unterschiedlichen untersuchten Nutzergruppen gemeinsamen, Ablehnung von öffentlichen Selbstentblößungen (5.3.1).

Die interaktive Konstruktion, Aufrechterhaltung („face-work“), Stärkung oder auch Herabsetzung der sozialen Identität von Individuen ist das wohl bekannteste Konzept Goffmans. Sein dramaturgischer Zugang zur sozialen Welt als Theater trägt die grundlegende These im Namen: Wie Schauspieler tragen die Individuen im gemeinsamen sozialen Verkehr Masken, um das gesellschaftliche Leben zu organisieren. Wie auf einer Theaterbühne müssen alle daran arbeiten, ihr „face“ in den unterschiedlichen Rollen zu wahren. Als heuristisches Mittel ist das Theatermodell fruchtbar, weil es zeigt, dass die Darsteller in beiden Situationen (Theater und Alltagswelt) sehr ähnliche Techniken der Darstellung einsetzen müssen, um bei ihrem Publikum einen spezifischen Eindruck hervorzurufen (vgl. Goffman 2007 [zuerst 1959 (dt.1969)]: 233).

Auf Facebook liegen dieser Darstellungs- und Aufrechterhaltungsarbeit andere szenische Ausstattungen und auch abweichende Spielprinzipien zugrunde, als in der von Goffman

⁶⁶ Und das wesentlich häufiger, als sie es für das eigene Nutzungsverhalten zugeben, was Nina Haferkamp in ihrer Studie Haferkamp (2011) mit Effekten sozialer Erwünschtheit der Interviewten und dem „Third Person-Effect“ erklärt.

analysierten Alltagswelt der face-to-face-Begegnungen. Am Interviewmaterial zeigt sich aber auch, dass die Selbstdarstellung auf sozialen Netzwerkseiten parallel zu Goffmans Erkenntnissen als kollektiver Prozess (vgl. Neumann-Braun und Wirz 2009) verstanden werden muss. Das „face-work“ geschieht gemeinsam mit dem ‚Publikum‘ in der personalisierten Öffentlichkeit der eingegangenen Verbindungen. Die sichtbare Abbildung der Freundschaftsbeziehungen und ihrer Interaktionen – gegenseitige Kommentare und Markierungen – führt zu einer gemeinsamen Konstruktion der Identitäten der Nutzer. Dabei nehmen Verlinkungen auf Fotos von gemeinsamen Aktivitäten und gegenseitige „Likes“ die Rolle von Trophäen an, die die Beliebtheit der Mitglieder symbolisieren (5.3.2). Die jugendlichen Nutzer beschrieben darüber hinaus auch Phänomene expliziten Kontrollverlusts: Die alltagsweltliche Beziehungen abbildende und integrierende Funktion der Plattform führt zu einer Überschneidung und Vermischung unterschiedlicher sozialer Situationen und Kontexte. Durch die Sichtbarmachung zuvor auf einzelne Situationen begrenzter Informationsflüsse wird die von Goffman beschriebene Trennung in öffentliche Vorderbühne und von Blicken geschützte Hinterbühne irritiert bzw. unterlaufen (vgl. Meyrowitz 1990: 94). Dieser Effekt auf die Selbstdarstellung wurde häufig am Beispiel des Eingehens von Facebook-Freundschaften mit Eltern thematisiert (5.3.3). Eine zweite von den jungen Nutzern problematisch erlebte Form des Kontrollverlusts besteht in einer neuen Form der Aggregation und Kontextualisierung von Profilinformationen durch Facebook. Während technische Restriktionen der Darstellung von Selbstbildern noch umgedeutet und adaptiert werden können, stellt die Einführung einer standardisierten Narration des Selbst durch das neue Profilformat „Chronik“ für die Nutzer einen folgenreichen Eingriff in die Imagepflege dar (5.3.4).

5.3.1 Ablehnung von Selbstentblößung

Die von Goffman so sehr betonte und verteidigte Eigenständigkeit der Interaktionsordnung als gesellschaftliche Sphäre beruht vor allem auf einer Loslösung beobachtbarer Handlungen von individuellen Intentionen. Er wehrt sich gegen eine „traditionelle Denkweise“ in der Soziologie, die Handlungen und Verhalten in öffentlichen Situationen ausschließlich auf die Intention der Beteiligten reduziert und dadurch die Eigenlogik der jeweiligen Situation nicht ausreichend beachtet (vgl. Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 92). So ist es zum Beispiel müßig und wenig ertragreich, die peinlichen Gefühle einer Verletzung der Blickregeln auf einem öffentlichen Herren-Pissoir⁶⁷ vorwiegend mit der Intention der Beteiligten zu erklären. Der Mann, der seinen Blick beim Urinieren nicht deutlich genug ausschließlich auf die Kachel vor sich gerichtet hat, muss nicht die Absicht haben, dem Mann neben ihm auf den Penis zu schauen – und doch ist ein uneindeutiger Blick beiden Beteiligten so peinlich,

⁶⁷ Dieses von Goffman häufiger angeführte Beispiel ist unter anderem von Laud Humphreys berühmter Ethnographie „Tearoom Trade“ (1974) beeinflusst, die auch die Inspiration für die Begriffswahl „Cruising“ zur Beschreibung von Techniken der Kontaktabahnung über Facebook in Kap. 5.3 ist.

als wäre er absichtsvoll gewesen. In diesem eigentümlichen Verhältnis zwischen Situation und ‚gefühltem‘ Regelverstoß wird deutlich, dass hinter dem (scheinbaren!) Übertritt einer Regel zuweilen mehr steckt als nur die explizite Regel. Deswegen fühlt sich der unachtsam blickende Mann auch peinlich berührt, obwohl er weiß, dass er nicht absichtsvoll gehandelt hat. Seine Reaktion auf das Geschehene richtet sich danach, was der absichtsvolle Regelübertritt bedeutet hätte (vgl. Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 89).

Das Beispiel des Herrenpissoirs funktioniert natürlich am besten vor dem kulturellen und sozialen Hintergrund der weißen amerikanischen Mittelschicht der 1950er und 1960er Jahre und ihrem prüden Verhältnis zu Nacktheit und einer eher expliziten als latenten Homophobie. Die Facebook-Nutzung produziert andere Situationen als die einer öffentlichen Herrentoilette. Die Mitglieder dort müssen mit anderen Zufälligkeiten fertig werden, die sich durch diesen digitalen Schauplatz ergeben und trotzdem versuchen, „direkte Verletzung der Regeln zu vermeiden“ (vgl. Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 93). Wenn, wie erwähnt, starke Reaktionen auf – tatsächliche, angedeutete oder scheinbare – Regelübertritte einen Hinweis auf gemeinsam geteilte dahinter liegende Werte und Nutzungskontexte liefern, muss die einhellige Ablehnung einer bestimmten Form der Territoriumsverletzung durch die untersuchten Nutzer näher betrachtet werden.

Alle drei Nutzergruppen brachten auf die Frage nach unangenehmen Erlebnissen während ihrer Facebook-Nutzung selbstläufig die Kritik an zu privaten Postings anderer zur Sprache (TeenB: 201-215):

- I: Also jetzt nich unbedingt, dass man vielleicht aussteigt aber irgendwie wo man sagt, aaaah das mach ich nich oder den Bereich nutz nich oder irgendwie so, oder dass man irgendwie selber schon mal ein Erlebnis hatte, wo man gesagt hat, waaa, dass ähm/ das war scheiße
- Felix: ↳ Naja, wenn manche ihre halbe Lebensgeschichte dort in das (Facebook schreiben) (.) und dann immer so/
- Janine: ↳ **Ohh hör off!** Das geht gar nich
- Jenny: ↳ (xxxxxxxxxx)
- Stephanie: ↳ Tagebuch schreiben
- Felix: rumheulen in dem Status un dann musste das/ du liest ja immer automatisch mal/ wenn du auf Neuigkeiten klickst //I:hmm// kommen ja die ganzen Statusmeldungen, da liest mer automatisch ma so die ersten drei durch (.) das geht einem echt auf den Sack, weil jeder zweite Kommentar der kommt, jeder zweite Status is halt ‚Uhh mein Leben is so scheiße‘ so nach der Art //I:hmm// und @das muss echt nich sein@
- Janine: ↳ Nee
- Stephanie: ↳ Hmm
- Felix: Ma eenma is ok, ja, aber nich andauernd
- Stephanie: Das Nervige ist auch, dass alle lesen können, was du schreibst

Der Interviewer fragt in zwei Richtungen nach unpassender Facebook-Nutzung. Zum einen wird ein Horizont unangenehmer Erlebnissen eröffnet, die (fast) das Potential besitzen, sogar aus Facebook auszusteigen. Zum anderen werden dabei auch eigene unpassende Verhaltensweisen impliziert („aaaah das mach ich nich“). Felix greift die Frage dahingehend auf, eine besonders störende Nutzungsweise anderer zu thematisieren, die er offenbar auch

nicht machen würde: Die „halbe Lebensgeschichte“ auf Facebook zu posten. Die lautstarke und unterbrechende Zustimmung durch Janine und Jenny zeigt, dass das Thema unter den Teenagern akut zu sein scheint. Die Einmischung durch Stephanie, die diese unpassende Nutzungsweise „Tagebuch schreiben“ nennt, ist ein besonders deutlicher Beleg. Während die anderen fünf Gruppenmitglieder enger befreundet sind, steht sie nicht im gleichen kollektiven Zusammenhang und beteiligt sich deshalb die meiste Zeit der Diskussion nicht. Man kann sie deshalb als typische „Schweigerin“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2010: 113-114) bezeichnen. Durch ihre explizite Zustimmung an dieser Stelle nimmt die Passage innerhalb der Diskussion deshalb eine herausragende Stelle ein. Felix wertet das abgelehnte Verhalten als „rumheulen“, und ihn stört, dass er gezwungen ist („automatisch“), solche Postings zu lesen. Zusammen mit Stephanies Ergänzung, die auf die undifferenzierte Sichtbarkeit der Postings verweist, ergibt sich zum Ende der Passage eine Fokusverschiebung: Neben der zu tadelnden Intention der Regelübertreter (rumheulen), werden auch strukturelle Merkmale Facebooks als begünstigend für diese Regelübertritte genannt (automatische Aggregation, fehlende Differenzierung). An dieser Stelle soll aber zunächst nicht das die technisch vermittelte Interaktion formende Zusammenspiel zwischen Angeboten und Restriktion der Technik und kulturell geprägten Nutzungskontexten betrachtet werden, sondern die Art der Regelverletzung und der durch sie gefährdete Wert. Vor dem Hintergrund der Beschreibung Facebooks als soziale Netzwerkseite, die die sozialen Beziehungen und Konsumvorlieben seiner Nutzer abbildet, ist die Ablehnung der Präsentation der eigenen „Lebensgeschichte“ durch die Jugendlichen zunächst erklärungsbedürftig.

Auch Sebastian aus der jüngeren Teenagergruppe bringt eine Diskussion angemessener Inhalte im Bezug auf die Person des Nutzers auf (TeenA: 640-644):

Sebastian: Oder so ganz private Sachen halt, die so (.) nee, mit sowas (.) es muss auch nicht jeder wissen genau, ich würde auch nicht posten, dass es mir jetzt/ dass ich irgendwas unbedingt/ äh ich muss nich unbedingt posten, dass ich was erlebt hab, das muss nich jeder wissen (.) am Ende interessiert's sowieso gar keenen und dann denken die sich ‚Das interessiert mich ja gar nicht‘ und deswegen lass ich das einfach

Er zieht eine Grenze, die das Veröffentlichen privater Inhalte prinzipiell toleriert, aber intime Informationen („ganz private Sachen“) als unpassend wertet. Interessant ist, dass er neben den explizit genannten Erlebnissen („dass ich was erlebt hab“) auch andere Arten von Informationen andeutet werden: Zum Beispiel könnte der abgebrochene Satz „das es mir jetzt“ mit „gut/schlecht/toll geht“ weitergeführt werden und auf Gefühle und Befindlichkeiten rekurren. Der Halbsatz „dass ich irgendwas unbedingt“ könnte mit „will“ oder „möchte“ für Wünsche und Bedürfnisse stehen. Dieses Verständnis von Privatheit und Privatsphäre korreliert mit den Ergebnissen einer jüngeren qualitativen Studie von Danah M. Boyd (vgl. Boyd und Marwick 2011): Teenager empfinden die Angabe von Konsumvorlieben, dem Aufenthaltsort oder ihren Beziehungsstatus auf sozialen Netzwerkseiten gegenüber den eigenen Gedanken („das muss nich jeder wissen“, Sebastian) als weniger schützenswert. In seinem abschlie-

ßenden Hinweis auf die antizipierte Reaktion des Publikums, wird ein wesentliches Merkmal der Kritik an den zu privaten Äußerungen auf Facebook erneut deutlich: Es gilt zu verhindern, dass Nutzer in einer nicht-intrusiven Beobachterperspektive (dem Gegenteil von „Stalken“, Kap. 5.4.3) ungewollt Zeugen der Privatsphäre vorbehaltenen Informationen werden. In den abgelehnten Nutzungsweisen ist es jeweils der Veröffentlichende, der so handelt, dass „andere Personen, die sich nichts als die allgemein üblichen Blicke [...] leisten, sich dennoch als Eindringlinge vorkommen, die sich eines Übergriffs schuldig machen“ (Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 88-89). Worin diese Regelverletzung genau besteht wird an einem drastischem Beispiel aus der Studentengruppe deutlich (Stud: 379-392):

Kerstin: ouhr, irgendwann letztens hat auch son/ ein ein Mädels, was ich kenne, geschrieben „mir geht’s so schlecht, ich hab so Kopfschmerzen, ich hatte fü/ eben @Durchfall@“

alle: | @ (1) @

Kerstin: | @Ich weiß ni/@

alle: | @ (2) @

Kerstin: ich weiß nich, ob sie damit Mitleid bekommen wollte o/

Eva: | ich würd sofort fragen nach
Farbe, Konsistenz, (Geruch)

alle: | @ (1) @

Katja: | Wie (xxxx) (xxx)

Kerstin: @das is so geil@ (1) aaaah, da haben natürlich auch noch ganz viele Leute das kommentiert (1) @ (xxxx) (xxxxxx)@ @ (.) @

Katja: | @ (1) @ das geht ja dann noch.

(5)

Kerstins Erzählung einer öffentlichen Selbstentblößung auf Facebook enthält eine besondere Steigerung: Die beschriebene Nutzerin übertritt nicht nur die Umgangsregel, andere vor ungewolltem Eindringen durch Beherrschung – der Verhinderung von Selbstentblößung (vgl. ebd.: 88) – zu beschützen. Sie verletzt das Territorium des Selbst (vgl. ebd.: 54ff.) durch die öffentliche Thematisierung von dysfunktionalen Körperausscheidungen in Form der schwerwiegenden Selbstbeschmutzung. Welche Konsequenzen öffentliche Selbstverletzungen haben, lässt sich an dieser Passage deswegen gut beobachten.

Die ersten Zeugen der Selbstbeschmutzung, die befreundeten Facebook-Nutzer, sind bei dieser Art der Verletzung offenbar zu Reaktionen gezwungen: Viele von ihnen haben die Statusmeldung kommentiert. Eva übertreibt mit ihrer nachfragenden Zuspitzung nach „Farbe, Konsistenz, (Geruch)“ die Regelübertretung und impliziert so ein performatives Vorführen der überschrittenen Regel als adäquate Reaktion. Warum haben viele Zeugen der Selbstbeschmutzung nicht einfach weggeschaut, sondern wie Eva es auch getan hätte, die Regelverletzung explizit thematisiert? Durch die Kennzeichnung des Übertritts als Vorfall wird das Geschehene anschlussfähig. Die Kommentarfunktion wird benutzt, damit die Zeugen zeigen können, „dass auf sie nicht zutrifft, was der Verstoß über sie aussagt, und dass sie in einer korrekten Beziehung zu dem sanktionierenden Regelsystem stehen“ (ebd.: 144).

Bekanntnisse, die im Alltag nur engsten Freunden und vertrautesten Familienmitgliedern offenbart würden (vgl. Benkel 2012: 5), sind auch auf Facebook deplaziert, so der Kon-

sens der untersuchten (und wohl der allermeisten) Nutzer. In der Ablehnung von Selbstentblößungen – und der durch den gezeigten Fall beschriebenen Selbstbeschmutzung – wird der gemeinsame geteilte Wert der Schutzsphäre des Individuums an sich gewahrt. Vor allem das Informationsreservat (vgl. Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 68) gilt den Nutzern als schützenswert: Der Zugang zum Inhalt dessen, was ein Individuum will und denkt, biographischen Tatsachen und Informationen, die unmittelbar an der Körperhülle und am jeweiligen Verhalten des Individuums wahrgenommen werden können, muss in Anwesenheit anderer kontrolliert werden. Die freimütige Veröffentlichung zu privater Informationen ist eine Übertretung dieses Territorium des Selbst in Form einer sanktionierbaren Selbstverletzung. Der so Handelnde gefährdet nicht nur sein eigenes Territorium sondern auch das des Publikums, indem er es unfreiwillig Zeuge werden lässt und so die wichtige soziale Verkehrsregel der individuellen Schutzsphäre ignoriert.

Die in allen Diskussionsgruppen geäußerte Ablehnung dieser Regelübertritte verweist also auf die Wirksamkeit dieses aus der face-to-face-Welt bekannten Werts auch für die Facebook-Nutzung. Die Nutzer verlangen, die Territorien des Selbst ebenso ernsthaft und deren Verletzungen als ebenso folgenreich zu behandeln wie im ‚echten Leben‘. Die damit unterstrichene Bedeutung des sensiblen und vor Beschädigungen zu schützenden Selbstbilds verlangt eine genauere Untersuchung der Bedingungen seiner Herstellung und Aufrechterhaltung auf Facebook.

5.3.5 Kollektive Selbstdarstellungen in Bildern

In der Analyse der technischen Gestaltung von Facebook (vgl. Kap. 4.2) sind verschiedene Formen und Beispiele automatischer Aggregation von Nutzerinformationen gezeigt worden. Zu den wichtigsten gehört die automatische Aggregation der Zahl der Facebook-Freundschaften unter dem Profilbild. Theoretische (Adelmann 2011) und experimentelle (Utz 2010) Arbeiten haben gezeigt, dass die Struktur Facebooks durch diese algorithmische Quantifizierung Vergleichskommunikation provoziert: Die eingegangenen Verbindungen werden automatisch einem visuellen und numerischen Vergleich ausgesetzt. In den Diskussionen der jungen Nutzer wirken sich diese Vergleichskommunikationen als Beliebtheitswettbewerb aus (TeenA: 322-333):

| | |
|------------|---|
| Artur: | Und auf Facebook sieht man halt, wer beliebt ist und wer nicht |
| I: | Woran? |
| Sebastian: | Freunden! |
| Artur: | Wer beliebt ist hat/ sag ich jetzt mal über 800 Freunde und bekommt übelst die Likes und so was (.) und is nur am Schreiben mit den ande- ren und wer unbeliebt is/ |
| Samuel: | └ (xxx) (xxxxx)? {zu Sebastian} |
| Sebastian: | └ @(.)@ {zu Samuel} |
| Samuel: | └ (Wieviele Likes)? (das Bild)? {zu Sebastian} |
| Sebastian: | └ Sieben oder so {zu Samuel} |
| Samuel: | └ @Höhöhöhöhöhöhö@ |

für das eene Bild
(3)

Facebook zeigt laut Artur an, „wer beliebt ist und wer nicht“. Sebastian bestätigt diese Deutung, indem er anschließt, dass das entscheidende Kriterium dafür die eingegangenen Verbindungen seien. Diese zeigen die Beliebtheit durch ihre Quantität („über 800“, Artur) und Intensität („nur am Schreiben mit den anderen“, Artur) an. Samuel und Sebastian unterstreichen mit ihrem Zweiergespräch die Wichtigkeit und das Interesse am zweiten Kriterium der Zurechnung von Beliebtheit: „Likes“. Sie unterhalten sich offenbar über ein konkretes, von einem der beiden eingestelltes Bild und freuen sich über die Tatsache, dass es schon sieben „Likes“ hat.

Das Abbilden und Sichtbarmachen eingegangener Verbindungen ist ein Kernmerkmal sozialer Netzwerkseiten: Die Zahl der Freunde wird auf Facebook automatisch aggregiert und unter dem Profilbild, also an prominenter Stelle, angezeigt. Diese Gestaltung ist Teil des unveränderbaren Layouts. Vor diesem Befund überrascht es wenig, dass die Freundesliste eine „Schlüsselkomponente der Selbstdarstellung“ auf Facebook ist (Boyd 2008: 135). Die *Anzahl* der Freundschaften führt bei den Nutzern zu unterschiedlichen Interpretationen der Beliebtheit des Profilinhabers. Zum Beispiel hat eine quantitative Studie einen Zusammenhang bei der Bewertung der Attraktivität einer Person und den eingegangenen Verbindungen belegt: Der positive Effekt auf die Zurechnung von Attraktivität war dabei bei einer Zahl von 300 Freundschaften am stärksten (vgl. Adelman 2011: 138). Was darüber hinaus geht, galt den untersuchten Nutzern als zu sorglose Auswahl und wurde negativ bewertet. Die Nutzer aus den Gruppendiskussionen setzen diese Grenze offenbar höher an, was nicht nur Arturs Aussage zeigt. So hat Felix zum Beispiel 499 Freunde (TeenB: 975), Janine 833 (TeenB: 934) und Malik etwa 500 (TeenB: 932), wobei auch sie zu viele Freundschaften ablehnen: Als von einem Mädchen mit 1800 Facebook-Kontakten gesprochen wird (TeenB: 935-937), sind die Wertungen mit „krank“ und „zu viel“ deutlich. Das Befreunden auf Facebook wird auch im Beliebtheitswettbewerb nicht gänzlich entgrenzt,⁶⁸ sondern ist an einen bestimmten Nutzungshintergrund gebunden, wie eine Beschreibung von Franz zeigt (TeenB: 951-959):

Am: Ich hab extra, so bei Facebook seitdem ich da drin bin, dass ich nich mehr so wie vorher in dem SchülerVZ/ da hab ich fast von jedem die jeden Freundschaftseinladung angenommen

Dw: └ Ja, hab ich ooch gemacht

Am: Aber jetz bei Facebook hab ich's eigentlich so gemacht, dass ich jetzt nich mehr von jedem annehme //I:hmm// sondern nur von denen, die ich halt jetzt irgendwo kenne oder halt von Mädchen die halt hübsch sind oder so

Dw: └ @().@

Am: Aber so jetzt halt nich irgendwie weiter, weil `s bringt eh nichts

⁶⁸ Facebook begrenzt die Anzahl von Verbindungen eines Personenprofils technisch auf maximal 5.000 Freunde.

Anders als noch auf SchülerVZ – einem Netzwerk auf dem fast alle der interviewten Teenager angemeldet waren, bevor sie ein Facebook-Profil einrichteten – nimmt Franz auf Facebook „extra“ nicht mehr jede Freundschaftseinladung an. Seine Mindestanforderung lautet, dass man sich „irgendwo“ kennen muss. Wobei das Befreunden mit (attraktiven) Unbekannten zur Kontaktabahnung (vgl. Kap. 5.4) eine Ausnahme darstellt. Trotz des Beliebtheits-Wettbewerbs werden Freundschaften auf Facebook also nicht zu einseitigen Selbstattribuierungen funktionalisiert, wie manche Autoren kulturpessimistisch behaupten (Hoffmann 2009: 125). Freunde werden i.d.R. nicht blind gesammelt, sondern ihre Auswahl wird, wie bereits gezeigt wurde (vgl. z.B. 5.2), von den Nutzern anhand unterschiedlicher Kriterien abgewogen. Franz' Begründung „weil es eh nichts bringt“ verweist auf einen bestimmten Nutzen (etwas bringen) bzw. eine bestimmte *Funktion* der Facebook-Nutzung, die mit unbekanntem Freunden nicht erfüllt werden kann. Diese Funktion ist die kollektive Arbeit an der Selbstdarstellung, wie ich im Folgenden zeigen möchte.

Die grundlegende technische Implikation der Facebook-Freundschaft, die reziproke Sichtbarkeit der Aktivitäten und Statusmeldungen (vgl. Kap. 3.2.2), ist besonders für die Selbstdarstellung folgenreich. Jeder ‚Freund‘ wird Teil des Publikums der Selbstdarstellung, das durch die Verschriftlichung und Asynchronisierung der Äußerungen als Meldung zwar nicht direkt sichtbar, aber immer vorhanden ist. Die auf Facebook geposteten Inhalte richten sich nicht „an eine disperse unbekannte Masse, sondern an ein (intendiertes) Publikum, das sich aus dem eigenen sozialen Netzwerk zusammensetzt“ (Schmidt 2012: 2). Die so entstehenden personalisierten Öffentlichkeiten sind außerdem auf Dialog und Feedback ausgerichtet (vgl. ebd.). Der Newsfeed (vgl. Kap. 3.2.3) ist die performative öffentliche Sphäre der Nutzer, in der die automatisch aggregierten Aktivitäten und geposteten Inhalte zirkulieren. Der Sozial-Algorithmus EdgeRank nimmt dabei eine Gewichtung vor, die den Post mit jedem neuen Feedback im Newsfeed wieder oben, also als Neuigkeit, platziert. Die Rückkopplungen durch „Likes“ oder Kommentare sind also eine wichtige Voraussetzung zur Sichtbarkeit der Meldung, und jede neue Rückkopplung erhöht die Chance auf weitere. Die ausschließlich positive Formulierung der Feedback-Möglichkeiten als Äußerung des relativ unspezifischen „Gefällt mir“ (vgl. Kap. 4.3.4) minimiert dabei das von ihnen ausgehende Risiko. Da es keinen „Naserümpf“- oder „Gefällt mir nicht“-Button gibt, liegt der Fokus der Imagepflege als Beliebtheits-Wettbewerb nicht auf der Minimierung von Bedrohung, sondern dem Sammeln von Pluspunkten (vgl. Goffman 1994 [zuerst 1967 (dt. 1971)]: 30ff.).

Die Facebook-Funktion, Personen in Veröffentlichungen zu markieren, ist dabei die am häufigsten erwähnte Form der jungen Nutzer, ihre Selbstdarstellungen kollektiv zu „konstruieren“ (Boyd 2008: 136). Ihre Verwendung zielt auf die Abbildung gemeinschaftlicher Aktivitäten und der Generierung von „Likes“ (TeenB: 284-296):

- I: Gibt's so Dinge auf euren so Statusmeldungen, oder wie es heißt so? ähm, was schreibt ihr das so für gewöhnlich hin? wie es euch geht? was ihr so maaacht? oder macht ihr das gar nich? Oder was/ ja, so?

formationen. Die durch den für alle eingegangenen Verbindungen einheitlichen Freundes-Begriffs fehlende Differenzierungsmöglichkeit der sozialen Beziehungen auf Facebook kann durch den Nachweis gemeinsamer Aktivitäten (re-)strukturiert und verbildlicht werden. Verschiedene Beziehungsgeflechte, Beziehungstypen und -qualitäten der Nutzer können durch die kollektive Selbstdarstellung sichtbar gemacht werden (vgl. Neumann-Braun und Wirz 2009). Die Techniken der Imagepflege von Teenagern auf Facebook sind damit in zweierlei Hinsicht kollektiv: Sie bilden häufig Kollektiv-Erlebnisse ab, und sie werden in den personalisierten Öffentlichkeiten Facebooks ein kollektiv sichtbares, bewertbares und kommentierbares Objekt.

In Felix' Beschreibung wird eine weitere Qualität dieses kollektiven Darstellungsprozess deutlich: Identitätsmuster anzeigende Bilder können vom Nutzer selbst, aber auch anderen sichtbar gemacht werden. Die durch die technischen Optionen des *Tagging* und *Linking* mit Nutzer-Profilen verknüpften Bilder werden zu eigenen Alben zusammengefasst (TeenB: 148-155):

| | |
|--------|--|
| Felix: | Naja oder wenn/ wenn de so @e bisschen was@ ge/ zu viel getrunken hast @(.)@ ja |
| Jenny: | └ Wenn de besoffen bist! |
| Franz: | └ @(.)@ |
| Felix: | @Das is dann sowas was nich sein muss@, du kriegst es auch teilweise gar nich mehr mit //I:hmm// ich hab vielleicht zehn Bilder, siebzehn Bilder neigestellt von mir, aber die anderen sind von irgendwelchen anderen Leuten mit Verlinkungen, die ich dann bloß (so mache, dass die dann xxxxx unter mein Album gesehen haben) //I:hmm// {räuspert sich} ja |

Die wenigsten der von ihm auf Facebook verfügbaren Bilder hat Felix selbst eingestellt. Der Großteil entstammt der Verlinkung durch Freunde. Die Bewertung dieses Umstands ist eindeutig: Fotografiert zu werden, wenn man betrunken ist, und diese Fotos dann auf Facebook wieder zu finden, ist etwas „was nich sein muss“ findet Felix. Diese Beschreibung eines Kontrollverlusts aus der ‚Opfer-Perspektive‘ kontrastiert Felix Beschreibung des Fotografierens („übelst geile Bilder“ als Ansage), in der angab seine Freunde bei ebensolchen Gelegenheiten gern zu fotografieren. Es wird deutlich, dass der Wettbewerb um „Likes“ sich auf die Motivauswahl auswirkt. Besonders unter jungen Männern sind entblößende und teilweise herabwürdigende Posen bevorzugt. Die Technik des Pluspunkte-Sammelns über Likes kann also durchaus mit einer schädigenden oder zumindest instrumentellen Verlinkung des anderen Profils einhergehen.⁷⁰ In einer Anweisung an seine Zensoren hat Facebook diese Praktiken von Teenagern aufgegriffen und weist sie an, Fotos von betrunkenen, bewusstlosen oder schlafenden Menschen mit „bemalten Gesichtern“ zu entfernen (ODEsk 2012: 4).

⁷⁰ Die Technik des Pluspunkte-Sammelns ist bei Goffman als aggressives Gegeneinander konzipiert, indem die Interaktionsteilnehmer die rituellen Verpflichtungen der anderen antizipieren, um daraus selbst Vorteile zu ziehen. Ein solcher ist z.B. das ungestrafte Beleidigen durch die Antizipation der Nachsichtigkeit des Gegenübers.

In der Irritation einer älteren Nutzerin wird der qualitative Unterschied der Verwendung von Fotos gemeinsamer Erlebnisse im offline-Alltag und auf Facebook deutlich (Face: 79-95):

Agnieszka: Ich habe damals nicht gedacht, dass diese Plattform dermaßen bekannt wird und dass meine Freunde und Bekannten unsere gemeinsamen Fotos dort runterladen werden. Es stört mich ein wenig, dass sich so viele Personen, die ich nicht unbedingt kenne, weil sie nur mit meinen Bekannten online „angefreundet“ sind, sich einfach so, per Mausklick unsere gemeinsamen Fotos aus dem Freizeitbereich, die ich als Teil meiner Privatsphäre empfinde, anschauen können. Für mich gehörte immer das Anschauen von Fotos zum Freunden- und Familientreffen und es war ein toller Gesprächsanlass“

Der kulturpessimistische, fast schon als Abgesang formulierte Rückblick auf die Praxis des Anschauens von Fotos und Bildern in Familie und Freundeskreis kontrastiert die Verwendung von Fotos zur Selbstdarstellung auf Facebook stark. Das gemeinsame Anschauen als Gesprächsanlass oder Element von Feiern wird von den jüngeren Nutzern durch das Ausstellen auf Facebook ersetzt. Bilder kollektiver Ausflüge bekommen dadurch einen Trophäencharakter: Sie belegen einerseits die gemeinsame Unternehmung, und durch die Verdopplung in der Veröffentlichung werden die Bilder außerdem bewertbar und Teil des Wettbewerbs um Likes. Ein besonders drastisches oder lustiges oder auch schönes Motiv kann so auch zur Facebook-Trophäe werden, indem es besonders häufig geliked wird und so lange in der personalisierten Öffentlichkeit zirkuliert.

Indem Agnieszka sich beschwert, dass die intime Enklave gemeinsamer Urlaubsbilder durch ihre Facebook-Freunde aufgebrochen wird, betont sie zunächst die Bedeutung von gemeinsamen Bildern für die Selbstdarstellung. Sie versteht die Bilder – parallel zu den jungen Nutzern – als Teil ihrer Identität. Im Beklagen über den Verlust der Privatsphäre, dass diese nun jeder „einfach so“ herunterladen kann, äußert sie eine Form von Kontrollverlust, die auch Teile der Teenager explizit gemacht haben: „Die eingestellten Bilder sind für jeden, der den Zugang gewährt bekommt, speicherbar, und infolgedessen ist niemand in der Lage, ihre weitere ‚Karriere‘ zu verfolgen“ (Benkel 2012: 6). Vor allem die jungen Nutzerinnen sehen die Funktion des Verlinkens kritisch (vgl. z.B. Stud: 494-499) und beklagen damit einhergehende Kontrollverluste (vgl. Haferkamp 2011: 194). Die Problematik von Kontrollverlusten durch die Facebook-Nutzung wurde von den Diskussionsgruppen wesentlich vor dem Hintergrund der Überschneidung unterschiedlicher sozialer Sphären diskutiert.

5.3.3 Kontrollverlust I: Vermischung der Welten

Ein Spezifikum der Lebenswelt der Teenager im Vergleich zur Studentengruppe ist die wiederholte und ausdrückliche Trennung zwischen verschiedenen, nebeneinanderstehenden Sphären der Alltagswelt. Der verpflichtende Schulbesuch strukturiert den Tag und

grenzt unterschiedliche Lebensbereiche voneinander ab (vgl. auch Kap. 5.4.2). In der Betonung der Facebook-Nutzung als Unabhängigkeit generierendes Kommunikationsmittel wurde außerdem deutlich, dass die Jugendlichen nicht wirtschaftlich selbstständig sondern abhängig von ihren Eltern sind (vgl. Kap. 5.2.2). Diese beiden wichtigen Grenzen – zur Schule und zu den Eltern – werden durch die fehlenden bzw. gering genutzten Differenzierungsmöglichkeiten auf Facebook irritiert, besonders dann, wenn die Eltern ebenfalls Nutzer der Plattform sind (TeenB: 123-132):

Felix: Naja, es is ooch aber scheiße wenn de Eltern drin sin oder so
 alle: | @().@
 Janine: | @Das stimmt ja@
 Felix: Weil dann können die ja das ganze Zeug lesen, och Arbeitgeber, was wir in unserer Freizeit machen, das is eigentlich getrennt Arbeitsleben, Schulleben und dann heeme is Privatleben
 Jenny: | Jaaaaaa
 Felix: Find ich muss nich sein unbedingt irgendwie
 Janine: Na kannst ja deine Mutter auf Facebook sperren @().@
 Jenny: | @(1)@
 Felix: Na ich hab die gar nich erst angenommen

Die von Felix aufgebrachte und von den anderen geteilte Kritik verknüpft die Anwesenheit der Eltern auf Facebook mit einer Abgrenzung eines eigengesetzlichen Privatlebens gegenüber dem Schul- und Arbeitsleben. Auffällig ist dabei einerseits, dass (reale) Eltern und (imaginierte) Arbeitgeber auf eine Stufe gestellt werden. Darüber hinaus unterscheidet sich das hier vorgestellte Konzept von Privatleben in seinen Zugangsschwellen von der in der adäquaten Facebook-Nutzung thematisierten Privatsphäre. Ging es bei der Ablehnung von selbstentblößendem Verhalten noch um intime Gedanken und potentiell entweihende (Selbst-)Verletzungen, lehnt Felix hier ab, dass die Eltern überhaupt wissen können, was „wir in unserer Freizeit machen“. Weswegen er eine Freundschaftseinladung seiner Mutter „gar nich erst angenommen“ hat.

Die Gleichsetzung von Arbeitgeber und Eltern konzipiert beide Gruppen trotz der unterschiedlichen ‚Berechtigung‘ ihres Zugriffs auf die Jugendlichen als Vertreter ‚offizieller‘ Lebenssphären. Auch eine von Sebastian hervorgebrachte Trennung zwischen Privatsache und Arbeitssache (TeenA: 492-499) folgt dieser Unterscheidung. Dasselbe Thema aufgreifend, folgert die Studentengruppe sogar die Notwendigkeit des Führens von zwei Facebook-Profilen (Stud: 240-258):

Kerstin: Ich hab auch schon überlegt, eigentlich müsste man zwei Profile haben, eins privat, wo du wirklich nur deine guten Freunde, und das andere halt für (.) sonst irgendwen
 Eva: | und du brauchst eigentlich nur eins, du kannst das einstellen!
 Richard: ich hab das bei ner Freundin von mir, die jetzt nen Job hat und ne Facebookseite und halt auch Gründerin dieser Seite ist, die hat jetzt halt zwei Profile (.) halt ihr Arbeitsprofil, einfach so wo ihre Chefs sehen
 alle: | @().@
 Richard: sozusagen und ihr privates

Die Forderung „eigentlich müsste man zwei Profile haben“ spiegelt die Vermischung unterschiedlicher Sphären der Alltagswelt auch in der Studentengruppe. Die Kontrastfolien zum privaten Gebrauch (Richard) sind hier einmal alle, die keine guten Freunde sind („sonst irgendwen“) und darüber hinaus die Arbeitswelt. Evas Hinweis, dass die Vermischung über die Funktion der Freundeslisten zumindest aufgefangen werden kann („du kannst das einstellen!“) verhallt und zeigt noch einmal deutlich, dass diese Funktion nur wenigen Nutzern bekannt ist bzw. nur von wenigen genutzt wird. Richards Beispiel der Freundin, die für ihren Job eine Facebookseite gegründet hat und betreut, verdeutlicht die Vermischung verschiedener sozialer Situationen und Rahmen in der Facebook-Nutzung noch besser: Hier ist noch ein anderer Gebrauch Facebooks als der rein Private erkennbar, der zu beruflichen Zwecken. Um überhaupt ein nicht-offizielles, ein privates Profil haben zu können, hat seine Bekannte tatsächlich ein zweites Profil eingerichtet. Gleichzeitig ist dieses Zusammenfallen von Arbeitswelt und Privatwelt innerhalb von Facebook auch das einzige in den Diskussionsgruppen erwähnte Beispiel, bei dem eine Nutzerin tatsächlich zwei Profile angelegt hat.

Die durch Facebooks Gestaltung irritierte Wahrnehmungstrennung in Vorderbühne und Hinterbühne wird an den antizipierten und beschriebenen Folgen des Befreundens mit Eltern auf Facebook deutlich (TeenB: 134-137):

Felix: Naja, wasn? //I:hmm// dann kann die den ganzen Müll mitlesen, den ich dort/ am Wochenende gemacht ‚Oh ja ich saufe, ich saufe‘ und zu ihr ‚Ja ich trink nich so viel‘, ja schön!

alle: | @ (1) @

Der auf der vor offiziellen Blicken geschützten Hinterbühne gepostete „Müll“ wäre durch die reziproke Sichtbarkeit der Statusmeldungen bei einer Facebook-Freundschaft für Felix Mutter sichtbar. Besonders der in den kollektiven Selbstdarstellungen gezeigte Alkoholkonsum würde dabei vom seiner Mutter präsentierten, offiziellen Bild („ich trink nich so viel“) abweichen. Die verlinkten Bilder von Wochenendausflügen sind auch ein Grund, warum Eva aus der Studentengruppe nicht mit ihrer Mutter auf Facebook befreundet ist: „das ist ein Grund, warum ich meiner Mutter gesagt habe, dass ich mich nicht mit ihr anfreunde. die ganzen Bilder auf denen man verlinkt ist! @ (.) @“ (Stud 499-500). Ihr Lachen und das der Teenagergruppe in Anschluss an Felix‘ Schilderung verdeutlicht die potentielle Peinlichkeit eines solchen Informationsflusses zwischen den Sphären. Dennoch gibt es auch Diskussionsteilnehmer, die ihre Eltern als Facebook-Freunde führen (TeenB: 160-173):

I: Hmm (.) und das is ok, oder redet ihr dann mit denen drüber? oder habt ihr mit denen über Facebook Kontakt?

Jenny: Die liest immer nur meinen Status und manchmal gefällt der denen sogar @ (.) @ //I:hmm//

Stephanie: Ich bekomme da irgendwelche dummen Anfragen von der

Jenny: | @ (.) @

Janine: Würd ich sperren

Stephanie: | Kann ich nich machen, gibt's Ärger

Jenny: Nee also mein Vater is, dass der halt immer meine Statureinträge liest un wenn ich dann am Wochenende zum Beispiel nich heeme bin oder so //I:hmm// und ich komm dann nach Hause, dann sagt der immer gleich so ‚Ach Du hast das und das gemacht‘ und ich so oh scheiße, Facebook weiß wieder alles, jaaaa

I: L @(.)@

Felix: @Genau das Ding weswegen ich se nich angenommen hab@

Jenny: Naja, er hat ja nichts dagegen, @aber trotzdem@, is nich gerade das Tolle

Die ansonsten geschützten und durch Facebook sichtbar gemachten Informationsströme zwischen Jenny und ihrem Vater betreffen – genau wie von Felix antizipiert – vor allem das Freizeitverhalten am Wochenende: „Facebook weiß wieder alles“. Wenn Jenny sich der elterlichen Kontrolle entzieht, indem sie außer Haus unterwegs ist, weiß ihr Vater aufgrund ihres Facebook-Status dennoch, was sie gemacht hat, „und manchmal gefällt der“ ihm sogar. Wie schon diese Aussage zu Beginn der Passage impliziert, sind die Folgen der Vermischung der zuvor getrennten Sphären Elternhaus-Weggehen in Jennys Fall offenbar nicht besonders problematisch. Es ist zwar „nich gerade das Tolle“, dass er sehen kann, was sie macht, aber „er hat ja nichts dagegen“. Das spricht sowohl dafür, dass Jenny weniger exzessive Spuren ihres Wochenendes dokumentiert, als auch dafür dass ihr Vater einen toleranten Umgang mit dem Freizeitverhalten seiner Tochter pflegt.

Warum Jenny nicht angibt, ihr Facebook-Verhalten (oder ihr Freizeitverhalten) trotz der Sichtbarkeit für ihren Vater zu verändern, und was das für Implikationen für die Facebook-Nutzung an sich haben kann, muss noch diskutiert werden (vgl. Kap. 5.3.5, 6.3). Mit einem letzten Beispiel soll zuvor noch gezeigt werden, dass der Kontrollverlust über die Selbstdarstellung und Abbildung von Freizeitinteressen auf Facebook auch *innerhalb* gleichaltriger Nutzer zu Problemen führen kann (Face: 48-56):⁷¹

Doris: „dann gabs probleme, weil manche ‚freunde‘ nicht immer mitbekommen sollen, was ich mache, wenn ich bei denen iwas abgesagt habe, zum beispiel volleyballtraining: ich komm nicht, müsste aber...warum?, ääähh.muss lernen, ...ahaaa, gut, dann viel erfolg,ääähm, danke, heheh, räuser, denn eigentlich geh ich trinken! . verstehst?! jetzt kann ich die beiträge zwar auf personen modifizieren, weiß aber noch nicht wies geht und hab auch keine lust das zu lernen. zumal man dann ja bei jedem mist aupassen muss, der gepostet wird an deiner wand. dafür hab ich aber keine zeit das ständig zu überprüfen.“

Die Beschreibung der sonst nicht auf die Hinterbühne blickenden Facebook-Kontakte läuft hier nicht über eine asymmetrische Differenzierung wie Arbeitgeber oder Eltern. Zwar wird der Freundes-Begriff durch Doris auch in Frage gestellt, es handelt sich bei den Mitgliedern ihres Volleyball-Teams aber vermutlich um peers und nicht um Statushöhe. Das von Doris beschriebene Problem besteht darin, dass eine (gutgemeinte) Täuschung (Lernen statt Trainieren) durch Facebook leichter aufliegen kann. Selbst wenn Doris sich

⁷¹ Wie schon Agnieszkas Beitrag entstammt Doris Beschreibung aus einer explorativen Umfrage, die innerhalb der sozialen Netzwerkseite geführt würde. Die vom Autor öffentlich gepostete Ausgangsfrage war, was Irritationen der Nutzung darstellt. Insgesamt neun Nutzer antworteten per Nachricht. Die hier abgedruckte Notation ist der unveränderte Text der Antwort.

diszipliniert und keine Bilder ihres anstelle des Trainings verbrachten Abends postet, muss sie „bei jedem mist aufpassen“, der an ihre Wand gepostet werden könnte. Doris gibt an, weder zu wissen, noch Lust und Zeit zu haben, zu erlernen, wie sie die Optionen Facebooks dahingehend nutzt, dieser informativen Vermischung ansonsten physisch getrennter Sphären (Trainingshalle - Kneipe) adäquat zu begegnen.

Wie schon in der Betrachtung der ko-konstruktiven Selbstdarstellung gezeigt wurde, beschreibt Jenny den Kontrollverlust nicht nur in der reziproken Sichtbarmachung, sondern auch in der Fremdzuschreibung durch Verlinkungen oder Posts an die Pinnwand. Die Vermittlung eines Selbstbildes auf Facebook funktioniert nicht nur durch bewusste und explizite Informationen (Goffman: *Expressions Given*), sondern über Verlinkungen und die gegenseitigen Kommentare auch durch unfreiwillige Informationen zum Nutzer (Goffman: *Expressions Given-Off*) (vgl. Haferkamp 2011: 179). Verbunden mit der Erschwerung der Differenzierung zwischen verschiedenen Rollenanforderungen und Rollenausübungen durch die reziproke Sichtbarkeit auf der Plattform entstehen für die Nutzer häufig konkrete Probleme der Trennung zwischen verschiedenen, an sie gerichteten Ansprüchen (Sohn vs. Kumpel). Dass die Nutzer die technischen Möglichkeiten der Differenzierung von Sichtbarkeit und Reziprozität durch die Funktion „Freundeslisten“ (vgl. Kap. 4.2.2) nicht nutzen, obwohl sie genau diese Probleme löst, liegt an der Gestaltung dieser Funktion. Sie ist nachträglich eingeführt worden und macht eine nachträgliche Einordnung der befreundeten Profile möglich. Die Nutzer müssen sich zur Nutzung der Freundeslisten entschließen und sie in einer aktiven und zeitaufwändigen Prozedur anwenden. Nach der ersten Entscheidung (Befreunden) braucht es mehr Aktivität, Facebook nicht wie gewohnt zu benutzen, anstatt es in einer spezifischen, differenzierten Weise weiter zu benutzen. Diese Formulierung greift die Doppelbödigkeit des vorgestellten Konzepts von Zwang und Drang wieder auf (vgl. Kap. 5.2.3): Es wird kein aktiver Zwang ausgeübt, sich den reziproken Blicken auszusetzen, aber es wird ein gewisses Maß an Aktivität gefordert, um dem Angebotscharakter der Funktionen (Drang) zu entsagen. Dadurch ergibt sich ein problematisches Verhältnis zwischen dem Bedürfnis nach Privatsphäre einerseits und dem Bedürfnis nach Selbstdarstellung andererseits, das unter dem Begriff „*Privacy'- Paradox*“ – Zurückstellen der Privatsphäre zugunsten der Selbstdarstellung – beschrieben wird (vgl. Haferkamp 2011: 183-184).

5.3.4 Kontrollverlust II: Eingriff in die Narration

Neben den durch Nutzungskontexte evozierten, technisch aber kontrollierbaren Restriktionen der Selbstdarstellung (kollektiv, schlecht kontrollierbar) und der Vermischung unterschiedlicher sozialer Sphären (mangelnde Differenzierung) gibt es auch eine Gruppe von technischen Optionen der Website, die nicht veränderbar sind und in der Wahrnehmung der Nutzer ‚von oben‘ eingeführt wurden. Diese Optionen provozieren explizite Kritik und starke

Ablehnung durch unterschiedliche Nutzergruppen. Im Folgenden sollen zwei dieser (zunächst) abgelehnten Gestaltungsmerkmale vorgestellt und auf ihre Gemeinsamkeit hin untersucht werden.

Die Kritik an der Einführung des neuen Newsfeed (vgl. Kap. 3.2.4) war innerhalb der Facebook-Nutzerschaft sehr breit und sehr deutlich. Die Gewichtung der angezeigten Meldungen durch den Sozial-Algorithmus *EdgeRank* veränderte schließlich nicht nur das Design der Facebook-Startseite, sie griff in deren Zusammenstellung nachhaltig ein. Statt der chronologischen Abfolge der Meldungen befreundeter Profile wurden nun Hauptmeldungen besonders eng verbundener Profile zuerst angezeigt. Die Nutzer interpretierten diese Veränderung als unberechtigten und invasiven Eingriff in ihr Privatleben. Die Kritik lautete zumeist, dass nun Facebook anstatt der Nutzer entscheide, „was in meinem Leben wichtig ist“. So formulierte es ein amerikanischer Nutzerkommentar unter der Pressemitteilung anlässlich der Einführung der neuen Funktionen (vgl. Tonkelowitz 2011), der über 4.600 „Gefällt mir“-Rückkopplungen erhielt. Facebooks Reaktion darauf lautete, die chronologische Darstellungsform („Neueste Meldungen“) fast gleichberechtigt neben der neuen gewichteten Darstellungsform („Hauptmeldungen“) wieder verfügbar zu machen. Allerdings ist bei jedem Einloggen die neue Darstellungsform voreingestellt und muss gegebenenfalls umgestellt werden. Diese kleine Hintertür gibt einen Hinweis auf die Interpretation der Nutzer-Kritik durch die Facebook-Konstrukteure: Das Beharren auf der chronologischen Ordnung der Status-Updates kann zunächst als Ablehnung der Veränderung des Layouts interpretiert werden. Dementsprechend würde eine langsame Gewöhnung, die durch die Ansicht der neuen (An-)Ordnung bei jedem Einloggen geschieht, die Kritik mit der Zeit verstummen lassen. Der Blick auf das zweite Beispiel expliziter Nutzer-Kritik macht deutlich, dass die Ablehnung in einem anderen Punkt begründet ist: Sie lehnen die Kontextualisierung ihrer Daten durch nicht von ihnen geschaffene Algorithmen ab, denn dadurch nehmen diese die Gestalt einer Narration an (vgl. Vogelsang 2011: 298).

Die Ankündigung der Umstellung⁷² aller Facebook-Profile auf die neue Darstellungsform „*Chronik*“ hat die bislang größte Kritik in der Nutzerschaft hervorgerufen. Das Ausmaß der Kritik an der Chronik übersteigt die Beschwerden über Datenschutzverletzungen oder den kommerziellen Gebrauch der Nutzerdaten bei weitem. Eine kleine Stichprobe zeigt, dass es auf Facebook sieben deutschsprachige Seiten mit etwa 1.000 Fans gibt, die sich gegen die automatisierte und unangekündigt eingeführte Gesichtserkennung auf Fotos aussprechen und Tipps geben, wie man sie deaktiviert [Stand 29.02.2012]. Zum selben Zeitpunkt existieren über 70 deutschsprachige Seiten mit insgesamt knapp 100.000 Fans, die die Einführung der neuen Profile ablehnen. In einer standardisierten Umfrage unter 4.000 Nutzern aus Deutschland im Februar 2012 gaben 51 Prozent der Befragten an, Bedenken gegenüber

⁷² Die Chronik wurde im September 2011 auf einer Entwicklerkonferenz öffentlich präsentiert. Seit Dezember ist es deutschen Nutzern möglich, ihr Profil freiwillig auf die neue Darstellungsform umzustellen. Ein konkreter Termin für die Umstellung aller Personenprofile wurde noch nicht genannt.

der Chronik zu haben. Mehr als 32 Prozent geben sogar an, nicht zu wissen, warum sie überhaupt noch auf Facebook sind. Lediglich gut 16 Prozent antworteten, dass sie sich mit dem neuen Layout anfreunden werden oder haben dies bereits getan (vgl. Demgen 2012).

Neben einem Re-Design, das die bislang einspaltige Gliederung der Pinnwand (vgl. Kap. 4.2.4) auf zwei Spalten erweitert und ein Titelbild hinzufügt, besteht die grundlegende Änderung der Chronik in einer Abweichung von der Datenbanklogik in der Darstellung der Nutzerinformationen. Neben den vergleichsweise weniger bedeutungsvollen statischen Informationen des Nutzerprofils war die Gestalt der Profile bislang von den flüchtigen Momentaufnahmen, der auf der Pinnwand bzw. im Newsfeed sichtbaren Interaktionen mit den anderen Nutzern geprägt. Diese Flüchtigkeit (vgl. Leistert und Röhle 2011: 21) wird in der neuen Chronik durch ein narratives Moment, die Zeitleiste, ersetzt: Auf dem Profil erscheint eine Leiste, über die man über die Ansicht der aktuellsten Statusmeldungen hinaus Zeitpunkte in der Selbstdarstellung des Nutzers anwählen kann. Facebook ermöglicht es den Nutzern in diesem Zusammenhang, nachträglich Fotos oder Texte über vergangene Ereignisse in die Chronik einzufügen – rückwirkend bis zur Geburt. Außerdem wurden neue Kategorien von Profilingformationen eingeführt, die einen narrativen und prozessualen Charakter haben: „Neues Kind“, „Gewichtsverlust“ oder „Erster Kuss“. In der Anleitung zum Erstellen der Chronik heißt es folgerichtig: „Hier kannst du deine Geschichte vom Beginn bis jetzt erzählen“, und weiter, „Erzähle deine Lebensgeschichte mit einem neuartigen Profil“ (Facebook Inc. 2011). Auch der Appell zum Lächeln für das Profilbild (vgl. Kap. 3.2.1) hat sich zu einer Aufforderung der Darstellung der gesamten Persönlichkeit verändert: „Fülle diesen weiten, offenen Raum mit einem einzigartigen Bild, das dich am besten darstellt. Es ist das erste, was andere sehen, wenn sie deine Chronik besuchen“ (Facebook Inc. 2011). Die Beschreibung der Chronik als offenen Raum, den die Nutzer selbst besetzen können, verschleiert den normierenden Charakter der neuen Optionen.

Diese Normierung besteht zum einen in einer Chronologisierung der Nutzerinformationen. Alle Aktivitäten eines Nutzers werden dort seit der Gründung des Netzwerks im Jahr 2004 protokolliert. Sie sind für andere Nutzer – soweit dies nicht vom Profilhhaber eingeschränkt ist – einsehbar: Neue Freundschaften, neue Fotos, Verlinkungen, Statusmeldungen, aber auch welches Spiel ein Nutzer gespielt hat, werden so chronologisch dargestellt. Die Einträge können also alle Nutzer bis zum Facebook-Beitritt zurückverfolgen. Dieses Prinzip galt zwar schon für die bisherigen Profile; die neuen „Chronik“ macht die alten Facebook-Einträge allerdings nun leichter auffindbar. Zwar gab die technische Infrastruktur schon zuvor sehr klare Rahmenbedingungen (vgl. Kap. 4.2.1) dafür vor, wie sich die Nutzer auf Facebook darstellen können (vgl. Leistert und Röhle 2011: 25). Die angebotenen Eingabefelder und Buttons kontextualisierten die eingegebenen Informationen aber nur gering und stellten sie in einen Zusammenhang, der an einen Steckbrief mit vorgefertigten Fragen erinnerte. Dies ließ abweichende Aneignungen der Nutzer zu, wie zum Beispiel in der Wahl des Profilbilds (vgl. Astheimer et al. 2011) oder der angegebenen religiösen Ansichten (vgl. Kap. 4.2.1)

zu beobachten war – so wie in einem Fragebogen auch Felder freigelassen werden oder entgegen der Intention der Ausgangsfrage beantwortet werden können. Die Umstellung auf eine Abfrage und Einordnung des Lebenslaufs als Ganzes unterwirft den Nutzer einem Regime, das zwar Alternativen eröffnet, in seinem Anknüpfen an Normallebensläufe aber auch andere Optionen als nicht-normal kennzeichnet (vgl. Kohli 1985). Der Bezug auf Martin Kohlis Arbeiten zur Institutionalisierung des Lebenslaufs in der Moderne mag aufgrund der unterschiedlichen Aggregationsebenen der Betrachtung (Longue durée vs. Interaktionsumfeld) zunächst weit gegriffen scheinen. Am Beispiel der Verzögerung der Freischaltung der neuen Chronik werden die normierenden Implikationen allerdings deutlich. Innerhalb der ersten Woche sieht nur der Nutzer die neue Darstellungsform und kann einzelne oder alle Pinnwandeinträge für bestimmte Nutzer sperren, oder sie ganz vom Profil entfernen:

„Wenn ihr euer Profil auf die Chronik umstellt, habt ihr sieben Tage Zeit, um alles zu überprüfen, was in eurer Chronik angezeigt wird, bevor andere Nutzer diese sehen können. [...] Wenn ihr eure Chronik durchstöbert, fallen euch vielleicht wichtige Momente in eurem Leben auf, die ihr hervorheben möchtet wie euren Schulabschluss oder den Tag, an dem ihr euer erstes Auto gekauft habt. Andererseits findet ihr vielleicht auch Dinge, die ihr lieber entfernen oder verbergen möchtet.“ (Facebook Deutschland 2011)

Statt einer Summe von einzelnen sozialen Kontexten der Interaktion (wie es die Flüchtigkeit der Pinnwand zeigte), soll der Nutzer nun ein ganzheitliches Muster, einen kohärenten Lebenslaufs erstellen (vgl. Kohli 2003: 530). Für dessen Anfertigung werden ihm sogar sieben Tage Zeit eingeräumt, um unliebsame oder schädigende Einträge zu löschen und andere hervorzuheben. Damit wird ein „Normalitätsprogramm“ impliziert, dessen Verfehlen problematisch ist (vgl. Kohli 2003: 527). An den hervorzuhebenden Kategorien (Highlights) wird der Charakter der Darstellung deutlich: institutionelle Bildungsabschlüsse, Berufskarriere, Familienzuwachs, Episoden zeichenhaften Konsums (Reisen, Autos) und „Gewichtsverlust“ führen den rationalisierenden und normierenden Charakter des antizipierten Lebenslaufs vor. Mit der Einführung dieser Kategorien und einer Darstellung des Profils als Lebenslauf ist die Aneignung der Nutzer zwar nicht determiniert, so wie sie es durch die vorige Darstellung auch nicht war. Darüber hinaus werden keine Standardisierung der Erwerbsarbeit oder Familienbiografie getroffen: Der Arbeitsplatz muss nicht angegeben und kann jederzeit geändert werden. Der „Beziehungsstatus“ muss nicht angegeben und eine Ehe kann mit jedem Profil, unabhängig von Alter oder Geschlecht, angezeigt werden. Aber die neue Darstellung beinhaltet den Zwang zur Einordnung der angegebenen Informationen in einen verzeitlichten und chronologisierten Lebenslauf: Der Nutzer kann zwar weiterhin beliebige Information angeben, diese werden aber als Teil (s)einer Biografie präsentiert – Und er soll mithelfen, diese Biografie angemessen zu repräsentieren.

Noch vielmehr als der algorithmisch aggregierte Newsfeed ist die Einführung der Chronik für die Nutzer damit nicht nur ein unberechtigter Übertritt (*violation*) des Territoriums ihrer Selbst, sondern auch ein Eingriff (*invasion*) in ihre Selbstdarstellung: Der grenzverletzende Charakter der Chronik besteht dabei nicht in einem Eindringen in das Informationsre-

servat der Nutzer oder der Abbildung vorher unsichtbarer Daten. Die Grenzverletzung besteht in der erzwungenen Kontextualisierung der Informationen als Biografie, die abweichende Nutzungsweisen der Informationsangabe erschweren. Durch die Differenzierung der „nackten“ Datenbanklogik der Informationen hin zu einer Lebenslaufstruktur, wird die Bedeutung des Informationsreservats „Profil“ (dauerhaft) verändert (vgl. Lyman und Scott 1967: 243-244).

5.3.5 Zusammenfassung

Die wohl bekannteste Metapher, die Goffman zur Analyse von Interaktionen vorschlug, ist die Sozialwelt als Theater, den er in „The Presentation of Self in Everyday Life“ entwickelte. Der Titel der deutschen Übersetzung „Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag“ (Goffman 2007 [zuerst 1959 (dt.1969)]) deutet die grundlegende These an: Wie Schauspieler tragen die Individuen im gemeinsamen sozialen Verkehr Masken, um das gesellschaftliche Leben zu organisieren. Wie auf einer Theaterbühne müssen alle daran arbeiten, ihr „face“ in den unterschiedlichen Rollen zu wahren. Als heuristisches Mittel ist das Theatermodell fruchtbar, weil es zeigt, dass die Darsteller in beiden Situationen (Theater und Alltagswelt) sehr ähnliche Techniken der Darstellung einsetzen müssen, um bei ihrem Publikum einen spezifischen Eindruck hervorzurufen (vgl. ebd.: 233). Die an das Theatermodell anschließende Analyse von Techniken der Imagepflege (Goffman 1994 [zuerst 1967 (dt. 1971)]) ist auch einer der prominentesten Anknüpfungspunkte für sozialwissenschaftliche Untersuchungen von Interaktionen auf sozialen Netzwerkseiten (vgl. v.a. Walther 2008, außerdem Haferkamp und Krämer 2009, Tufekci 2007, Tufekci 2008, Zarghooni 2008).

Parallel zu den Ergebnissen dieser Studien zeigen die hier vorgestellten Befunde aus den Gruppendiskussionen, dass die Selbstdarstellung auf Facebook zunächst denselben wesentlichen Kriterien und Motiven unterliegt, wie in der face-to-face Begegnung. Die übergreifende Ablehnung von selbstentblößenden Nutzungsweisen (1) zeigt, dass die Nutzer die Territorien des Selbst und deren Verletzungen auf Facebook ebenso folgenreich und ernsthaft behandeln wie im ‚echten Leben‘. Die Herstellung und Aufrechterhaltung sowie der Schutz des Selbstbilds ist auf Facebook allerdings anderen Bedingungen als face-to-face unterworfen. Verschiedene Formen automatischer Aggregation von Nutzerinformationen sowie von anderen Nutzern beeinflussbare Repräsentationen des Selbstbilds prägen die Selbstdarstellung. Zum Beispiel begünstigen die eingblendete Freundeszahl und die Rückkopplungsfunktion der „Likes“ Vergleichskommunikationen, die in Form eines Beliebtheitswettbewerbs unter den Teenagern spürbar sind. Die Techniken der Imagepflege auf Facebook sind ko-konstruktiv und in zweierlei Hinsicht kollektiv (2): Sie bilden häufig Kollektiv-Erlebnisse in Fotografien ab und werden in den personalisierten Öffentlichkeiten Facebooks ein kollektiv sichtbares, bewertbares und kommentierbares Objekt. Besonders in der Aus-

wahl der Fotomotive junger Männer, die, vom Beliebtheitswettbewerb geprägt, durchaus drastisch ausfallen können, deutete sich unter den Teenagern die Angst vor Kontrollverlusten durch die für die kollektive Repräsentation wichtige Funktion der Verlinkungen an. Als explizites Problem wurde darüber hinaus aber die Vermischung ansonsten getrennter sozialer Situationen durch Facebook (3) am Beispiel der Befreundung mit Eltern beschrieben. Ebenfalls problematisch thematisiert wird der Kontrollverlust durch die neue Chronik (4). Ähnlich wie der Newsfeed bildet sie Daten nicht nur in Datenbanklogik ab, sondern kontextualisiert diese auch in Form einer Narration. Diese Narration orientiert sich an einem Lebenslaufmodell, das durch eine Zeitleiste und die retrospektive Betrachtungsmöglichkeit früherer Facebookaktivitäten gekennzeichnet ist. Besonders in der Betrachtung der als „Highlights“ zu markierenden Ereignisse wird dabei eine normierende und normative Tendenz sichtbar.

Der vergleichende Blick auf die Selbstdarstellung face-to-face hat gezeigt, dass die grundlegende Herausforderung dieser Techniken – Schutz des präsentierten Selbst durch Kontrolle der Informationen – auch auf Facebook besteht, aber in ihren Möglichkeiten irritiert wird. Das Territorium des Selbst ist auch in nicht-körperlichen, technisch vermittelten Interaktionen als Informationsreservat (vgl. Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 68) wirksam, aber schwerer zu schützen. Der Angebotscharakter Facebooks möglichst viele Informationen und soziale Beziehungen auf der Plattform abzubilden – und diese für und bei befreundeten Profilen zu ergänzen – führt zu einem Territoriumskonflikt. Das Gut der persönlichen Information wird sowohl vom Nutzer als auch Facebook, vermittelt durch die technischen Agenten der Verlinkung, Aggregation und Narration, beansprucht. Da gleichzeitig wichtige Validierungskriterien für Selbstbilder durch die Körperlosigkeit der Interaktion – man muss eine Rolle face-to-face tatsächlich spielen – wegfallen, entsteht eine doppelte Vagheit bezüglich der Kontrolle der Techniken der Imagepflege: Ihre Erzeugung und ihre Darstellung lassen sich schlechter kontrollieren.

Diese Beobachtung korrespondiert mit der These, dass unterschiedliche soziale Situationen integrierende Medien wie Facebook neue Rollenverhaltensmuster evozieren (vgl. Meyrowitz 1990: 94). Da die mit ihrem Vater auf Facebook befreundete Jenny nicht angab, ihre Facebook-Nutzung aufgrund der Sichtbarkeit für ihren Vater einschränkend anzupassen, lässt sich vermuten, dass sie ein adaptiertes Verhaltensmuster an den Tag legt. Die aufgrund der kollektiven Repräsentation und automatischen Aggregation von Spuren ihres Selbstbildes auf Facebook verhinderte Eindeutigkeit der Trennung zwischen Vorder- und Hinterbühne könnte bei Jenny zu einem Seitenbühnenverhalten („middle region behavior“) führen. Dieses Seitenbühnenverhalten zeichnet sich dadurch aus, dass es nicht so ausgefeilt und offiziell wie ein Vorderbühnen-Auftritt ist, weil die unbeobachtete Zeit zum Üben und Fallenlassen der Rolle fehlt. Gleichzeitig ist es nicht so geschützt wie eine Hinterbühnen-Aktivität, weil es vor Publikum stattfindet und dennoch versucht wird, inoffizielles Verhalten zu verstecken, wo es zu verstecken geht. Jenny wäre sich der Sichtbarkeit für ihren Vater

bewusst, und würde nicht automatisch in die Vorderbühnenrolle „brave Tochter“ schlüpfen, aber vermutlich auch bestimmte Inhalte nicht posten.

Dieses Verhalten findet vermutlich so statt, ist aber allein noch kein Beleg von Meyrowitz' These. Zum einen scheint die Dichotomisierung von Vorder- und Hinterbühnenverhalten bei Meyrowitz sehr selektiv zu sein, da Irritation der Übergänge und Trennungen zwischen beiden nicht thematisiert werden, bei Goffman aber sehr wohl so angelegt sind. Vielmehr scheint für die Teenager ein selektiver Gebrauch des Mediums als *ihre* Sphäre, als Sphäre der von Eltern und Schule *unabhängigen* Freizeit stattzufinden. Die Irritationen der Vermischung unterschiedlicher Sphären entstehen durch den ‚Zuzug‘ neuer Nutzergruppen und führen deswegen noch nicht zu einer Veränderung des von ihnen adressierten Nutzungskontext: Facebook ist für die untersuchten Nutzergruppen die offizielle Hinterbühne, die Vorderbühne für Hinterbühnenverhalten. Da das adressierte Publikum durch die Form der personalisierten Öffentlichkeit bekannt und antizipiert ist, bedrohen Ausrutscher und kleine Fehler das Selbstbild nicht existentiell.⁷³

Der Befund der übergreifenden Ablehnung selbstentblößenden Verhaltens ist dabei kein Widerspruch: Er besagt ja, dass die privatesten Bekenntnisse, die im Alltag nur den engsten Freunden und vertrautesten Familienmitgliedern offenbart würden, auf Facebook nicht gepostet werden sollen, und reguliert damit, was auf die Facebook-Bühne gehört und was nicht.

Die These, dass die von Teenagern auf Facebook-Profilen repräsentierten Selbstbilder auch unter den Facebook-spezifischen Rahmenbedingungen letzten Endes doch als „halbwegs adäquate Wiedergabe der ‚wahren‘, eigenen Persönlichkeit“ zu werten sind (Benkel 2012: 4-5), ist für die Nutzungskontexte evident, in denen hauptsächlich peer groups miteinander interagieren. Und das auch nur deswegen, weil sich die Nutzer in diesen Zusammenhängen untereinander kennen. Für den Kontakt mit vorher Unbekannten (vgl. „Cruisen“ Kap. 5.4) oder in beruflichen Kontexten lässt sich eine solche „Authentizität zweiter Ordnung“ (Benkel 2012: 7) nur schwer belegen, hier werden vielmehr Alltagskriterien zur Bewertung herangezogen. Die Bewertung speist sich aufgrund der Ko-Konstruktion der dargestellten Selbstbilder allerdings nicht nur aus expliziten *Expressions Given*, sondern auch den automatisch aggregierten und von anderen Nutzern zusammen getragenen *Expressions Given-Off*. Im Zusammenhang mit den jüngsten technischen Veränderungen ist eine Tendenz der Normierung und Normalisierung der Selbstdarstellungsfunktionen zu beobachten. Die neue Darstellungsform „Chronik“ beinhaltet den Zwang zur Einordnung der angegebenen Informationen in einen verzeitlichten und chronologisierten Lebenslauf: Dem Nutzer wird mit der Umstellung nicht die Möglichkeit zur Verweigerung gegeben; er soll stattdessen mithelfen,

⁷³ Das trifft ganz ausdrücklich nicht auf stigmatisierbare biografische Merkmale wie etwa Homosexualität zu. In den USA kam es 2010 zu einer Reihe von Selbstmorden, nachdem homosexuelle Teenager von Mitschülern und gemobbt wurden (Hubbard 2010). Besonders dramatisch war dabei der Fall von Tyler Clementi, einem Studenten der sich erst kurz zuvor geoutet hatte. Sein Mitbewohner im Studentenwohnheim postete über Twitter einen Link zu einer Webcam, die Clementi angeblich live beim Geschlechtsverkehr mit einem Mann zeigte. 15 Stunden später sprang Clementi von einer Brücke in den Tod.

seine Biografie in einer standardisierten Form angemessen zu repräsentieren. Besonders vor der Ablehnung (angeblicher) invasiver Blicke von potentiellen Arbeitgebern und Eltern auf ihre offizielle Hinterbühne wird die Ablehnung dieser Normierung der Selbstdarstellung plausibel.

5.4 Cruisen

Das Kapitel „Cruisen“ integriert verschiedene Praktiken der Nutzung, die auf einer Gruppe von Unterschieden zwischen der Facebook-Kommunikation und der face-to-face-Kommunikation basieren, die die Nutzer als Vorteile interpretieren und ausnutzen. Mit der Darstellung dieser für die untersuchten Teenagergruppen wichtigen Nutzungsform werden unterschiedliche – sowohl durch die technische Gestaltung von Facebook ermöglichte, als auch durch Aneignungsstrategien von den Nutzern hervorgebrachte – Formen der über Facebook vermittelten Interaktion deutlich. Gemeinsam ist den unter *Cruisen* gefassten Praktiken der Zweck der Kontakthanbahnung zwischen Mitgliedern. Die dahinterliegende Motivation der Suche nach Flirtpartnern, dient dabei nicht ausschließlich der Anbahnung von Sexualkontakten. Das Cruisen ist vielmehr ein durch die Restriktionen und Angebote Facebooks geformtes Spiel aus Blicken und Blickerwiderungen zur Anzeige gegenseitigen Interesses. In den Beschreibung durch die Teenager wird dabei sehr gut beobachtbar, dass dieses Ensemble aus Interaktionsformen ein Zusammenspiel aus technischen Angeboten, technischen Restriktionen, adressiertem Sinn und Nutzungskontexten ist. Das Ergebnis dieses Zusammenspiels wird von den jugendlichen Nutzern explizit als Vorteil, als Erleichterung des Flirtens gewertet: „Da hat man halt bessere Chancen (.) bei Facebook“ (Artur, TeenA, Z. 156)

Im folgenden Kapitel soll gezeigt werden, wieso sich Teenager, wie der sportliche 17-Jährige Gelegenheitsrapper Artur, beim Flirten auf Facebook bessere Chancen ausrechnen. Im Vergleich zur face-to-face-Begegnung liegen die Vorteile zum einen in der Größe des Angebots und der besseren Verfügbarkeit potentieller Partner (5.4.2). Gepaart mit der Unsichtbarkeit des eigenen Beobachtens („Stalken“) und dem systematischen, vergleichenden Blick („Monitoring“) ergeben sich dabei spezifische Facebook-Taktiken, die der Kontaktaufnahme vorausgehen (5.4.3). Der eigentliche Kontakt wird i.d.R. über die Chatfunktion von Facebook, also einen synchronen und dyadischen Kommunikationskanal, geführt („Anschreiben“). Durch diese körperlose Interaktionsform werden Kontingenzen der face-to-face-Gesprächsführung – Erröten, Stottern, Gefahr der direkten Abweisung – ausgeschaltet, was den Kern des spezifischen Nutzens für die Teenager ausmacht (5.4.4). Auch wenn die Überführung des Online-Kontakts in eine face-to-face-Begegnung in dieser Nutzungsanalyse nicht beobachtet wurde, ist sie in den meisten Fällen das Ziel des Flirtens auf Facebook. Hier werden die zuvor ausgeschalteten Kontingenzen allerdings als Gefahr der Täuschung wirksam und den Informationsflüssen der physischen Begegnung wieder Vorrang eingeräumt (5.4.5). Zuvor sollen jedoch die Begriffswahl „Cruising“ und die dazu inspirierenden Konzepte kurz erklärt werden (5.4.1).

5.4.1 „Cruising“- Zwei Konzepte

Der Begriff Cruising, vom engl. *to cruise* in etwa umherkreuzen oder herumwandern, wird hauptsächlich in zwei Kontexten benutzt: Einmal als die systematische Suche nach anonymem Sex zwischen Homosexuellen und zum anderen als scheinbar zielloses Umherfahren amerikanischer Teenager. In diesen beiden auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen Konzepten finden sich Merkmale, die der Praxis der Beziehungsanbahnung auf Facebook strukturell sehr ähnlich sind. Die Verwendung des Begriffs *Cruisen* für die Kontaktabahnung der Jugendlichen auf Facebook rechtfertigt sich erst durch Merkmale beider Konzepte (vgl. Kap. 5.4.6).

Wayne Dines häufig zitierte „Enzyklopädie der Homosexualität“⁷⁴ definiert die Praxis des Cruisings unter schwulen Männern wie folgt:

“Cruising is the deliberate, active, and usually mobile search for sexual partner(s) in a social setting. One may cruise on foot, by bike, car, even by boat. The searcher watches for potential Partners, and for signs of interest from others, while displaying a choice of signs (body language, gesture, clothing, even systematic color and key codes that may be regarded as social semiotics) to indicate that the search is on. Cruising is a way of avoiding the social inhibition that requires ‘proper introduction’ or other mediation by third parties when seeking intimate encounter with a stranger.” (Dynes et al. 1990: 284)

Das Ziel des Umherkreuzens ist also eine systematische, mobile Suche mit dem Ziel potentielle, i.d.R. vorher unbekannte, *Sexualpartner* zu treffen. Dabei wird ein ausdifferenziertes Zeichensystem genutzt, das über unauffällige Codes der Kleidung oder Körperhaltung die Absicht der Kontaktaufnahme und sexuelle Vorlieben anzeigt. Dynes und andere Autoren betonen die filigrane Zeichenhaftigkeit der Etappen dieser Kontaktabahnung, die häufig ausschließlich non-verbal abläuft: Wenn beim Suchen (1) ein interessanter Mann gesichtet wurde, werden seine Blicke und Handlungen genau verfolgt (2), bis er die Blicke bemerkt. Wird der intensive Augenkontakt erwidert, ist das das explizite Signal (3) des gegenseitigen erotischen Interesses. Ob, wo und wie sexuell verkehrt wird, ist Gegenstand der anschließenden Verhandlung (4), wobei Codes (farbige Taschentücher in Hosentaschen) oder der räumliche Kontext (Kabine einer öffentlichen Toilette) eine verbale Verhandlung erübrigen können (vgl. Levine und Kimmel 1998: 79ff.). Cruising ist für Uneingeweihte weitgehend unsichtbar, um das diskriminierbare Potential des homosexuellen Geschlechtskontakts zu minimieren und die Suchenden vor strafrechtlicher oder sozialer Ächtung zu schützen. Im Jahr 1966 wurden zum Beispiel allein in Los Angeles 918 Männer (und neun Frauen) in Cruising-Areas oder Homosexuellen-Bars verhaftet (vgl. Gallo 1966). Cruising bietet durch seine Geschütztheit auch nicht offen homosexuell lebenden Männern eine Möglichkeit, Sex mit anderen Männern zu haben. Cruisingtaktiken ermöglichen die Kontaktabahnung auch in nicht-schwulen öffentlichen und halböffentlichen Kontexten wie einer ‚normalen‘ Bar.

⁷⁴ Den Literaturhinweis verdanke ich dem hervorragenden Wikipedia-Artikel zum Thema „Cruising“ Wikipedia (2012a). Dieser Artikel widerlegt durch seinen Umfang, seine Genauigkeit und seinen Umgang mit Quellen das verbreitete Vorurteil, Wikipedia-Artikel seien als wissenschaftliche Quellen generell ungeeignet.

Das Gegenteil von Unauffälligkeit ist das Ziel beim Cruisen als Form des Autofahrens von Teenagern. Die Verwendung des Verbs *to cruise* als „gemeinsames, langsames Herumfahren von Teenagern mit ihren Autos“ ist seit 1957 nachgewiesen (vgl. Partridge et al. 2007: 520). Seinen Ursprung hat das Phänomen in der motorisierten US-amerikanischen Kultur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Jugendliche⁷⁵ sitzen gemeinsam in Autos, um sich öffentlich zu zeigen und andere Cruisende zu sehen. Das Umherfahren wird dabei in einigen Erwähnungen als ziellos beschrieben, was der Praxis aber nur bedingt gerecht wird. Zwar dient das Cruisen nicht in erster Linie, eine Strecke von A nach B zu überwinden, aber es hat sowohl örtliche Ziele als auch zugrunde liegende Handlungsmotive. Dass sich die Cruisenden sehr wohl an bestimmten Zielen, so genannten „Strips“, treffen, erklärt sich aus ihrer Motivation: Eine romantische Küstenstraße oder ein breiter innerstädtischer Boulevard garantieren Publikum. Dieses ist wichtig, um anhand des Wagens einen *sozialen Status repräsentieren* zu können – Kein Publikum, kein Distinktionsgewinn. Dieser muss nicht vordergründig auf dem Kaufpreis des Autos basieren. Häufig dienen Umbauten, auffällige Lackierungen oder leistungsstarke Musikanlagen als Distinktionsmittel. Außerhalb des Tuning-Kontextes ist der offensichtlichste Distinktionsgewinn des Cruisens, in der Lage zu sein, es zu tun: Der Besitz eines Autos ist ein starker Transitionsmarker (vgl. Settersten 2006) und steht – zugegebenermaßen etwas romantisiert formuliert – für die Freiheit, dorthin fahren zu können, wohin man möchte. Dass Cruising eine spezifische Teenager-Aktivität ist, zeigt auch seine von ordnungspolizeilicher Seite thematisierte Nähe zum Rowdytum. Durch die im Zusammenhang mit den Ansammlungen der Autos verursachten Verkehrsprobleme und (häufig berechtigten) Beschwerden über das Verursachen von Müll und Lärm haben einige amerikanische Großstädte wie etwa Milwaukee das Cruising als Verkehrsdelikt definiert, um es unterbinden zu können: „It is called cruising, but police say it is really anything but that. [...] Chaos is really what it is“ (Diedrich 2008: 1). Auch in Deutschland ist „unnützes Hin- und Herfahren [...] innerhalb geschlossener Ortschaften“ seit 1971 verboten, wenn andere dadurch belästigt werden (StVO: §30, Abs. 1, Satz 3).

Außer zur Anzeige von Status dient auch das Cruising unter Teenagern zur Flirt-Anbahnung. Die „Strips“ – häufig auch Parkplätze vor Einkaufszentren oder Fast Food-Restaurants – sind das Ziel dutzender Jugendlicher und ermöglichen so die ungezwungene Begegnung zwischen Ihnen. Die Suche muss hierbei nicht versteckt werden, greift aber dennoch auf Zeichen und Blickkontakte zurück. Langsames, wiederholtes Überholen signalisiert Interesse, ein heruntergelassenes Fenster ermöglicht ein Gespräch.⁷⁶

⁷⁵ Das Autofahren ist in den USA ab einem Alter von 16 Jahren gesetzlich erlaubt. Im Zusammenhang mit der motorisierten us-amerikanischen Kultur sei auch auf die begriffliche Verwandtschaft des Cruisings mit dem „Straßenkreuzers“ (road cruiser) hingewiesen.

⁷⁶ Ein Sonderfall des Cruisings und eine Überschneidung der beiden Konzepte ist das Cruising im Iran. Dort ist die öffentliche Anbahnung potentieller Sexualkontakte verboten und wird verfolgt. Auf Teherans Jordan-Straße hat sich deshalb ein besonderer Cruising-Strip etabliert: Die Stadt-Autobahn wird von jungen Männern und Frauen zum – im Vergleich zum Cruising wesentlich schnelleren – Car-Flirting genutzt. Automarke und Fahrstil sind die Signale für das Interesse am Flirt. Wer mithalten kann, kriegt anschließend auch die Telefonnummer durch die Fenster gereicht (Keller 2009).

In den vorgestellten Konzepten von Cruising werden Öffentlichkeit und Sichtbarkeit des Umherkreuzens unterschiedlich behandelt: Das Herumfahren von Teenagern soll Aufmerksamkeit erregen, während die Suche nach Sexualpartnern in diskriminierten, tabuisierten oder illegalen Kontexten nur für die potentiellen Partner sichtbar sein darf. Beide Praktiken zeichnen sich durch systematische Blicke und gegenseitige Beobachtungen aus, die aber durch den Blick von außen als unbeteiligtes oder unsystematisches Umherlaufen oder Umherfahren gewertet werden können. Die Taktiken der Sichtbarkeit von Blicken und die Herstellung direkten Kontakts zu potentiellen Sexualpartnern sind zwei Kernmerkmale des Cruisens jugendlicher Facebook-Nutzer.

5.4.2 Rumhängen: vermittelte Kopräsenz auf Facebook

Die Voraussetzung zur gemeinsamen Interaktion ist auch auf Facebook die Möglichkeit der gegenseitigen Wahrnehmung (vgl. Kap 2.1). Um andere Facebook-Profile sehen zu können und selbst für andere sichtbar zu sein, müssen sich die Nutzer einloggen. Der Wunsch erreichbar zu sein und andere erreichen zu können, führt deswegen auf der ersten Ebene der Nutzung zu einem relativ unspezifischen *Rumhängen* (z.B. TeenA: 80-81), was die Jugendlichen als häufig beschreiben (TeenA: 86-96):

- I: Wie oft kommt das vor (.) dass ihr einfach so (.) da sitzt?
 Samuel: Fast jeden Tag bei mir
 Sebastian: Ja, also een ma in der Woche mindestens, also (.) ich sag mal, wenn ich am Computer bin, weil in letzter Zeit bin ich jetzte eher weniger (.) am Computer (.) weil ich halt ma Schulzeug machen muss und/ halt Lernen (.) aber da kommt's halt schon mal vor, dass man/
 Artur: | Isch jeden Tag nach der Schule
 Samuel: | Ja!
 Artur: Jeden Tag nach der Schule (.) Zu Hause ankomm (.) Facebook
 Samuel: | @(.)@
 Sebastian: | @(.)@

Facebook-Nutzung wurde von den Teenagern im Gespräch zuvor als Ablenkung von Langeweile beschrieben (TeenA: 74-85), weswegen der Interviewer nachfragt, wie oft diese unspezifische Nutzungsform auftritt. Samuel beschreibt das Nichts-Tun auf Facebook als tägliche Erfahrung, während Sebastian einwendet, zunächst seine Schularbeiten zu erledigen, bevor er online geht. Artur unterbricht ihn und erzählt, *jeden* Tag als erstes nach der Schule online zu gehen wobei ihm Samuel zustimmt. Der Grund für die gelöste Stimmung und das gemeinsame Lachen liegt darin, dass Artur den Vorrang der Facebook-Nutzung so freimütig einräumt. Der Kontrast der Konzepte „Schulzeug machen“ vs. „am Computer sein“ greift die Konkurrenz zweier für die Schüler wichtiger alltäglicher Sphären auf. Schularbeiten sind die Verlängerung des Schultags in die Freizeit und werden offenbar nur konsequent verfolgt, wenn es „in letzter Zeit“ einen Anlass (schlechte Noten, anstehende Arbeit) gab. Die Facebook-Nutzung fungiert in der Beschreibung von Artur als expliziter Indikator für das Ende des Schultags und den Beginn der Freizeit. Wobei „am Computer sein“ nicht ausschließlich auf

Facebook bezogen ist, wie Samuels Beschreibung eines normalen Wochentags zeigt (TeenA: 412-420):

- I: Wie sieht denn so ein normaler/ weil ihr habt gesagt ‚alltäglich‘ und ‚nicht mehr weg zu denken‘, wie sieht denn für euch ein normaler Tag so aus, wo kommt da Facebook vor? So ein Schultag jetzt zum Beispiel?
- Samuel: Naja, also ich (.) steh fröhs off, geh halt dann/ mach mich fertig, geh zur Schule (.) und dann komm ich halt nach Hause, ess erst was (.) und dann Computer @(.)@ //I:hmm// und dann spiel ich entweder irgendwelche Spiele, also hier @ ‚Call of Duty‘ oder so@ (.) un/ oder ich geh dann halt ins Internet und spiel irgendwelche Browsergames und Facebook halt und dann schreib ich halt meinen Freunden, zwei, drei Stunden oder länger oder den ganzen Tag (.) kommt halt droff an

Samuel spielt Computerspiele und wenn er online ist, geht er mehreren Interessen gleichzeitig nach (Spielen, Facebook, Chatten). Die Nutzungszeit kann sich dabei auf zwei bis drei Stunden oder länger ausdehnen, in der verschiedene Aktivitäten parallel laufen. In der Dreiteilung seines Alltags verdeutlicht der 16-Jährige die strukturierende Funktion der Schule: Auf eine kurze funktionale Phase am Morgen („mach mich fertig“) folgt der Schulbesuch an den sich eine durch den Computer bestimmte Phase der Freizeit anschließt. Die zunächst irritierende Wertung von Facebook-Nutzung als ‚Nichtstun‘ („einfach so dasitzen“) erklärt sich aus den strukturellen Unterschieden zum Schulalltag, der ein wiederkehrendes Hauptthema der Teenagergruppen war.⁷⁷

„Schule“ ist zeitlich reguliert, wenn nicht Zwang dann zumindest Pflicht und in ihren Einheiten thematisch fokussiert. Außerdem wurde der Schulbesuch häufig im Hinblick auf Erwerbstätigkeit und gemeinhin ‚den Ernst des Lebens‘ behandelt. Ihre allgemeine Facebook-Nutzung wurde von den Schülern dazu entgegengesetzt beschrieben: zeitlich unreguliert (durch Mobiltelefone zusätzlich entgrenzt) und häufig unfokussiert (parallele Tätigkeiten). Das Einloggen auf Facebook gehört zu den ersten Schritten nach dem Starten des Browsers und läuft die meiste Zeit nebenher. Das belegen auch quantitative Befunde zur Internet-Nutzung in den USA. Die vom Internet-Marktforschungsunternehmen Nielsen erhobenen monatlichen Statistiken zeigen, dass der durchschnittliche Internet-Nutzer in den Vereinigten Staaten seit Januar 2010 stabil etwa sieben Stunden pro Monat auf Facebook verbringt. Damit weist Facebook eine durchschnittliche Nutzungsdauer pro Person auf, die höher ist als die von Google, Yahoo!, Amazon und eBay zusammen (vgl. Nielsen 2010). Etwa ein Viertel der gesamten Online-Zeit wird auf Facebook verbracht (vgl. Nielsen 2012). Angesichts der Tatsache, dass in diese Statistik auch nicht auf Facebook angemeldete Internetnutzer einfließen und die Facebook-Nutzer im Schnitt jünger sind als die Gesamtheit der Internet-Nutzer, dürften diese Zahlen bei einer Erhebung unter den untersuchten Teenagern deutlich höher ausfallen.

⁷⁷ Das ist einerseits nicht ungewöhnlich, schließlich ist die Schule zum einen der Ort, an dem sie nach ihrem zu Hause die meiste Zeit verbringen. Außerdem ist es der Ort, an dem sie auf die meisten ihrer peers treffen und sich austauschen. Gleichzeitig kann nicht ausgeschlossen werden, dass der Interviewort in der Schule und die Ankündigung des Interviews durch die Klassenlehrerin hier auch eine Verzerrung bewirkt hat.

Welche Implikationen das *ansprechbar sein durch eingeloggt sein* auf Facebook hat, verdeutlicht eine Passage der älteren Teenagergruppe (TeenB: 642-659):

- Jenny: Aber manchma gibt's halt Tage, wo ich au überhaupt keinen Bock auf Facebook hab, wenn ich jetzt zum Beispiel online bin oder so, da wird ich glei von fünf Mann angeschrieben, da denk ich mir oh glei so ‚Ja hast gar keen Bock mehr, geht's glei widder offline‘ //I:hmm// da geh ich halt nur mit dem Handy online, weil da können die meisten nich sehen, dass ich da online bin, da können die mich halt nich anschreiben //I:hmm// da hab ich halt meine Ruhe (.) @ja@
(2)
- I: Man sieht das so bei dieser Chatfunktion (.) ob jemand online ist? ne, da sieht man das?
- Janine: | Ja
- I: Wenn man die ausschaltet, sieht man's eh nich, oder?
- Janine: Na, man kann ja offline gehen im Chat
- I: Genau
- Janine: Also gibt ja so ne Funktion
- Felix: | Ehrlich?
- Franz: | @Ja@
- Janine: | @Ja@
- Jenny: | @(1)@
- Felix: Schade

Jenny recurriert mit ihrer Beschwerde, dass sie manchmal unerwünscht angeschrieben wird auf den Kontrollverlust durch das automatische Symbolisieren des Onlinestatus in der Chatfunktion (vgl. Kap. 4.2.5). Wenn sie darauf keine Lust hat, geht sie nicht etwa offline, sondern logt sich stattdessen mit ihrem Smartphone ein. Sie glaubt, dann für andere nicht sichtbar zu sein. In seinen Nachfragen thematisiert der Interviewer die Option, die Chatfunktion zu deaktivieren, was eine (jederzeit wieder zu ändernde) Unsichtbarkeit des Onlinestatus zur Folge hätte. Jennys beste Freundin Janine bestätigt das, während Felix behauptet, die Option nicht zu kennen. Seine drei Mitschüler amüsiert das und er bedauert seine bisherige Unkenntnis mit einem „Schade“.

Es gibt eine Reihe technische Gründe, die Jennys Beschwerde plausibel machen. Angechattet zu werden, bedarf zum einen keiner expliziten Zustimmung durch den Adressaten. Jedes befreundete Profil kann in der Chatleiste sehen wer online ist und einen Chat eröffnen. Der Angechattete wird darüber hinaus sowohl durch ein Blinken des entsprechenden Browsertabs – auch sichtbar wenn er gerade auf einer anderen Seite surft – als auch durch einen Benachrichtigungston über jede neue Nachricht im Chat informiert. Wenn fünf Chats gleichzeitig eröffnet werden und jeder Interessent zwei, drei kurze Begrüßungsformeln eingibt, entsteht eine Kulisse aus Hinweisgeräuschen und Chat-Fenstern. Auffällig ist das von den Teenagern im Zusammenhang mit der Sichtbarkeit des Online-Status unvollständige Wissen über die individuellen Einstellungsmöglichkeiten. Die von Jenny beschriebene Alternative der Nutzung der Facebook-App für Smartphones funktioniert z.B. zum Zeitpunkt der Diskussion nicht mehr als ‚Tarnkappe‘. Mit der Veröffentlichung einer eigenständigen Messenger-App im Dezember 2011 hat Facebook diese Lücke in der Sichtbarkeit und Erreich-

barkeit der eingeloggten Mitglieder geschlossen: „Jetzt kannst du Nachrichten direkt an die Handys deiner Freunde versenden und mit ihnen in Verbindung bleiben, egal wo du dich befindest“ (Facebook Inc. 2012). Trotz ihrer Verärgerung über diesen Kontrollverlust ziehen die Teenager die vermeintlich einfachste Lösung, das Deaktivieren der Chatfunktion, nicht einmal zeitweise in Betracht,⁷⁸ oder geben zu, die Funktion gar nicht zu kennen. Die durch das Design von Facebook symbolisierte Anwesenheit und technische Erreichbarkeit der Nutzer ist diesen offenbar so selbstverständlich oder nützlich, dass sie die Deaktivierung der Chatfunktion scheuen.

Tatsächlich darf die Unkenntnis der Deaktivierungs-Option nicht einfach als Leichtsinngigkeit interpretiert werden. Das Abschalten des Chats bedeutet im Gegenzug auch nicht mehr sehen zu können, wer gerade online ist. Während andere Chatsysteme wie Skype oder der Windows Live Messenger die Kontrolle über den angezeigten Status ermöglichen („als offline anzeigen“), ohne dabei die Funktion des Chattens zu verlieren, verknüpft die Gestaltung der Facebook-Chatfunktion das Sehen mit dem Gesehen werden. Der Online-Status der verbundenen Mitglieder ermöglicht Interaktionen und beobachtende Blicke, er ist die zentralste Form vermittelter Kopräsenz auf Facebook. Diese Kopräsenz könnte für Felix' Facebook-Nutzung so konstitutiv sein, dass er einfach noch nie auf die Idee kam, die Chatfunktion zu deaktivieren. Ein Hinweis darauf bietet Arturs Beschreibung der Veränderung des Beziehungsmarkts durch die Facebook-Kommunikation (TeenA: 147-156):

Artur: Ich find an Facebook noch gut, bis jetzt hab ich so meine ganzen Freundinnen kennen gelernt
 alle: | @().@
 Artur: Weil, ich finde es/ irgendwie öffentlicher geht's nich mehr heutzutage (1) ja
 Sebastian: Die Jugend is zu schüchtern um rauszugehen
 Artur: | Neein, nich zu schüchtern, also (.) ich könnte auch hingehen und die ansprechen, aber man sieht die ja heutzutage gar nicht mehr unterwegs, jeder ist nur noch zu Hause
 Samuel: | Ja, im Facebook!
 Sebastian: | @().@
 Artur: Da hat man halt bessere Chancen (.) bei Facebook

Artur kennzeichnet als entscheidenden Vorteil seiner Facebook-Nutzung, alle seine bisherigen Freundinnen auf Facebook kennen gelernt zu haben. Als Grund nennt er die nicht näher spezifizierte Öffentlichkeit der Plattform. Sebastian bringt dagegen seine eigene Deutung der Verbreitung des Flirtens auf Facebook vor: Viele junge Menschen sind zu schüchtern für einen face-to-face-Flirt. Artur greift ein, um sein zuvor präsentiertes Konzept von Männlichkeit (Beliebtheit bei Frauen) vor der Unterstellung, schüchtern zu sein, zu schützen. Stattdessen bestreitet er die Möglichkeit, noch face-to-face zu flirten, weil Mädchen gar nicht mehr unterwegs, sondern „nur noch zu Hause“ seien. Und Samuel ergänzt scherzhaft, dass diese stattdessen eben bei Facebook online sind. Die Frage, was Artur mit besseren Chan-

⁷⁸ Celia aus der Studentengruppe hat sich grundlegend dafür entschieden (Stud: 24-25): „ich hab auch diesen Chat ausgestellt, weil mich der so super nervt“.

cen meint, beantwortet sich in dieser Passage zunächst einmal mit dem als Defizit der offline-Welt formulierten Befund, dass es auf Facebook ein größeres und besseres Kontaktangebot gibt. Auch Franz aus der älteren Teenagergruppe hat das Konzept von Facebook-Nutzung als Verbesserung eines Mangels der physischen Umgebung und ihrer Kontaktmöglichkeiten formuliert (TeenB: 270-272): „und dann kommen wir jetzt halt nicht gerade so nach Großstadt sag ich ma so, da sind ja gerade so Jungs, Mädchen, Freunde so ähhm halt in Großstadt treffen sich ja immer dort“. Franz nennt als typischen Ort der Begegnung zwischen Gleichaltrigen und potentiellen Partnern („Jungs, Mädchen“) die etwa 30 Kilometer entfernte Großstadt. Aufgrund dieser Entfernung ist es den Jugendlichen (er spricht unwidersprochen für die Gruppe) nicht möglich mal „gerade so“ dorthin zu fahren. Es bleibt unausgesprochen, was die konkreten Orte und Situationen sind, die das Kennenlernen in Großstadt ermöglichen und in Mittelstadt verhindern. In späteren Passagen wird von Parties als Ort gesprochen, an denen man Leute kennen lernen kann (TeenB: 499-500). Vermutlich ist es die typisch großstädtische Freizeit- und Konsuminfrastruktur mit mehreren Kinos, einer belebten Innenstadt, Clubs und Einkaufszentren, die Franz in Mittelstadt fehlt.

Obwohl Facebook nicht vorrangig ein Beziehungsmedium, wie etwa ein Flirtchat, ist, wird es von den Teenagern als gut funktionierendes Substitut für physische Orte der Begegnung beschrieben. In seiner Absolutheit ist das Mangelkonzept der eigenen physischen Umgebung von Artur und Franz sicherlich zweifelhaft. In seinem Kern, der Beobachtung, dass bestimmte Formen von face-to-face-Begegnungen bei Teenagern auf soziale Netzwerkseiten ausgelagert werden, ist es aber durchaus treffend. Der Charakter und das Design von Facebook haben eine soziale Situation geschaffen, die die Teenager zum Rumhängen einlädt und zwanglose Begegnungen ermöglicht. Die Kommunikationsmöglichkeiten von Facebook haben damit einen Vorschlag erfüllt, den eine amerikanische Forschergruppe schon 2003 formulierte (Quinn et al. 2003). Anstatt öffentlicher Chatrooms, die Teenager damals eher mieden, sollten zukünftige Programme und Plattformen zum Chat eher eine *hanging out-Struktur* (vgl. ebd.: 7) haben. Das Vorbild für diesen Vorschlag ist ein für amerikanische Teenager besonders relevanter Ausschnitt der Alltagswelt: Die *Shopping Mall* mit ihren zahllosen Möglichkeiten der Begegnungen, der Ablenkung und des Konsum. Nach der Schule treffen sich peer groups vor allem dort, weil auch andere Teenagergruppen diesen Ort aufsuchen und sich so die Chance zum ungezwungenen Kontakt außerhalb des Einflussbereichs der Schule und der Eltern bietet. Private Orte sind für Teenager nicht unbedingt das zu Hause, da dieses die direkte Einflussphäre der Eltern ist. Da Teenager zu vielen Restaurants und Bars keinen Zugang haben, halten sie sich deshalb in öffentlichen und halböffentlichen Orten wie Malls auf (vgl. Boyd und Marwick 2011: 3-4).

5.4.3 Monitoring & Stalken: Systematische und einseitige Blicke

Wenn die Teenager in ihren eigenen Worten „nichts tun“, tun sie natürlich dennoch etwas, wie Stephanie aus der älteren Teenagergruppe erzählt (TeenB: 74-78):

Felix: Komm, hau man een raus jetzt hier {zu Stephanie}
alle: | @(.)@
Stephanie: Ach ich verbring dort nur meine Zeit, weil mir langweilig is (1) was soll ich'n da machen?
Franz: | Das is irgendwie de/
Stephanie: Ich guck mir da irgendwelche Kinderfotos von irgendwelchen Leuten an, lach mich darüber kaputt und dann/ (.) //I:hmm// @mein Nachmittag@
Janine: | @(.)@

Die wenn auch als Scherz formulierte dennoch explizite Aufforderung zur Beteiligung durch Felix erklärt sich aus der Rolle Stephanies in der Gruppe (vgl. Kap. 5.3.1). Sie wiegelt auch hier zunächst ab und wertet ihre Facebook-Nutzung als nicht erwähnenswert bzw. sogar unbestimmt („was soll ich'n da machen?“). Als sie aber konkret wird, benennt sie eine der häufigsten Tätigkeiten der jugendlichen Nutzer: Das Betrachten und Bewerten (kaputt lachen) der von anderen Nutzern eingestellten Bildern und Informationen. Bevor ein konkretes Profil oder Bild betrachtet werden kann, muss aber aus zahlreichen Angeboten ausgewählt werden: Videos im Newsfeed, Benachrichtigungen über Aktivitäten von Freunden oder Bildergalerien werden überflogen und geprüft, ob ‚etwas Interessantes‘ zu sehen ist (TeenB: 99-106):

I: Was macht ihr so am liebsten? Also sozusagen/ man kann ja ne ganze Menge machen, man kann so Nachrichten schreiben, man irgendwas (.) an die Pinnwand schreiben
Felix: | Naja eigentlich so am liebsten eigentlich so Fotos bewerten (.) halt dann nach'n Tag mit Freundinnen schreiben, mit/ ja Kumpels schreiben (.) naja, die Fotos och anguckene, weil da gibt's solche/ ich gloob das heißt ‚e pic‘ oder? ‚e pic fail‘? Da sin immer so komische Bilder drin, die zum Lachen sin
Janine: | Achso, ja
Jenny: | Jaaaa

Auf die Frage nach den liebsten Beschäftigungen auf Facebook antwortet Felix noch vor der Beziehungsarbeit mit Freunden, „Fotos bewerten“ (vgl. Kap 5.3.1). In seiner etwas ungenau formulierten Ergänzung zu spezifischen Bildergalerien (die auch Janine und Jenny zunächst nicht verstehen), verdeutlicht er, dass dem Bewerten das Anschauen von Bildern in speziellen Galerien (hier die Website epicfail.com) voraus geht. Kuriose Fotomontagen, Aufnahmen von Haustieren in lustigen Posen oder menschlichen Missgeschicken werden seit Erfindung des E-Mail-Postfachs verschickt. Unter den Namen „Fail Pictures“ oder „WTF Pictures“⁷⁹ haben sie auf zu diesen Themen spezialisierten Blogs und auch auf Facebook Konjunktur. Unter „Bewerten“ können mehrere Tätigkeiten gemeint sein. Entweder Felix meint die Rück-

⁷⁹ Die Verwendung der Begriffe lässt sich am ehesten im Anschluss an Formeln wie „Pleiten, Pech und Pannen“ (fail) und „Ach du Scheiße“ (WTF) übersetzen.

kopplung über den „Gefällt mir“-Button oder Apps, die dem Nutzer Bilder zeigen und ihn zur Bewertung auffordern – Wobei die Ergebnisse der Bewertung häufig automatisiert, verbunden mit der Aufforderung die Bilder ebenfalls zu bewerten, an Facebook-Freunde verschickt werden. Facebooks Beziehungsstruktur begünstigt die virale Verbreitung (vgl. Kap. 4.2.2) solcher Bilder und Videos, was sowohl deren Popularität als auch die des Weiterleitenden erhöht.⁸⁰ Die auf Facebook verbreiteten Inhalte sind gerade unter den jüngeren Nutzergruppen deswegen meist visuell und schnell konsumierbar. Das systematische Überfliegen von Bildern und Bildergalerien gehört zum Handwerkszeug von jungen Internetnutzern. Die gefragte Fähigkeit, optische Informationen schnell und sicher anhand weniger Merkmale einzuordnen, erinnert an den systematischen Blick des *Monitorings*.

Das Monitoring ist bei Goffmans die basalste Wahrnehmungsform von Individuen im öffentlichen Raum (vgl. Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 33ff.). Es ist ein vorausschauendes Abtasten der Anderen zum Zweck des unfallfrei Aneinandervorbeikomms (Vorstufe von Interaktion), aber auch zur Koordination der Entstehung von und Teilnahme an Zusammenkünften (Interaktionen). Das durch-die-Profile-Klicken der Facebook-Nutzer geschieht ebenfalls zum Zweck des Weiterkommens (Information relevant?) oder Herstellen einer Interaktion (Feedback geben). Anders als im face-to-face-Alltag sind dabei zwar viele Sinneseindrücke ausgeschaltet, gleichzeitig sind in beiden Sphären aber nur wenige kritische Zeichen für das Monitoring relevant. Das Abtasten von Fußgängern beschränkt sich – so lange keine Irritation vorliegt – auf deren Laufrichtung und Schulterhaltung (vgl. ebd.: 34). Auch beim Monitoring als Facebook-Taktik werden nur wenige Informationen gezielt gesucht, registriert und in eine Situationsbewertung einbezogen. Die wichtigste Information dabei ist das Profilbild. Eyetracking Studien haben gezeigt, dass die Nutzer auf Profildaten (und auch in der neuen Chronik) zuerst auf das Profilfoto schauen und dann erst nach weiteren persönlichen Informationen suchen (vgl. Kessler 2011). Anhand der Profilbilder bewerten und beurteilen die Nutzer andere Profilinhaber und ziehen Rückschlüsse auf deren Persönlichkeit und Interessen (vgl. Kap. 5.2.2). Für das Cruisen zum Zweck der Kontakthanbahnung ist ein aussagekräftiges Profilbild Voraussetzung (TeenA: 618-624):

- | | |
|------------|--|
| Artur: | Bei mir is das so, wenn ein Mädchen Freundschaft schließen will, wenn die @nich hübsch sind, dann nehm ich die nicht an@ (.) weil das ist ja auch irgendwann peinlich dann (.) oder mit 13-jährigen Kindern bin ich nicht befreundet |
| Sebastian: | Was is, wenn die kein Profilbild drin haben, die Mädchen? |
| Artur: | Na dann schick ich die au/ dann nehm ich die auch nicht an(.) |
| Sebastian: | Ja |

Freundschaftsanfragen – die notwendige Vorstufe zum Chatten (vgl. Kap. 5.4.4) – ohne Profilbild lehnt Artur generell ab. Wenn ein Profilbild vorhanden ist, wird es vor allem auf Attraktivität hin („hübsch“) bewertet. Als zusätzliches Kriterium fungiert das Alter des potentiellen Flirtpartners, das hier von Artur mit der Grenzziehung Kinder-Jugendliche auf höher als 13

⁸⁰ Wenn ein geteiltes Bild geliked wird, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass der Nutzer im aggregierten Newsfeed weiter oben erscheint.

Jahre gesetzt wird. Die unterschiedlichen kritischen Zeichen des Monitorings lassen sich besonders gut im Umgang der Nutzer mit ihren Profilbildern beobachten. Die Teenager nutzen den durch Facebook vorgegebenen strukturellen Rahmen (ein Bild, das dich identifiziert) zu unterschiedlichen Taktiken der Selbststilisierung. Sie verwenden z.B. im Sinne der Aufforderung Facebooks funktionale Motive wie Inszenierungen oder Gruppenbilder (vgl. Kap. 5.2.1). Darüber hinaus sind auch dysfunktionale Abweichungen wie Dummys (Markenlogos, Comicfiguren) oder vermummte Porträts zu finden. Die Gestaltung der Profilbilder ist eine unter den Nutzern selbstverständliche Form der identitären Repräsentation und als Wissen um unterschiedliche Typen von Inszenierungen längst kanonisiert (vgl. Astheimer et al. 2011, 2011). Zum Zweck des Cruisens sind die Fotos gezielt inszeniert oder sogar mit Bildbearbeitungssoftware manipuliert: Teilweise um das Bild mit Effekten (Sepia, Schwarz/Weiß, Weichzeichner) in einen gestalterisch-dekorativen Kontext zu versetzen, teils um nicht zur Inszenierung passende Bildausschnitte zu verbergen. Häufig sind die Posen junger Nutzer explizit sexualisiert, so zeigen junge Männer beispielsweise ihren ‚Waschbrettbauch‘ oder junge Frauen posieren mit Schmolle Mund und präsentieren ihr Dekolleté.

Außer dem Suchen, Wahrnehmen und Bewerten von anderen Nutzern inszenierter und präsentierter (Bild-)Informationen, beschreiben die Teenager eine weitere Taktik der Informationsgewinnung über potentielle Flirtpartner. Im Gegensatz zum Monitoring wird dabei nicht die Gleichzeitigkeit und Wechselseitigkeit der Blicke (wie sie sich im Zeigen und Anpassen des eigenen Profilbilds zeigt) betont, sondern ein invasiver und einseitiger Charakter des Blicks. Das forschende Betrachten von Bildern und Profilinformatoren anderer Nutzer wurde von mehreren Diskussionsgruppen mit der Vokabel „stalken“ umschrieben (TeenA: 80-82):

Artur: Auch manchmal, hab ich nix zu tun, ich schreib auch mit niemandem, aber ich stalke einfach rum
 Sebastian: L Ja, einfach mal Bilder angucken und alles Mögliche

Artur ordnet das Stalken ähnlich wie Stephanie ihren wertenden Blick als Leerlaufhandlung ein, in der keine direkte Kommunikation (Schreiben) stattfindet. Sebastian ergänzt die Bedeutung der Vokabel, indem er auf den Konsum von Bildern und anderen Informationen verweist. Was mit der Verwendung von „stalken“ durch die Nutzer gemeint ist, zeigt sich deutlicher in einer Passage der Studentengruppe (Stud 168-174):

Katja: man bleibt auch so ein bisschen da drauf hängen, ne?
 Hanna: ja! ich/ man/ ich erwisch mich dann oft echt selber, wie ich irgendwelche Leute stalke
 Celia: ja
 Eva: ja, ne?
 Hanna: und ich find's auch schön, wenn jemand ein interessantes Profil hat, selber würde ich aber nichts von mir Preis geben @(.)@

Ausgehend von Katjas Feststellung, dass aus dem unspezifischen Rumhängen bei Facebook ein „drauf hängen“-Bleiben werden kann, entwickelt sich eine dichte Passage. Die Teilnehmerinnen der Studentengruppe gestehen sich gegenseitig ein, dass sie Profile Anderer

intensiv betrachten. Sowohl Katja als auch Eva sichern ihre Statements mit der kurzen Rückkopplung „ne?“ ab. Hanna formuliert nach kurzem Zögern, dass sie „oft“ andere Profildseiten beobachtet („stalker“). Worin der Regelverstoß des intensiven Beobachtens („erwischen“) liegt, deutet Hanna mit ihrer Schlusswertung an: Sie findet interessante Profildseiten schön, würde aber nicht so viel von sich „Preis geben“.

Die Nutzer implizieren mit der Verwendung des Wortes „Stalking“ eine in anderen Kontexten sanktionierte Qualität ihres Blicks. Unter Stalking versteht man „das beabsichtigte und wiederholte Verfolgen und Belästigen eines Menschen“ (Polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes 2010). Die Teenager werten ihre Praxis des Betrachtens zwar nicht als strafbar, aber sie behandeln sie sehr wohl als unerlaubte Zudringlichkeit.⁸¹ Das wird besonders aus Hannas abschließender Wertung deutlich: Sie genießt es, persönliche Bilder und Informationen anderer zu betrachten, schließt aber aus, sich demselben Blick auszusetzen. Die tadelnde Wertung ihres eigenen Verhaltens – ob nun explizit wie in der Studentengruppe oder implizit durch die Verwendung des Wortes „stalken“ – basiert auf einer Übertragung von Verhaltensregeln der face-to-face-Begegnung auf die Facebook-Nutzung. Unter der Kategorie Blickdisziplin hat Goffman die Legitimität und Folgen von Blicken als wichtigen Bestandteil der Interaktionsordnung dargestellt (vgl. Goffman 1971: S. 84 ff.). So dürfen entgegenkommende Fußgänger zwar z.B. auf ihre Laufrichtung hin mit den Augen abgetastet werden (vgl. Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 32ff.), das geschieht aber vor allem deswegen, damit man ihnen in unmittelbarer Nähe keine Aufmerksamkeit in Form von direkten Blicken mehr schenken muss. Der direkte Blick, das Anstarren stellt leicht eine Verletzung des anderen Individuums dar, wenn er das *Territorium des Selbst* (vgl. ebd.: 54ff.) berührt. Ein eingängiges von Goffman selbst angeführtes Beispiel ist die Notwendigkeit der Blickdisziplin für die Benutzung öffentlicher Pissoirs. Man könnte meinen, die technisch vermittelte Interaktion ist durch die Körperlosigkeit der Interaktanten diesen gefährlichen Feinheiten entzogen. Dabei können Beschädigungen auch durch vermittelte Blicke eintreten. Gefühle der Beschmutzung sind unter Umständen sogar größer, wenn man nachträglich erfährt, unbemerkt beobachtet worden zu sein. Was Janine auch explizit formuliert (TeenB: 338-341)

Janine: Naja, ich hab meine Einstellungen geändert, dass die halt, also Fremde, meine Pinnwand nicht sehen können, also meine Einträge und alles Mögliche, die können och meine Freunde nicht sehen und meine Bilder können se och nicht angucken //I:hmm// weil da fühl ich mich sicherer, weil es gibt ja auch Perverse bei Facebook sag ich jetzt mal so

Der irritierende Unterschied in der Gestaltung von Facebook zur face-to-face-Interaktion ist in diesem Fall die *Einseitigkeit der Blicke*. Zwingt uns die körperliche Anwesenheit mit den Anderen im Raum, sie nicht anzustarren, weil sie den Blick bemerken könnten, werden Bli-

⁸¹ Die Beobachtungspraxis der anderen Profile unterscheidet sich in einem weiteren Punkt vom psychiatrisch-strafrechtlichen Konzept des Stalkens. Dieses meint das langanhaltende, obsessive Verfolgen einer bestimmten Person (Meloy und Gothard 1995). Die Teenager verfolgen mit ihren Blicken aber i.d.R. nicht nur eine bestimmte Person, sondern je nach Situation unterschiedliche potentielle Flirtpartner, und diese auch nicht dauerhaft.

cke auf Facebook unsichtbar gemacht. Facebook bildet nicht ab, wessen Profil ein Nutzer angeschaut hat, wie lange er ein Bild betrachtet hat oder wie oft er es wieder tut. Der Effekt dieser Gestaltung gleicht einem voyeuristischen Prinzip: Die Einseitigkeit ermöglicht direkte Blicke, indem sie sie verbirgt.⁸² Zwar antizipiert Hanna, dass ihre Bilder ähnlich intrusiv betrachtet werden könnten, wie sie Bilder anderer betrachtet. Wenn sie aber genau wüsste, wer welches Bild wann und wie lange betrachtet hat, würde sie unter Umständen keine Bilder mehr einstellen. Die Gestaltung von Facebook verbirgt beschädigende Blicke und ermöglicht so ein weitgehend unproblematisches Umgehen mit veröffentlichten Profilinformati- onen. Die Entscheidung, welche Inhalte wem zugänglich sind, wird den Nutzern überlassen – Auch wenn die Grundeinstellung von Facebook nahelegt, alles zu veröffentlichen. Die Auf- gabe der Disziplinierung des Blicks wird sozusagen auf die Nutzer übertragen. Sie müssen mit dem Veröffentlichen entscheiden, ob sie die Inhalte dem unkontrollierbaren Blick der An- deren zugänglich machen wollen. Im Umgang mit dieser Aufgabe zeigte sich in den Grup- pendiskussionen, dass junge Frauen wesentlich sensibler für diese Problematik sind. Eine Ursache dafür könnte sein, dass Frauen und Mädchen im face-to-face-Alltag häufiger Opfer von Territoriumsverletzungen, zum Beispiel durch taxierende Blicke, sind.

Direkte Blicke haben, wie bereits kurz erwähnt, in Goffmans Analyse nicht aus- schließlich verletzendes oder eindringendes Potential. Sie konstituieren Interaktionen, wie die Aufforderung zum Gespräch oder die Genehmigung desselben (Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 75). Auch in der technisch vermittelten Interaktion über eine soziale Netz- werkseite ist die Implementierung einer symbolischen Repräsentation des Blickkontakts möglich, wie das Beispiel des ehemaligen deutschen Marktführers StudiVZ zeigt. Die Platt- form dort hat eine (deaktivierbare) Funktion, die den Nutzern anzeigt, wer ihre Profilseite besucht hat. Diese einfachste Form der gegenseitigen Kontaktaufnahme („Ich war auf Dei- nem Profil“) und die Möglichkeit der Erwidern des Blicks wünschen sich offenbar viele deutsche Nutzer auch für Facebook. Zumindest sind bis April 2011 684.000 deutschsprachi- ge Facebook-Nutzer in eine Viren-Falle getappt (vgl. derStandard.at 2011), die ihnen ver- sprach die Besucher des Profils sichtbar zu machen. Diese Informationen werden von Face- book allerdings gar nicht erhoben. Zur Symbolisierung des Blicks, das Profil des anderen betrachtet zu haben, dienen auf Facebook andere Feedback-Funktionen.

5.4.4 Anschreiben: Flirten auf Facebook

Für die Vorbereitung der konkreten Kontakthanbahnung verbinden die jungen Nutzer die Hanging-Out-Struktur Facebooks mit den Techniken des Monitorings und Stalkings. Die beiden beschriebenen Beobachtungs-Taktiken dienen dazu, Profil-Informationen zu registrie- ren und zu bewerten (Monitoring) und geben darüber hinaus Gelegenheit, face-to-face un-

⁸² Zur Diskussion des „einseitigen Blicks“ im Zusammenhang mit dem Konzept des Panoptismus siehe Kap 6.2.

book drei direkte Möglichkeiten der Reaktion. Zum einen kann man „zurückstupsen“ und das Interesse so auf eine ebenso weitgehend non-verbale Art erwidern. Die Meldung über den „Anstupser“ kann ausgeblendet werden, was ein erneutes angestupst werden durch die gleiche Person aber nicht ausschließt. Ignoriert der Nutzer die Meldung und wählt keine der beiden expliziten Optionen, wird ein erneutes Anstupsen durch die gleiche Person unter der Meldung „Xy hat deinen letzten Anstupser noch nicht erhalten“ verhindert. Besonders in dieser letzten Formulierung wird noch einmal der gesichtswahrende Charakter der Explikationsmöglichkeiten des Interesses auf Facebook deutlich. Sowohl für den Absender als auch den Adressaten ist das Explizieren und/oder dessen Ablehnung ohne Gesichtsverlust möglich. In der Funktion des AnstupSENS zeigt sich, dass die TechniksChöpfer die Problematik der einseitigen Blicke offenbar registriert haben und deshalb eine Option geschaffen haben, die eben dieses Problem behandelbar macht. Nach der Hanging-out-Struktur Facebooks ist das der zweite Hinweis auf die Beliebtheit des Cruisens auf Facebook als Folge einer technischen Ermöglicungsstruktur.

Die in den Gruppendiskussionen am häufigsten erwähnte Explikation des Interesses auf Facebook waren die Nachricht und die Freundschaftsanfrage. Auch diese beiden Feedbackkanäle sind *dyadisch und nicht-öffentlich*. Sie haben allerdings stärkere Implikationen für den Absender als das Anstupsen. Die Nachricht erfordert wie die analogen Zettelchen aus der face-to-face-Anbahnung unter Jugendlichen eine explizite Formulierung des Interesses und somit eine konkrete Situationsdefinition, die zurückgewiesen werden kann. Die Freundschaftsanfrage würde bei Annahme nicht nur den eigenen Freunden, sondern auch denen des Flirtpartners veröfentlicht. Isabelle erwähnt das als konkreten Nachteil der Facebook-Nutzung: „ja und aber, was nich so gut ist, wenn maan irgendwie mit jemandem befreundet ist, dass da glei da steht (.) dass glei da geschrieben wird, mit wem mer befreundet is“ (TeenA: 38-40). Für Janine überwiegen dagegen die Vorteile der durch die Freundschaftsannahme gegebenen Möglichkeit des direkten Chats (TeenB: 261-263):

Janine: So, den hab ich dann meistens immer geaddet, also noch ne Freundschaftsanfrage geschickt //I:hmm// ja, und dann hab ich die halt meistens angeschrieben oder ich wurde angeschrieben und dann haben wir halt ma so ne Zeitlang geschrieben, ma getroffen, und ja

Sie hat ihr Interesse über die Funktion der Freundschaftseinladung explizit gemacht und das *Anschreiben* direkt angeschlossen, bzw. wurde angeschrieben. Die Kürze mit der Janine in dieser Passage die Etappen des Flirtens auf Facebook (Explikation von Interesse, dyadische Kommunikation, face-to-face-Treffen) mit dem offenen Ende „und ja“ referiert, bestätigt der Schilderung des Schulsozialarbeiters zur Bedeutung der Facebook-Nutzung für die Kontaktabahnung unter den Teenagern.⁸⁴

⁸⁴ Wobei auch in dieser Passage wieder auffällt, dass Janine unsicher ist, wie sie ihre eigene Aktivität in der Beziehungsanbahnung darstellen soll. Die sich selbst widersprechende Formulierung „meistens immer“ und das nachgeschobene „oder ich wurde angeschrieben“ sind Hinweise darauf, dass sie – anders als die männlichen Teilnehmer der Gruppendiskussionen – den Eindruck vermeiden möchte, dass die Kontaktaufnahme häufiger von ihr ausgeht. Wie schon in den Äußerungen von Artur und Felix scheinen hier klassische heteronormative Geschlechterrollenzuschreibungen durch.

Der vorteilhafte Unterschied zur face-to-face-Kontaktanbahnung liegt dabei in einer weiteren Ausschaltung der bereits erwähnten körperlicher Kontingenzen durch die Chatfunktion. Anders als Artur aus der jüngeren Teenagergruppe, bestätigt Franz die von den jungen Nutzern selbst aufgeworfene These, dass das *Anschreiben* einfacher als das Ansprechen ist (TeenB: 49-53):

Franz: Is halt ooch, bei Facebook, is halt/ also so jetzt über's Internet/ is wahrscheinlich fin/ also find ich so, is leichter en Kontakt so mit Mädchen aufzunehmen, als wenn man sie jetzt in Wirklichkeit jetzt, das jetzt sieht und dem hinget und dann sich zu verbinden, mit dem zu reden (.) und so kann man se einfach anschreiben und (1) //I:hmm// kommt mer schneller ins Gespräch, so meine Meinung

Die Online-Kommunikation generell und Facebook im Speziellen machen es Franz leichter, Kontakt mit Mädchen aufzunehmen. In seinem Vergleich des Kennenlernens „in Wirklichkeit“ und auf Facebook durchsetzt er die Beschreibung der face-to-face-Anbahnung mit dem für die Plattform typischen Begriff „verbinden“. Seine Wertung, dass man besser ins Gespräch kommt, indem man auf Facebook schreibt, anstatt direkt zu reden, ist so eindeutig wie paradox. Natürlich ist es plausibel, dass anders als beim face-to-face-Gespräch beim Chat körperliche Signale wie Rotwerden oder Stottern ausgeschaltet werden und somit eine peinliche Situation durch Kontrollverlust vermieden wird. Jedoch ist die Ausschaltung körperlicher Signale und physischer Kontextualisierungen durch den ausschließlich schriftvermittelten Facebook-Chat ein strukturelles Hemmnis des gegenseitigen Verstehens und Verständigungs.

Im Vergleich der Diskussionsgruppen zeigt sich, dass die Studentengruppe den Chat nicht selbstverständlich und komplikationslos nutzt. Sie lehnen die Kontextualisierungssubstitute wie Emoticons ab (Stud: 393-429) und berichten gehäuft von Verständigungsschwierigkeiten durch die schriftvermittelte Kommunikation (Stud: 35-45, 482-492).⁸⁵ Von den jüngeren Nutzern wird der Facebook-Chat nicht nur im Kontext der Kontakthanbahnung wie ein face-to-face-Smalltalk genutzt. Auch die Ergebnisse der bereits angesprochenen quantitativen Studie zu Messenger Chats in den USA zeigen, dass die Chats zur selben Art von Gesprächen benutzt wurden, wie das Telefon oder die face-to-face-Begegnung: „Teens used IM for ‚small talk‘ similarly to phone and face-to-face communication.“ (Quinn et al. 2003: 6) Obwohl das Anschreiben als Explikation des Interesses durch die Teenager zielgerichtet geschieht – die Zielperson muss ausgewählt, angefragt und angeschrieben werden –, wird das Schreiben selbst wie ein beiläufiger Smalltalk behandelt. Ein Hinweis zur Auflösung liegt im Vergleich zum face-to-face Smalltalk. Goffman beschreibt ihn als Ritual des bestätigenden Austauschs (vgl. Goffman 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]: 97ff.) und zeigt, dass diese paradoxe Behandlung auch dort auftritt. Es ist eben die Kunst und Funktion des Smalltalks beiläufig zu wirken, auch wenn er aus nüchternen Gründen („Netzwerken“) oder Zufall (ge-

⁸⁵ Besonders in der Abgrenzung vom Gebrauch der Smileys wurde auch eine Abgrenzung von anderen Nutzungsweisen Facebooks – der der Teenager – explizit Abstand genommen. Die Zurückweisung des Chats durch die Studentengruppe spiegelt also dessen Bedeutung für die jüngeren Nutzergruppen.

meinsam im selben Bus sitzen) entsteht. Seine vertrauensbildende und bestätigende Funktion zeichnet ihn aus: Als Überbrücken peinlicher Stille oder Anbahnung eines Kontakts zwei einander bislang unbekannter Personen.

Die durch das Anstupsen und Anschreiben initiierten Interaktionssituationen der Teenager haben häufig aber nicht zwingend die Überführung in eine face-to-face-Situation zum Ziel. Dabei muss der schützende Charakter der technischen Vermittlung (Unsichtbarkeit körperlicher Reaktionen, geringe Gefahr des Gesichtsverlusts) aufgegeben werden. Dass der Übergang vom Facebook-Flirt zum echten Treffen prinzipiell kritischer und schwieriger ist als dessen Anbahnung, zeigen die in diesem Zusammenhang hervorgebrachten Themen der Teenager.

5.4.5 Täuschen & Treffen: Probleme der Überführung

Dass die Teenager in den Interviews die Kontakthanbahnung selbstläufig und ausführlich thematisierten, während anschließende Treffen nicht explizit thematisiert wurden, ist zunächst nicht überraschend. Die Thematisierung *ihrer eigenen* Flirtenverhaltens fällt ihnen – zumal in gemischtgeschlechtlichen Gruppen – deutlich schwerer, als das allgemeine Thematisieren von Flirten. Das wird auch im Fortgang der bereits besprochenen Erzählung von Janine deutlich (TeenB: 261-267):

Janine: So, den hab ich dann meistens immer geaddet, also noch ne Freundschaftsanfrage geschickt //I:hmm// ja, und dann hab ich die halt meistens angeschrieben oder ich wurde angeschrieben und dann haben wir halt ma so ne Zeitlang geschrieben, ma getroffen, und ja

Felix: L @(.)@
alle: L@(1)@
Felix: Und ja, @was machmer dann heh?@
Janine: L @(.)@

Das offene Ende von Janines Beschreibung ihrer Facebook-Flirts greift Felix auf. Er nimmt das Unausgesprochene zum Anlass, um sie implizit zu einer Positionierung aufzufordern: Was war dann? Die anderen Gruppenmitglieder greifen die als Scherz formulierte Aufforderung auf, was Felix bestärkt, sie zu explizieren. Die Verwendung der ersten Person Singular („mer“ = wir) kann bedeuten, dass Felix selbst Sexualkontakte nach Facebook-Flirts hatte und Janine so eine Brücke baut, zu erzählen, ob es bei ihr genauso war. Es kann aber auch die bevormundende Verwendung des „wir“ sein, wie es z.B. aus der Krankenpflege oder dem Sprachgebrauch von Polizisten bekannt ist. In diesem Fall würde Felix Janine unterstellen, sehr wohl schon Sexualkontakte durch Facebook gehabt zu haben und sich nur nicht dazu bekennen zu wollen. Janine löst die Aufforderung mit einem Lachen auf, womit sie den scherzhaften Modus der Aufforderung akzeptiert, ohne sich zu positionieren. Dass das Ziel der Kontakthanbahnung trotz der ausbleibenden expliziten Thematisierung das face-to-face-Treffen ist, deutet Janinen zuvor an, als sie das erste Ziel des Anschreibens schildert: „Na da muss erstma de Handynummer rankommen“ (TeenB: 252). Der Verweis auf die Handynum-

mer verdeutlicht nicht nur die Absicht, über Facebook hinaus zu kommunizieren und sich vielleicht sogar treffen zu wollen. Es ist auch ein Hinweis auf die Rolle Facebooks im Gefüge der Kontaktmöglichkeiten der Teenager: Facebook und die Chatfunktion können der Mittler und Initiator von Kontakten sein, das Gespräch ob face-to-face oder am Telefon hat allerdings weiterhin einen höheren Stellenwert. Facebook-Nutzung ersetzt face-to-face-Kontakte nicht, was besonders am Beispiel des Flirtens evident ist.

Im Austausch der Handynummern wird der Rahmen des Facebook-Flirts moduliert. Mit der Preisgabe nicht auf Facebook verfügbarer Informationen wird der Schutz des Rahmens der Plattform aufgegeben. Deutlicher als im Zusammenhang mit anderen Themen haben die jungen Nutzer hier auf Probleme der absichtsvollen Täuschung und Gefahren der Facebook-Nutzung verwiesen. Auf die Frage, ob er noch etwas sagen möchte, antwortete Artur am Ende des Interviews (TeenA: 688-696):

Artur: Was ich gefährlich finde an Facebook zum Beispiel, dass/ wenn irgendwelche Mädchen, die gerade 14, 15 sind, dass irgendeiner die verarschen kann, zum Beispiel jetzt (1) ist ja kein Thema, wenn man ein bisschen hübsch ist, kann man mit denen schreiben, ‚Ja, ich find dich hübsch, lass ma treffen‘ und dann kann der mit denen machen, was er will, so (.) zum Beispiel, dass er sie vergewaltigen kann, oder so

Samuel: | @().@

Artur: | Ja, ist doch so!

Die von den Teenagern als einfach und vorteilhaft beschriebene Form der Kontakthanbahnung über Facebook bekommt hier drastische Folgen vorgeführt. Artur spricht von jungen, unerfahrenen Mädchen, die durch ein attraktives Profilbild und einfache Komplimente zu einem Treffen überredet werden können, bei dem sie dem Chatpartner hilflos ausgeliefert sind. Die im Zusammenhang mit dem Monitoring und Stalking beschriebene Funktion des Profilbilds als wichtigster und häufig einziger Indikator für die Einschätzung des Interaktionspartners wirkt hier verheerend. Allerdings verorten die Teenager das problematische Verhalten dabei nicht in der Zurechnung der Eigenschaften und Absichten des anderen aufgrund seines Profilbilds, sondern in der bewussten Täuschung dieses Interpretationsrahmens durch die sogenannten Fakeprofile (TeenB: 374-399):

I: Äh hm/ Ich/ ihr hattet jetzt gerade so Fakeprofile, äh irgendwie genannt (.) hab ich selber jetzt irgendwie noch keene/ keene Erfahrungen damit gemacht (.) was ist da das Problem? oder wie erkennt man das? was läuft da? wo ist da das Problem?

Felix: Na, es gibt ja diese Fotos die man reinstellt und dann weiß man halt nich, ob das der is, der dort in dem Foto zu sehen ist und das ist halt das Problem für mich zumindest (.) also weil ich @nich weeß, wie der aussieht@ oder wie die aussieht und was, weil ich schreib ja dann auch mit der (.) das würde mich dann übelst offregen, wenn ich dann nach ner Zeit rausfinde, ob das en Fake/ dass das en Fakeprofil is, dann würd' ich mich übelst komisch fühlen, ich weeß nich, so verarscht //I:hmm//

Franz: | @().@

Jenny: Na du kannst doch eigentlich leicht n Fakeprofil erstellen, weil du kannst irgendwelche Leute eingeben, irgendwelche Namen bei Facebook, fin-

dest halt ein hübsches Weib, gehst auf der ihre Seite, kannst der ihre Fotos sehen, dann kannst du das Foto och runterladen und dann kannstee haaalt irgendwie dein eigenes Profil erstellen mit nem ganz andern Namen (.) //I:hmm// und kannst einfach losschreiben, ja

Felix präsentiert ein naives Konzept von Übereinstimmung des Profils und der dahinterstehenden Person, wobei für ihn das wichtigste Kriterium ist, zu wissen, wie der Interaktionspartner aussieht. Das Getäuscht-Werden stellt für ihn einen sehr schweren Vertrauensbruch dar, wie er mit „übelst offregen“, „übelst komisch“ und „verarscht“ deutlich macht. Jenny abstrahiert Felix' Konzept von Täuschung, indem sie den Absichtscharakter des Täuschenden und die wenigen notwendigen Schritte zu Erstellung eines Fakeprofils beschreibt: attraktives Foto downloaden, Namen ausdenken und losschreiben. In ihrer Steigerung „mit nem ganz anderen Namen“ verdeutlicht sie beispielhaft, dass die vorgetäuschte Identität gar nichts mit der des Täuschenden zu tun haben muss. Anders als Felix verweist sie damit indirekt auf ein generelles Defizit in der Absicherung des Interpretationsrahmens der Facebook-Nutzung: Da es so einfach ist, könnte prinzipiell jeder unbekannte Account „fake“ sein.

Das Wissen um die Möglichkeiten des Täuschens haben die Jugendlichen auch aus eigener Erfahrung. So gibt Artur zu, selbst schon ein Fakeprofil angelegt zu haben (TeenA: 158-186):

Samuel: Was ich halt dann auch wieder kacke finde, dass man halt sein/ irgendsoein Fake-Account machen kann und dann halt irgendwelche Leute ausspioniert oder so

Artur: | Oder verarschen! @Hää@ hab ich auch schon gemacht

Sebastian: | @(.)@

Samuel: | @(.)@

I: Erzähl ma.

Artur: Ich soll erzählen? Aber es wird nich (rumerzählt)!

Sebastian: | Ach

Artur: Ok, ich hab ma Fake-Account gemacht und dann hab ich/ also ich hab mich als Mädchen

Isabelle: | @(.)@

Artur: ähh geoute/ wie heißt das?

Samuel: | ja, ähm äh genannt

Artur: | als Mädchen genannt und da habe ich meine ganzen Freunde geaddet, auch die, mit denen ich nichts zu tun hatte, aber ich hab die alle geaddet, auch die, die ich nich leiden konnte und was weiß ich (.) und ich hab so ein schönes Mädchen reingestellt also was auch glaubhaft is, nich so ein Topmodel (.) auf einmal ich hab gemerkt @als Mädchen lebt sich anders als nen Junge@ (.) kaum war ich online, auf einmal jeder schreibt mich an, jeder schickt mir Freundschaft, @,Hey Süße, lass ma treffen'@, so

Sebastian: | @(1)@

Samuel: | @(1)@

Artur: Ich hab die alle verarscht (.) ich hab zu den einen gesagt, gib mir ma deine Handynummer und zu dem anderen und dann @Handynummern ausgetauscht@

alle: | @(.)@

Artur: Zum Beispiel, von dem hab ich die Handynummer genommen und gepostet ,Ey, das ist @Bushidos Handynummer, ruft ma an, er geht ran@'

alle:

| @ (1) @

Artur: Ja, so (.) @es hat auf jeden Fall Spaß gemacht@

(2)

Artur nimmt Samuels Beschwerde über Täuschungen durch Fakeprofile zum Zweck des Ausspionierens zum Anlass seiner Erzählung. Dabei fällt auf, dass er das Motiv seiner Täuschung sprachlich vom Ausspionieren als „verarschen“ abgrenzt. Der Wahl des Profilbilds hat er seine Attraktivitätsvorstellungen zugrunde gelegt, da die Zielgruppe der Täuschung auch männliche Bekannte waren. In der so erlebten Kontakthanbahnung als Frau hat er einige offenbar überraschende Einsichten gewonnen („als Mädchen lebt sich anders als nen Junge“). Die Frequenz und Direktheit der Anfragen war wesentlich höher, als während seiner Facebook-Nutzung unter einer männlichen Identität.

Auch in Arturs Schilderung wird wieder deutlich, dass der Austausch der Handynummer zu den ersten Zielen der Kontakthanbahnung via Chat gehört (vgl. auch TeenB: 389-399). Damit verändert sich wie bereits erwähnt die Qualität der Verbindung, da im Besitz der Handynummer auch eine Kontaktaufnahme außerhalb und unabhängig von Facebook ermöglicht wird. Artur nutze dieses Bestreben zum „Verarschen“ aus, indem er Interesse an den Handynummern vorgab, um sie dann einem männlichen Flirtpartner zukommen zu lassen. Indem er die Nummer eines der so Getäuschten über das Fakeprofil veröffentlicht und behauptet, es wäre die eines bekannten Rappers, bekommt die Täuschung eine neue Qualität. Die niedrige Schwelle eine andere Geschlechts-Identität vorzutäuschen, um ‚zu sehen wie das ist‘ oder auch ‚Leute zu verarschen‘ ist als „Gender Swapping“ eines der am frühesten erforschten Internet-Phänomene (vgl. Bruckmann 1993). Die Bekanntgabe einer so erhaltenen Handynummer in der personalisierten Öffentlichkeit von Facebook ist wiederum eine spezifische Form des Mobbings.

5.4.6 Zusammenfassung

Der von den Teenagern beschriebene Stellenwert Facebooks in der Kontakthanbahnung korrespondiert mit einer Beobachtung des Sozialarbeiters ihrer Schule.⁸⁶ In Gruppenarbeiten zur Sexualaufklärung bittet er die Schüler und Schülerinnen, die Etappen auf dem Weg vom ersten Sehen bis zum ersten expliziten Date auf Karteikarten zu schreiben. Dabei wird „Facebook“ i.d.R. als zweiter Schritt genannt. Das durch die erste Begegnung erwachte Interesse wird umgehend mit einer Recherche unterfüttert, und die Kontakthanbahnung mit Hilfe von Facebook beginnt. Mit dieser Schilderung wird deutlich, dass das Flirten auch außerhalb und unabhängig von Facebook stattfindet und als Motivation der Nutzung (auch) von den Nutzern an die Plattform herangetragen wird.

Ausgehend von Arturs Behauptung, dass Facebook das Flirten *einfacher* macht, lassen sich drei wesentliche Belege dafür ausmachen: Die Plattform bietet ein unvergleichbar

⁸⁶ Gedächtnisprotokoll eines persönlichen Gesprächs am 08.02.2012.

großes Angebot an Gleichaltrigen und potentiellen Flirtpartnern. Es macht nicht nur die eigenen Freundschaftsbeziehungen sichtbar, sondern auch die Kontakte der verbundenen Profile und zudem alle öffentlichen Profile. Damit besteht sowohl die Möglichkeit, sich wie im Rollenspiel der Schüler beschrieben mit bereits bekannten Personen, als auch mit bislang Unbekannten in Kontakt zu kommen. Facebook koppelt den Eintritt in diese Sphäre zunächst an die Präsenz in Form eines Profils. Das Chattool verknüpft darüber hinaus die konkrete Möglichkeit des direkten Kontakts an den Zwang, selbst sichtbar und verfügbar zu sein und dies durch den Online-Status anzuzeigen. Facebook ermuntert seine Nutzer also zu einer vermittelten Form der Koprpresenz. In Verbindung mit der Angebotsstruktur („auf einmal sind alle bei Facebook“, TeenB: 66-67) ergibt sich dadurch eine *Hanging-Out-Struktur* (1), die einem virtuellen Einkaufszentrum gleicht, indem die jungen Nutzer nach der Schule ‚rumhängen‘ und sich begegnen können. Diese Hanging-Out-Struktur wird darüber hinaus durch die niedrighwelligen Eintrittsvoraussetzungen (Email-Adresse genügt) begünstigt. Psychologen führen u.a. darauf die hohen Raten mangelnder Selbstkontrolle im Zusammenhang mit der Facebook-Nutzung zurück (vgl. Herrmann 2012).

Die technische Gestaltung Facebooks macht zum Zweck der Kontaktabahnung zwei Beobachtungstaktiken nötig und möglich (2). Die Erhöhung der sozialen Reichweite und des Angebots an Interaktionspartnern in Verbindung mit der Bildlastigkeit der geteilten Inhalte, macht eine Taktik der Erfassung nötig. Mit ihrer Hilfe werden die Bilder auf kritische Zeichen (Interessant? Lustig? Attraktiv?) abgesehen und so das Interesse am Bild und dem Profilhhaber geweckt oder überprüft. Mit der Taktik des *Monitorings* haben sich die jungen Nutzer einerseits die bildlastige Gestaltung angeeignet, vor allem im Hinblick auf das Profilbild aber auch mit eigenen Bedeutungsgehalten erweitert. Die strukturelle Einseitigkeit der Blicke auf Facebook ermöglicht das unbeobachtete Beobachten anderer, das die Nutzer selbst als *Stalkings* bezeichnen. Der einseitige Blick irritiert die face-to-face-Regeln der Blickdisziplin und wird von den Nutzern als intrusiv empfunden. Er erleichtert zwar die Verfolgung und Beobachtung eines potentiellen Flirtpartners, erschwert aber die für die Kontaktaufnahme wichtige Blickerwiderung.

Dafür bietet die Facebook-Nutzung unterschiedliche, im Vergleich zur face-to-face-Kommunikation geschütztere, Möglichkeiten der Explikation des Interesses (3). Mit dem minimalinvasiven *Anstupsen* und dem *Anschreiben* sind zwei Techniken beschrieben worden, die den interessierten Blick für die Zielperson sichtbar machen und ihn vor anderen verbergen. Die vorgegebenen Optionen stellen dabei nicht nur für den Absender eine niedrigere Schwelle zur Kontaktabahnung dar, sie erlauben auch die kommentarlose und somit weitgehend unproblematische Zurückweisung der Explikation des Interesses.

Diese vorteilhaften Ausschaltungen von Kontingenzen der face-to-face-Kontaktabahnung und damit verbundenen Risiken des Gesichtsverlusts stoßen dann an ihre Grenzen, wenn der Flirt den Rahmen von Facebook verlassen soll (4). Die Frage nach der Handynummer ist dabei häufig die erste und wichtigste Information, um den Übergang

von Facebook-Flirt zu face-to-face-Treffen (oder der Absicht dazu) zu signalisieren. Ein telefonischer Kontakt ermöglicht die vertiefende Kommunikation oder das Weiterschreiben, auch wenn ein Partner nicht online ist. Gleichzeitig wird an diesem Übergang die Gefahr der Täuschung innerhalb des Interpretationsrahmens Facebook-Flirt (Fakeprofile) thematisiert. Im letzten, kontrastierenden Befund wird deutlich, dass dieselben strukturellen Vorgaben (Profilbild, Einseitigkeit der Blicke, Kopplung Erreichen-Erreichbarkeit) und Nutzungsaneignungen (Blicktaktiken, Zeichenkanon, Rumhängen), die die spezifischen Vorteile der Kontaktabahnung auf Facebook ausmachen, in der Überführung dieser Kontakte in die face-to-face-Welt als Probleme auftreten

Die technische Vermittlung der Interaktionsform „Flirt“ zeigt sich in mehrfacher Hinsicht als Angebotscharakter von Facebook. Allein schon, dass es sich bei der Plattform nicht explizit und ausschließlich um ein beziehungskonstituierendes Medium wie eine Flirtline (vgl. Höflich 1997: 215) handelt, erleichtert die Kontaktabahnung. Nicht jede Annäherung muss explizit als Flirt interpretiert werden. Die Vermittlung der gegenseitigen Verfügbarkeit über ein Raum und Zeit überwindendes Medium erweitert die Möglichkeiten von Kopräsenz. Diese Erhöhung der Reichweite weicht die Trennung der Sphären der tatsächlich im Nahbereich vorhandenen Interaktionspartner und der potentiell erreichbaren, wie Alfred Schütz sie als soziale Umwelt und soziale Mitwelt konzipierte (vgl. Schütz 2004 [zuerst 1934]: 202ff.), auf. Am wirksamsten wird die Erhöhung der gegenseitigen Erreichbarkeit für Teenager allerdings im sozialen Nahbereich, was der Vergleich mit Shopping Mall verdeutlicht: Dort wie auf Facebook verkehren zwar zahlreiche Unbekannte, der hauptsächliche Grund dort ‚herumzuhängen‘ ist aber die Anwesenheit der Freunde und anderer peer groups. Schließlich muss dem Beobachten die Annahme des potentiellen Interesses vorausgehen. Explizit ist der Angebotscharakter zur Nutzung Facebooks zur Kontaktabahnung in der Gestaltung der Möglichkeiten der Explikation des Interesses. Mit den gesichtswahrenden Techniken des Anstupsens und der Freundesanfrage haben die Technikschröpfer Optionen geschaffen, die es ermöglichen, ebenso gefahrlos auf sich aufmerksam zu machen, wie auch Angebote zum Kontakt abzulehnen. Diese Gestaltung deutet auf eine Intention der Facebookschröpfer hin, die Plattform zur Kontaktabahnung zu nutzen.

Dass Facebook direkte und damit potentiell beschädigende Blicke verbirgt, überträgt die Aufgabe der Disziplinierung des Blicks auf die Informationen über sich preisgebenden Nutzer. Sie müssen mit dem Veröffentlichenden entscheiden, ob sie die Inhalte dem (über die Privatsphäre-Einstellungen hinaus) unkontrollierbaren Blick der Anderen zugänglich machen wollen. Diese Gestaltung erweist sich zunächst als restriktiv, sie gefährdet die Preisgabe hinreichender Informationen und verhindert die Gegenseitigkeit der Blicke. Gleichzeitig wird sie von den Teenagern auch offensiv genutzt, um Informationen über potentielle Flirtpartner zu gewinnen. Der unbeobachtete Blick ermöglicht das Eindringen in bei face-to-face-Begegnungen geschützte Sphären.

Der Verweis auf die Handynummer als wichtigstes Ziel der Kontaktaufnahme verdeutlicht nicht nur die Absicht, über Facebook hinaus kommunizieren und sich vielleicht sogar treffen zu wollen. Es ist auch ein Hinweis auf die Rolle Facebooks im Gefüge der Kontaktmöglichkeiten der Teenager: Facebook kann Mittler und Initiator von Kontakten sein, das Gespräch ob face-to-face oder am Telefon hat allerdings weiterhin einen höheren Stellenwert. Facebook-Nutzung ersetzt face-to-face-Kontakte nicht, was besonders am Beispiel des Flirtens evident ist.

6. Fazit

In der Begründung und Problematisierung, die Perspektive Erving Goffmans als Ausgangspunkt der Untersuchung zu nehmen (vgl. Kap. 2), sind zwei wesentliche Aufgaben für die vorliegende Arbeit formuliert worden. Zum einen die Rekonzeptualisierung eines theoretischen Modells für die interpretative Analyse technisch vermittelter Interaktion – und die Überprüfung seines empirischen Gehalts. Diese Frage nach dem „Wie?“ der technischen Vermittlung soll im Folgenden anhand der präsentierten Ergebnisse diskutiert werden. Zum zweiten bedeutet das Anknüpfen an Goffman das Anknüpfen an Untersuchungen von alltäglichen face-to-face-Begegnungen. Inwiefern die Facebook-Nutzung, das „Was?“ der Untersuchung, sich adäquat mit Theorien zur Empirie der alltäglichen Begegnung beschreiben lässt, muss deshalb ebenfalls betrachtet werden.

Zum Abschluss sollen die Ergebnisse dieser Arbeit deshalb nicht nur thesenhaft zusammengefasst (Kap. 6.1), sondern in dreifacher Weise diskutiert werden. Zum einen im Hinblick auf die Methoden ihrer Gewinnung (Kap. 6.2), zum zweiten unter Prüfung des vorgestellten theoretischen Modells (Kap. 6.3) und schließlich als Antwort auf die titelgebende Frage, was eigentlich auf Facebook vorgeht (Kap. 6.4).

6.1 Zusammenfassung

1. *Die Facebook-Nutzung lässt sich trotz ihres grundlegenden Unterschieds zu face-to-face-Interaktionen – der Vermittlung in körperlicher Abwesenheit – mit den grundlegenden Konzepten der Interaktionstheorie(n) Goffmans verstehen und analysieren.*

Ausgehend von der Eigengesetzlichkeit der Interaktionsordnung als vermittelnde und vermittelte soziale Begebenheit (2.1) konnte gezeigt werden, dass die Interaktionen konstituierende wechselseitige Kopräsenz (2.2) funktional nicht vorwiegend in der physischen Anwesenheit, sondern der Ermöglichung (und Verhinderung) von gegenseitigen Informationsflüssen liegt (2.3). Ob und wie eine vermittelte Situation von den Interaktionsteilnehmern als ‚real‘ oder ‚folgenreich‘ behandelt wird, ist darüber hinaus weder allein in der Beschaffenheit der Situation, noch allein durch den kulturellen und sozialen Regelbestand determiniert. Vielmehr kommt es auf den gemeinsamen Abgleich und die Herstellung von Handlungsrahmen durch die Interaktionsteilnehmer an (2.4). Die (nicht ausschließlich!) sinnhafte Vermitteltheit von Interaktionen ist auch im Aufeinandertreffen face-to-face ein anthropologischer Grundbestand (3.2.1): Einem begrifflichen Angebot zur Analyse eines spezifischen Interaktionsum-

felds muss es also um die *Art und Weise* der Vermitteltheit gehen, da menschliche Erfahrung und menschliches Verhalten immer vermittelt sind.

2. *Die Facebook-Nutzung muss als technisch vermittelte Interaktion von zwei unterschiedlichen Sinnquellen her betrachtet werden: Den durch die technische Gestaltung und Gestalter evozierten Implikationen und den sozialen und kulturellen Implikationen der Nutzer.*

Das theoretische Modell der technisch vermittelten Interaktion unterscheidet auf den Seiten ‚Technik‘ und ‚Nutzer‘ verschiedene Einflüsse von Wissensbeständen und Sinnkonstruktionen. Auf der Seite der technischen Interaktionsschnittstelle wird ein Nutzungsskript wirksam, dass sich zum einen aus den prozeduralen Zwängen der technischen Angebote und seinen Restriktionen ergibt. Darüber hinaus beeinflusst auch der explizite und explizierte Sinn der Technikschröpfer als ‚Gebrauchsanleitung‘ bzw. präventive und reaktive Eingriffe in die Nutzung (3.2.2) die Verwendung. Das so geformte Nutzungsskript determiniert die Nutzungsweisen allerdings nicht. Entscheidend für die Aneignung und Aushandlung der Nutzung sind zum einen bestehendes Wissen und Kompetenzen und der Kontext der Nutzung – Je nach Nutzungskontext können unterschiedliche Regeln und Verwendungsweisen für ein und dieselbe Schnittstelle als überhaupt möglich und adäquat gelten (3.2.3). Die so entstehenden Praxen wirken auf die Technik zurück. Sie re-formulieren kulturelle Werte oder bestehende Handlungsmuster (2.3.4). Die Interaktion als ‚Ort‘ des Aufeinandertreffens der unterschiedlichen Sinnbestände ist dadurch zugleich technisch *vermittelt* als auch Technik *vermittelnd*.

3. *Facebook ist eine „Assemblage“⁸⁷: Ein Ensemble aus kontingenten, teils widersprüchlichen technischen Strukturen sowie moralischen, kommerziellen und politischen Motivationen, die das Interaktionsumfeld der sozialen Netzwerkseite prägen.*

Zu den nachgewiesenen Merkmalen dieser Assemblage gehört auf technischer Seite die homogenisierende Erfassung und automatische Aggregation von Nutzerinformationen. Als Tendenz der Entwicklung der technischen Angebote der Plattform lässt sich eine fortschreitende Differenzierung der Informationserfassung und -darstellung anhand ‚sozialer‘, alltagsweltlicher Kriterien feststellen (4.2). Auf Ebene der intentionalen Gestaltung und des Eingreifens in Interaktionsmöglichkeiten durch die Technikschröpfer fällt zuvorderst die Maskierung kommerzieller Interessen des Betreibens auf (4.3.3). Der kulturelle Hintergrund der Gestaltung von Facebook verweist sowohl auf eine spezifische Wettbewerbskomponente (4.3.1), als auch ein Set an typisch amerikanischen Moralvorstellungen (4.3.2).

⁸⁷ Der Begriff wird hier zunächst ausschließlich deskriptiv – als Vermischung unterschiedlicher Techniken – verwendet (vgl. Sassen 2009: 107). Zur Diskussion seines theoriegenerierenden Gehalts siehe Kap. 6.3.

4. *Allgemeine Vorstellungen und konkrete Regeln der adäquaten Facebook-Nutzung sind (noch) kein gefestigter gesellschaftlicher Regelbestand, sondern werden in unterschiedlichen Nutzergruppen unterschiedlich ausgehandelt.*

Die beobachteten Aushandlungsprozesse sind dabei nicht nur von Distinktion (5.1.1) oder pragmatischem Nutzen (5.1.2) geprägt, sondern zeichnen sich durch ein, ihnen gemeinsames, Paradox aus Drang und Zwang aus (5.3). Diese Beobachtung bestätigt zum einen die Wirksamkeit unterschiedlicher Nutzungskontexte (adult vs. adolescent), als auch den Einfluss unterschiedlicher lebensweltlicher Hintergründe. Die teilweise gegensätzlichen Zugänge zur Nutzung reflektieren im Verweis auf den doppelbödigen Angebotscharakter Facebooks mit ihren eigenen Worten prozedurale Zwänge und intentionale Motive als Einfluss der Technik auf ihre Nutzungsweisen.

5. *Die Selbstdarstellungen der Nutzer auf Facebook sind nicht fiktiv und folgenlos, sondern eng an Kategorien des face-to-face-Alltags gebunden und kollektiv konstruiert. Dabei ergeben sich auf mehreren Ebenen Momente des Kontrollverlusts.*

Die übergreifende Ablehnung von selbstentblößenden Nutzungsweisen (5.2.1) zeigt, dass die Nutzer im Umgang mit Selbstbildern nicht weniger ernsthaft als im ‚echten Leben‘ handeln. Die Techniken der Imagepflege auf Facebook sind ebenso wie dort ko-konstruktiv und kollektiv (5.2.2). Die Präsentation und Aufrechterhaltung des *Face* ist auf Facebook allerdings auch anderen Bedingungen als in körperlicher Anwesenheit unterworfen: Die Vermischung ansonsten getrennter sozialer Situationen durch Facebook (5.2.3) und der Kontrollverlust durch die vorgefertigte Kontextualisierung der Profilinformationen als Lebenslauf (5.2.4) werden von den Nutzern als problematisch beschrieben.

6. *Im Zusammenspiel aus technischem Angebotscharakter und Nutzungsmotivation entstehen Nutzungsweisen, die die Vorteile der technischen Vermitteltheit mit gezielten Taktiken ausnutzen und Nachteile des mangelnden direkten Kontakts durch technische Optionen substituieren.*

Anhand des von den jüngeren Nutzern wiederholt aufgebrachten Beispiels der Kontaktanbahnung auf Facebook, wurden ein ganzes Bündel solcher Taktiken und Techniken, die Konzepten des Cruisings ähneln (5.3.1), sichtbar. Der Vorteil der spezifischen Hanging-Out-Struktur Facebooks (5.3.2) wird mit verschiedenen Taktiken der Beobachtung, Monitoring und Stalking, ausgenutzt (5.3.3). Die fehlende Möglichkeit der Erwidern des Blicks, macht dabei technische Substitute (5.3.4) nötig, deren Existenz auf die Absicht zu dieser Nut-

zungsweise durch die Technischöpfer schließen lässt. Die so ausgenutzten Ausschaltungen bestimmter Kontingenzen der Kontaktabstimmung face-to-face (Körperreaktionen, Gefahr direkter Zurückweisung) werden als Unwägbarkeiten bei der Überführung der Facebook-Kontakte in andere Kontexte – z.B. als Gefahr der Täuschung – wieder akut (5.3.4).

6.2 Methode: Rekonstruktion von Sinn in technisch vermittelten sozialen Situationen

Wie wurde über Facebook vermittelte Interaktion in dieser Untersuchung soziologisch betrachtet? Diese Frage schließt sowohl die metatheoretischen Konzeptionen der Auswertungsmethoden als auch die Reichweite der Erhebungsmethoden ein, die in den folgenden Absätzen diskutiert werden sollen.

Unabhängig von – oder sogar in Abgrenzung zu – ontologischen Fragen nach dem Akteur-, Subjekt- oder Personenstatus von Technik wurde hier ein praxeologischer Zugang zu Techniksoziologie gewählt (vgl. Kap 6.3). Facebook-Nutzung wurde dabei als Bündelung von materiellen Arrangements *und* sinnhaften Praktiken betrachtet. Auf Basis eigener Nutzungserfahrungen und einer systematischen Erfassung der vorhandenen Funktionen wurde das Arrangement „Facebook“ rekonstruiert (vgl. Kap 4). Dabei wurde auch großen Wert auf historische⁸⁸ und kulturelle Implikationen der Gestaltung der sozialen Netzwerkseite gelegt. Aufgabe des interpretativen Zugangs war es, die Spezifik dieser Konstellation von der Nutzerseite her zu rekonstruieren. Es hat sich gezeigt, dass die dafür gewählte Operationalisierung über die Untersuchung als krisenhaft erlebter Momente in mehrfacher Hinsicht sehr ergiebig war. Zum einen zeigen solche Begebenheiten (unterstelltes) absichtliches und unabsichtliches Fehlverhalten in bestimmten Situationen und gibt damit Hinweise auf die der Interaktion zugrunde liegende Regeln. Hierbei wurden z.B. Regeln adäquater Nutzung (expressiv vs. intim) und am Fall der Geburtstagsgratulationen Probleme von prozeduralen Zugzwängen in der schriftlich fixierten Kommunikation auf Facebook sichtbar (vgl. Kap. 5.3). Gerade im Umgang mit Technik wird in Momenten des Nichtfunktionierens die alltägliche Komplexitätsreduktion im Umgang mit ihr deutlich:⁸⁹ Solange eine technische Einheit funktioniert wird sie unhinterfragt als Ganzes konstruiert, in der Irritation ihrer Funktion erst werden die einzelnen, miteinander verbundenen „Hybridakteure“ ihres Systems (vgl. Schäffer 2007: 57) – z.B. die Kopplung des Nachrichten- und Chatsystems – thematisiert. Die Fokussierung auf sozial krisenhafte Situationen in einem technisch vermittelten Nutzungskontext behandelt indirekt auch eine generelle methodische Herausforderung für die Sozialwissenschaft: Die Konzeptualisierung und empirische Annäherung an Facebook als

⁸⁸ Auch wenn dieses Wort ob des knappen Zeitraums der Existenz der Plattform irritiert, lässt sich doch eine interessante Entwicklung der Idee und Umsetzung Facebooks nachvollziehen (Vgl. Kap. 4.1).

⁸⁹ Bei Latour heißt diese Angewohnheit viele der technischen Subprogramme im Alltag auszublenden „reversibles Blackboxing“ (Schäffer 2007: 57).

technisch vermittelte *soziale Situation* und wirksame Konstellation des Vollzugs sozialen Handelns⁹⁰, die in techniksoziologischen Betrachtungen häufig zu wenig Beachtung findet.

Mit dem Bezug auf das Konzept der technisch vermittelten Interaktion und vor dem Hintergrund der globalen Ausprägung des Phänomens der Facebook-Nutzung hatte diese Untersuchung auch das Ziel, mehr als eine Untersuchung von Einzelfällen zu liefern. Über die Analyse der Situation und ihre Verschränkung mit Nutzungskontexten sollte ein interpretativer Beitrag zur theoretischen Rahmung dieses und ähnlicher Phänomene geliefert werden. Die Kombination aus Rekonstruktion der latenten und atheoretischen Wissensbestände und Sinnstrukturen der alltagsweltlichen Nutzung und der Darstellung der funktionalen und kulturellen Implikationen der technischen Gestaltung der Plattform hat insofern sehr gut funktioniert, als dass sie ein umfassendes Bild der wechselseitigen Beeinflussung in den Nutzungsweisen gezeichnet hat. Darüber hinaus zählen zwei scheinbar unterkomplexe Forderungen zu den wichtigsten methodischen Erkenntnissen dieses Vorgehens: Die Erforschung in Technik eingebetteter sozialer Gegenstände bedarf einer hohen Sensibilität für die eigene wissenschaftliche Beschreibungssprache (Wen macht man durch die Grammatik zu handelnden Subjekten?) und einer kritischen Reflexion der Objektivitätskriterien, die an Erhebungsinstrumente angelegt werden. Für den letztgenannten Punkt hat sich gezeigt, dass eine Auswertung gemäß den Prinzipien der dokumentarischen Methode zusammen mit dem reflexiven Vorgehen der Grounded Theory-Methodologie in der Lage ist, mehr als nur subjektive Sichtweisen zu rekonstruieren und einen verstehenden Beitrag zur Erklärung der technisch vermittelten Interaktion über Facebook zu leisten.

6.3 Theorie: Facebook-Nutzung als technisch vermittelte Interaktion

Das Modell der technisch vermittelten Interaktion wurde anhand dieser Untersuchung vor allem praxeologisch-wissenssoziologisch (re-) konzipiert. Dies erwies sich als hilfreich um einerseits die hohe funktionale Komplexität Facebooks zu beschreiben und andererseits seine Qualität als explizit soziales Medium, das komplexe Botschaften (Videos, Texte, Bilder) zulässt und eine symbolisch repräsentierte Beziehung zwischen seinen Nutzern herstellt. Ziel einer theoretischen Erfassung dieses Zusammenhangs war nicht der Entscheid über die Frage, ob da Medientechnologie etwas mit den Nutzern macht, oder Nutzer etwas mit Medientechnologie. Der hier vorgestellte Zugang orientiert sich vielmehr an Burkhard Schäffers Vorschlag (z.B. Schäffer 2007), diese Pole nicht dualistisch zu begreifen, sondern ihr Ineinandergreifen und ihr Aufeinanderbezogensein in den Handlungsprozessen und Nutzungsweisen zu thematisieren. Am Material zeigt sich, dass die Nutzer selbst sehr sensibel gerade für dieses Ineinandergreifen sind (vgl. Kap. 5.2.3).

⁹⁰ Ausgehend von Erving Goffmans Konzeptionen wurde die soziale Situation Facebooks für diese Untersuchung als eine von einheitlichen Prinzipien strukturierte je nach Nutzer-Perspektive Vielzahl sozialer Situationen konzipiert (vgl. Kap. 2.3).

Die von Goffman beschriebenen Strukturmerkmale der face-to-face-Interaktion waren dabei auch für die Analyse der technisch vermittelten Interaktion nutzbar. Die von ihm vorgenommene Verortung der Interaktion als eigengesetzliche Sphäre von Gesellschaft betont deren vermittelnde – gleichzeitig sozial strukturierte und sozial strukturierende – Funktion (vgl. Kap. 2.1.1). Parallel dazu wird die technisch vermittelte Interaktion hier als zugleich technisch *vermittelt* und Technik *vermittelnd* begriffen. Wobei die so konzipierte Facebook-Nutzung über eine doppelseitige Vermitteltheit zwischen Struktur und Situation der face-to-face-Interaktion hinaus geht, indem zur technischen Struktur und situativen Nutzung mit den Technikschröpfern und den kulturellen Implikationen der Gestaltung weitere Einflussfaktoren hinzutreten. Die gegenseitige Wahrnehmbarkeit und die anschließenden Interaktionsmöglichkeiten sind wesentlich vorstrukturiert, die Frage „Was geht hier eigentlich vor?“ ist zum Teil schon beantwortet, bevor sich die Nutzer diese Frage stellen.

Die dieser Vorstrukturierung zugrunde liegenden Intentionen der Schöpfer, der in die Technik eingeschriebene Sinn, der von den Nutzern adressierte Sinn, aber auch un intendierte Abweichungen und Fehlfunktionen, bilden ein kontingentes Ensemble unterschiedlicher Optionen, Restriktionen und Motivationen, das im Rückgriff auf andere Autoren „Assemblage“ genannt wurde. Das Verhältnis dieser Assemblage zu den Nutzern und der Nutzungssituation lässt sich mit Latours Konzept der Delegation fassen (vgl. Schäffer 2007: 58f.): Für einen Akteur (Werbekunde, professioneller Datensammler) steht eine geschaffene technische Struktur ein, die das Handeln des Nutzers beeinflusst und so ein asymmetrisches Verhältnis zwischen den Vertretenen und den Konfrontierten erzeugt. Gilles Deleuze und Felix Guattari haben mit ähnlicher Implikation um den Begriff „Assemblage“⁹¹ eine sozialwissenschaftliche Theorie konstruiert. Sie verstehen darunter Mixturen technischer und administrativer Praktiken, die ‚neue Räume‘⁹² erschließen und verständlich machen, indem sie strukturelle Ordnungen erschaffen (vgl. Deleuze und Guattari 1987: 504ff.). Diese Bestimmung lässt sich mit den Ergebnissen zur technischen und sinnhaften Strukturiertheit Facebooks verknüpfen. Dessen Gestaltung wurde mit Funktionen homogenisierender Erfassung, automatischer Aggregation und fortschreitender Differenzierung der Informationserfassung ausgestattet, die sich als technische Praxen verstehen lassen, die sowohl zur Administration der Nutzer eingesetzt werden (Ordnung nach Beziehungsstatus, automatisierte Werbung) als auch in einem spezifischen Sinne zur Selbstadministration aufrufen: Die Feedbackfunktionen und homogenisierende Erfassung im Netzwerk evozieren eine bestimmte Form von Selbstbeobachtung.

⁹¹ Wobei durch die Übersetzung von „agencement“ als Assemblage auch ein missverständlicher Gebrauch suggeriert werden kann. Deleuze und Guattari geht es nicht um das kunstvolle kombinieren unterschiedlicher Elemente in einem neuen kohärenten Kontext. Vielmehr betonen sie die Wirksamkeit unterschiedlicher, kontingenter Praktiken in eine Richtung (vgl. Philipps 2006).

⁹² Die über das Werk hinweg grundlegende Raummetapher hebt hier vor allem auf Beherrschbarkeit eines als Territorium aus der ‚natürlichen‘ Erdoberfläche herausgelöstes Gebiet ab. Territorien sind als Machtfelder für Deleuze und Guattari auch nicht-gegenständliche, sozial konstruierte Entitäten.

Mit Foucaults Modell des Panopticons (Foucault 1997 [zuerst 1975 (dt. 1977)]) ließe sich folgern, dass die reziproke Sichtbarkeit zu erhöhter Selbstkontrolle und Verhaltensänderung führt. Auf Facebook geschähe diese Anpassung seinem kulturellen Code folgend vermutlich im Sinne von Aktivität und Attraktivität. Zwar ist der Zutritt im Vergleich zu einem Gefängnis oder einer rationalisierenden Institution im Sinne Foucaults – Schulen, Krankenhäuser, Fabriken – freiwillig. Außerdem geschieht die gegenseitige Beobachtung prinzipiell symmetrisch: Allen ist die gleiche Möglichkeit zur Beobachtung, bzw. die gleiche Möglichkeit zur Verhinderung von Beobachtung gegeben. Die Nutzer sind selbst in der Lage zu entscheiden, wer sie wie „sehen“ kann. Sie können nicht gegen ihren Willen von anderen Nutzern beobachtet werden und entscheiden selbst, welche Inhalte sie veröffentlichen. Der Clou von Foucaults Konzeptualisierung des Panopticons ist allerdings nicht, dass die Individuen permanent von anderen beobachtet werden, und deswegen ihr Handeln anpassen, sondern dass sie aufgrund der Möglichkeit beobachtet zu werden, sich *selbst* beobachten und regulieren, weil sie als normal erscheinen wollen: Das Subjekt unterwirft sich freiwillig. Diese spezifisch moderne Qualität von Selbstregulierung unter normierenden Institutionen findet sich im Material an mehreren Stellen. Die normativen Implikationen der Facebook-Gestaltung zeigen sich zum Beispiel in seinem Wettbewerbscharakter, der am Facebook-Vorläufer „Face Mash“ besonders deutlich wird. Die neue Chronik (vgl. Kap. 5.3.4) impliziert für die Selbstdarstellung eine unumgehbare Kontextualisierung in Form eines Lebenslaufs. Die in diesem Umfeld darzustellenden Informationen sind allerdings nicht direkt vorgegeben – und müssen auch nicht tatsächlich offline, am Körper, im Lebenslauf abgebildet werden. Anders als in der ‚reinen‘ Datenbanklogik der alten Profile erinnert das Lebenslauf-Regime der Chronik an eine „Selbsttechnik“ im Sinne Foucaults (vgl. Benkel 2012: 5): Die Nutzer werden explizit aufgefordert sich „aus ihrem Leben ein Werk zu machen“ (Foucault 1995 [zuerst 1984 (dt.1989)]: 18). Das Facebook-Profil wird so zu einem Assessment-Center des Selbst (vgl. Wiedemann 2011). Die größte und im Rahmen der Panopticon-These evidenteste Asymmetrie der Facebook-Nutzung wurde – vor allem im Vergleich zum Beklagten Eingriff in die Narration der eigenen Biographie – von den Nutzern nur am Rande thematisiert: Der Dienstbetreiber hat uneingeschränkten Zugriff auf den sozialen Graphen der Nutzer und damit nicht nur auf alle von ihnen eingegeben, sondern auch alle darüber hinaus ohne ihre Kontrolle und ohne ihr Wissen erhobenen Informationen.⁹³ Die Firma hat laut der Allgemeinen Nutzungsbestimmungen der Plattform das Recht, diese Daten jedes Nutzers wirtschaftlich zu erlösen, wovon sie regen Gebrauch macht.

Damit zeigt sich, dass die über Facebook vermittelte Interaktion – ähnlich mächtig wie die physische Wahrnehmungstrennung einer Wand zwischen Speisesaal und Küche – beeinflusst, welche soziale Situationen von den Handelnden interpretiert und gegenseitig angezeigt werden. Die Anzahl und Divergenz der über Facebook etablierten sozialen Situationen

⁹³ Solche sind zum Beispiel die Registrierung ihrer IP-Adresse und automatisch aggregierte, nicht-öffentlich abgebildete zeitliche und räumliche Nutzungsmuster, wie z.B. der Ort an dem der Computer steht, von dem aus zugegriffen wird.

(vgl. Kap. 5.3.3) sind allerdings wesentlich höher, als sie die Räume eines Gebäudes evozieren könnten. Diese Vermischung unterschiedlicher Interaktionen, die Goffman jeweils als eigene kleine Welt konzipiert hat, wird durch die Seite nicht nur möglich sondern durch automatische Aggregation auch (halb-) öffentlich sichtbar. Dass in der Erosion der für Goffman wichtigen Trennung zwischen einsehbarer Vorder- und abgeschlossener Hinterbühne neue Spielarten der Rollentheorie (Meyrowitz: Seitenbühnenverhalten) entstehen, konnte nicht beobachtet werden. Für andere Nutzungskontexte, wie etwa eine beruflich motivierte Präsenz auf Facebook oder eine (denkbare) weitere Extension der Facebook-Nutzung als gesamtgesellschaftlicher Standard, müsste die Entstehung eines Zwischen-Rollen-Verhaltens allerdings gezielt untersucht werden. Während die Effekte dieser prozeduralen Zwänge und intentional adressierten Verwendungsweisen auf die konkrete Nutzung sichtbar wurden, ist deren Wirksamkeit auf größere soziale Zusammenhänge in der *Longue durée* noch zu beleuchten.

6.4 Gegenstandsbereich: Facebook-Nutzung als doppelte Veralltäglichung

Die Nutzung von Facebook ist im doppelten Sinne eine Veralltäglichung technisch vermittelter Interaktionen. Die Facebook-Nutzung wie die gesamte Internetnutzung ist zumindest in der untersuchten ‚Generation‘ in den sogenannten westlichen und vielen südostasiatischen Gesellschaften so weit verbreitet, dass man sie getrost als alltägliche Praxis bezeichnen kann (vgl. Degele 2007: 397). Facebooks spezifische Beschaffenheit als halb-öffentliches Online-Protokoll sozialer Interaktionen lässt sich wiederum als Veralltäglichung von Online-Interaktionen beschreiben: Facebook veralltäglicht die technisch vermittelte Herstellung, Symbolisierung und Aktualisierung sozialer Beziehungen:

„Facebook verspricht schon im Namen eine Rückverschiebung der Rahmenbedingungen, indem es seine Nutzer nicht, wie im Internet üblich, als Avatare, Nicknames oder IP-Adressen adressierbar (und verantwortungszuschreibbar) macht, sondern zunächst von ihren Gesichtern bzw. genauer: von der dokumentierten Sichtbarkeit/sichtbaren Dokumentation ihrer Körperlichkeit ausgeht.“ (Benkel 2012: 1)

Deswegen ist es auch wenig überraschend, dass die ‚Auftritte‘, Unterhaltungen und Interaktionen auf Facebook eng mit Bedeutungsgehalten und Beziehungen der nicht-vermittelten, ‚realen‘ Welt verknüpft sind (vgl. Boyd 2008: 127). Dass Facebook aber vor allem ein Werkzeug zum expliziten Dokumentieren und somit gewissermaßen Objektivieren sozialer Beziehungen ist (vgl. Benkel 2012: 2), stellt eine neue, folgenreiche Qualität von technisch vermittelten Interaktionen dar. In einer soziologischen Ideenskizze (vgl. Baecker 2011) hat Dirk Baecker Facebook deswegen als „Soziologie für jedermann“ (ebd: 123) bezeichnet. Zwar haben die Interaktionsteilnehmer im Alltag offline mit denselben Kommunikationsdynamiken zu tun, aber Facebooks technische Gestaltung liefert im Gegensatz zum ‚flüchtigen Moment‘

die Zeit und die Protokolle, um sie zu beobachten (vgl. ebd.: 124). Seine These, dass die Entzeitlichung und automatische Dokumentation der Nutzerinformationen, diese zu Soziologen werden lasse, impliziert, dass die Nutzer über ihre alltäglichen gegenseitigen Typisierungen und Interpretationen hinaus, dem Sozialwissenschaftler ähnlich, beginnen, Konstruktionen zweiter Ordnung herzustellen.

Tatsächlich finden sich im Material Anzeichen für eine gesteigerte Sensibilität und Wahrnehmung sozialer Prozesse auf und durch Facebook. Konkretes Wissen zweiter Ordnung besteht in der Anwendung unterschiedlicher Beobachtungstaktiken (vgl. Kap. 5.4.3). Es handelt sich dabei nicht um das Wissen, wie man Facebook bedient (Menüstruktur, Kommunikationskanäle, etc.), sondern um Wissen, das dieses Wissen erster Ordnung strukturiert und kanalisiert. Mit ihrer These der „Informierung des Wissens“ hat Nina Degele ein sensussoziologisches Konzept zur Beschreibung dieses spezifischen Wissens über Medien und mediale Inhalte formuliert (Degele 2007). Tatsächlich finden im von ihr intendierten Modus Formierungen und Informierungen bestehender Typisierungen und sozialer Beziehungen auf Nutzerseite statt, es ließ sich aber keine strukturelle Neuordnung von Alltagsinteraktionen durch Facebook belegen. Zwar lassen sich neue Varianten von Interaktionsmustern beobachten – spielerische Umgänge mit dem repräsentierten Selbstbild über Tagging und Linking, strategische Suche nach Flirtkontakten über Monitoring von Freundeslisten, oder einfach durch den Online-Status im Chat angezeigtes digitales Rumhängen – aber all diese Praxen sind keine neue Qualität oder kein gänzlich neuer Modus sozialer Interaktionen, auch wenn sie einen neuartigen ‚Ort‘ und durchaus neue Geschwindigkeiten haben.

Die jugendlichen Facebook-Nutzer interagieren in der Konsequenz miteinander so ernsthaft und folgenreich wie in face-to-face-Situationen und legen auch dort gültige Kriterien der Bewertung an. Ähnlich wie der Personenverkehr in öffentlichen Räumen, birgt Facebook durch seine Struktur ein für die Akteure nicht in allen Facetten kalkulierbares Potential an Gesichts-Gefährdungen, die als Angst vor Kontrollverlust deutlich thematisiert wurden. Facebook ist für die Nutzer ein Ort des Interagierens mit Konsequenzen, kein Ort der objektivierenden Reflektion, wie Dirk Baeckers These impliziert. Deswegen scheint mir die Beschreibung der Facebook-Nutzung als doppelte Veralltäglichung treffender, als die These von einer Soziologisierung der Sozialkontakte. Die von Baecker hervorgehobene neue Qualität der Beobachtbarkeit hat aber dennoch Folgen für das Handeln der Nutzer.

Die Vertextlichung von Interaktionen auf Facebook ist besonders vor dem lebensweltlichen Hintergrund der untersuchten jungen Nutzer heikel: Die – für die sekundäre Sozialisation typischen – widersprüchlichen Bedürfnisse „Intimität“ und „Öffentlichkeit“ können beide sehr gut durch Facebook befriedigt werden, aber auch in für die Nutzer unangenehmer Weise kollidieren. Die Verschriftlichung und Verstetigung der jeweils in Gegenwartsform verfassten Aussagen, sozialen Beziehungen, Fotos und Vorlieben ermöglichen eine überzeitliche Überprüfbarkeit und unterminieren damit u.U. aktuell vorgeführte oder verkörperte Rollen und Identitäten. Parallel zu diesem Kontrollverlust gibt die technische Gestaltung von Face-

book aber neue Kontrollmöglichkeiten: Die Ausschaltung von Kontingenzen der face-to-face-Begegnung wurde am Beispiel der Kontaktabbahnung via Facebook beschreiben (vgl. Kap. 5.3). Und die erwähnten Kommentare, Vorlieben oder Bilder lassen sich (zumindest auf dem eigenen Profil) auch wieder löschen. Es hat sich gezeigt, dass die Nutzer die spezifische Vor- und Nachteile der Vermitteltheit dieser Interaktionsumfelds mit unterschiedlichen Taktiken und Techniken ausnutzen bzw. substituieren. Facebook ist dabei kein fiktiver Ort, wie die Fantasy-Umwelt eines Online-Rollenspiels, sondern eine *Erweiterung* des sozialen Alltags. Für die untersuchten Teenager stellte das Interaktionsumfeld Facebook in mehrfacher Hinsicht einen Wirklichkeitsausschnitt dar, den sie als Vorderbühne für offiziell verbotenes Hinterbühnenverhalten nutzten. Ein ‚Ort‘ also, der sich natürlich vom offiziellen Verhalten z.B. während des Unterrichts unterscheidet, aber nicht unabhängig von diesem existiert. An die Zugänglichkeit zu diesem Ort und die informellen Regeln für die Hinterbühnen-Öffentlichkeit hatten die untersuchten Nutzer allesamt hohe Ansprüche.

Der weltweite Erfolg des Konzepts dieser Plattform ist der deutlichste Beleg dafür, dass Facebook als praktische Erweiterung der alltäglichen Interaktionsmöglichkeiten wahrgenommen und benutzt wird. Unabhängig vom medialen Hype um Facebook als sog. „Internetphänomen“ zeigt sich hier eine neue technische und funktionale Qualität medial vermittelter Kommunikation, die – vielleicht nicht unter dem Namen dieser Firma, wohl aber als Prinzip – einen ähnlich etablierten und selbstverständlichen Platz in unserem Alltag einnehmen wird, wie das Telefon.⁹⁴ Auch der finanzielle Erfolg der Firma Facebook bestätigt die These der doppelten Veralltäglichung technisch vermittelter Interaktion durch Facebook: Im Abbilden scheinbar banaler, alltäglicher Interessen, Verbindungen und Aktivitäten entstehen Kunden- und Konsumentenprofile, die die bisherigen Prinzipien von auf Massenmärkte ausgerichteter Werbung und Warendistribution revolutionieren können. Mit diesem Potential erklärt sich die hohe Bewertung der Firma durch potentielle Anleger: Das monetarisierbare Produkt Facebooks ist der darin enthaltene Alltag seiner Nutzer.

⁹⁴ Die frühzeitige technische Verbindung Facebooks mit dem Telefon durch kostenlose Smartphone-Apps ist vermutlich der entscheidende Grund für den großen Erfolg ausgerechnet dieser Plattform.

Anhang

Literatur

- 1-2-social. 2011. Facebook Wissen. <http://www.1-2-social.de/blog/tag/facebook-wissen/> (Stand: 14. März 2012).
- Abram, Carolyn. 2006. *Welcome to Facebook, everyone*.
- Accel Partners 2005. *Accel Partners Invests in thefacebook.com*.
- Adelmann, Ralf. 2011. Von der Freundschaft in Facebook. Mediale Politiken sozialer Beziehungen in Social Network Sites. In *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, 1. Aufl, Hrsg. Oliver Leistert und Theo Röhle, 127-144. Bielefeld: transcript.
- Alex_SPUTNIK. 2011. Facebook im Sog der Banalität. <http://www.sputnik.de/popkult/glaeserner-mensch-facebook-im-sog-der-banalitaet> (Stand: 17. Februar 2012).
- Allmendinger, Jutta, Hrsg. 2003. *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig*. Opladen: Leske + Budrich.
- amazon.de. 2012. Like and Dislike Stamps [UK-Import]. Bürobedarf & Schreibwaren. <http://www.amazon.de/Like-and-Dislike-Stamps-UK-Import/dp/B004QCPB5W> (Stand: 29. Februar 2012).
- Astheimer, Jörg, Klaus Neumann-Braun, und Axel Schmidt. 2011. MyFace. Die Porträtfotografie im Social Web. In *Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web. Bildbezogenes Handeln und Peergroup-Kommunikation auf Facebook & Co*, 1. Aufl, Hrsg. Klaus Neumann-Braun und Ulla P. Autenrieth, 79-122. Baden-Baden: Nomos, Ed. Fischer.
- Ayaß, Ruth. 2005. Interaktion ohne Gegenüber? In *Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien*, 1. Aufl, Hrsg. Michael Jäckel und Manfred Mai, 33-49. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.
- Back, M. D, J. M. Stopfer, S. Vazire, S. Gaddis, S. C. Schmukle, B. Egloff, und S. D. Gosling. 2010. Facebook Profiles Reflect Actual Personality, Not Self-Idealization. *Psychological Science* 21, 372-374.
- Baecker, Dirk. 2011. Nur die Ähnlichkeit unterscheidet uns. In *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, 1. Aufl, Hrsg. Oliver Leistert und Theo Röhle, 123-125. Bielefeld: transcript.
- Bakshy, Eytan, Itamar Rosenn, Cameron Marlow, und Lada Adamic. 2012. The Role of Social Networks in Information Diffusion. <http://www.scribd.com/doc/78445521/Role-of-Social-Networks-in-Information-Diffusion> (Stand: 9. März 2012).
- Beck, Klaus. 2006. *Computervermittelte Kommunikation im Internet*. 1. Aufl. München: Oldenbourg.
- Beckedahl, Markus. 2010. Ilse Aigner tritt aus Facebook aus. <http://netzpolitik.org/2010/ilse-aigner-tritt-aus-facebook-aus/> (Stand: 24. Februar 2012).
- Beckedahl, Markus. 2011. Facebook aktiviert automatische Gesichtserkennung. <http://netzpolitik.org/2011/facebook-aktiviert-automatische-gesichtserkennung/> (Stand: 29. Februar 2012).
- Behr, Stefan, Christian Hilgert, und Thorben Mämecke. 2010. Kontaktgenerierung auf StudiVZ. Wie über Social Networking Platforms alte Freundschaften gepflegt und neue geschlossen werden. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 35, 59-78.
- Benkel, Thorsten. Die Strategie der Sichtbarmachung. Zur Selbstdarstellung bei Facebook. In *Phänomene „Facebook“*. Sonderausgabe von kommunikation@gesellschaft, Bd. 13, Hrsg. Nils Zurawski, Jan-Hinrik Schmidt und Christian Stegbauer, Beitrag 3.
- Berger, Peter L, und Thomas Luckmann. 1993 [zuerst 1966 (dt. 1969)]. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Unveränd. Abdr. der 5. Aufl, 32. - 33. Tsd. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.
- Bergmann, Jörg R. 1991. Goffmans Soziologie des Gesprächs und seine ambivalente Beziehung zur Konversationsanalyse. In *Erving Goffman ein soziologischer Klassiker der 2. Generation?*, Hrsg. Robert Hettlage und Karl Lenz. Stuttgart / Bern: Haupt.
- Blätter für deutsche und internationale Politik, Hrsg. 2009. *Das Ende des Kasino-Kapitalismus? Globalisierung und Krise*. 1. Aufl. Berlin: Blätter Verlagsges.

- Boeing, Niels. 2011. Suchmaschinen: Wie bringt man einem Computer bei, einen Freundeskreis zu verstehen? <http://www.zeit.de/zeit-wissen/2011/04/Die-soziale-Suche/seite-2> (Stand: 9. März 2012).
- Böhm, Markus. 2011. Schüler und Lehrer bei Facebook. Die Regeln der Freundschaft. <http://www.spiegel.de/schulspiegel/0,1518,796846,00.html> (Stand: 30. November 2011).
- Bohnsack, Ralf. 2003. *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. 5. Aufl. Opladen: Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf, Iris Nentwig-Gesemann, und Arnd-Michael Nohl, Hrsg. 2007: *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Boyd, Danah M. 2006. Friends, Friendsters, and Top 8. Writing Community into Being on Social Network Sites. *First Monday* 11.
- Boyd, Danah M. 2008. *Taken Out of Context. American Teen Sociality in Networked Publics*. Dissertation. Berkeley.
- Boyd, Danah M, und Judith Donath. 2004. Public Displays of Connection. *BT Technology Journal* 22, 71-82.
- Boyd, Danah M, und Nicole B. Ellison. 2007. Social Network Sites. Definition, History, and Scholarship. *Journal of Computer-Mediated Communication* 13, 210-230.
- Boyd, Danah M, und Alice Marwick. 2011. *Social Privacy in Networked Publics. Teens' Attitudes, Practices, and Strategies*. Oxford.
- Brecht, Bertolt. 1967. *Gesammelte Werke. Schriften zur Literatur und Kunst* 1, Bd. 18. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breidenich, Christof. 2011. Arkadien oder Arbeitslager? Design und Kommunikation im Social Web. In *Social Media im Kulturmanagement. Grundlagen, Fallbeispiele, Geschäftsmodelle, Studien*, 1. Aufl, Hrsg. Karin Janner, 209-226. Heidelberg, München, Landsberg, Frechen, Hamburg: mitp.
- BrHiAl. 2010. Goffman's Facebook. <http://goffmansfacebook.blogspot.com/>.
- Bröckling, Ulrich. 2001. *Freiwillige Selbstkontrolle oder Das demokratisierte Panopticon*. Frankfurt.
- Brönnimann, Christoph. Interaktion im Cyberspace - Eine neue Form des öffentlich-privaten Austauschs. Welchen Beitrag leistet Goffmans Interaktionstheorie bei der Analyse neuer Interaktionsformen? http://www.broennimann-capelli.ch/goffm_v1.html.
- Brooks, Brandon, Howard T. Welsler, Bernie Hogan, und Scott Titsworth. 2011. Socioeconomic Status Updates. *Information, Communication & Society* 14, 529-549.
- Bruckmann, Amy S. 1993. *Gender Swapping on the Internet*. San Fransisco.
2012. *Straßenverkehrs-Ordnung. StVO*.
- Cassirer, Ernst. 1996 [zuerst 1944, dt. 1960]. *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*. Hamburg: F. Meiner.
- Castells, Manuel. 2004. An Introduction to the Information Age. In *The information society reader*, Hrsg. Frank Webster und Raimo Blom, 138-149. London ;, New York: Routledge.
- Colnect. 2010. Facebook: Celebrate Your Birthday Every Day. <http://blog.colnect.com/2010/03/facebook-celebrate-your-birthday-every.html> (Stand: 29. Februar 2012).
- Cosenza, Vincenzo. 2012. World Map of Social Networks. <http://vincos.it/world-map-of-social-networks/> (Stand: 15. Februar 2012).
- Coté, Mark, und Jennifer Pybus. 2011. Social Networks. Erziehung zur Immateriellen Arbeit 2.0. In *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, 1. Aufl, Hrsg. Oliver Leistert und Theo Röhle, 51-73. Bielefeld: transcript.
- Creswell, John W. 2009. *Research design. Qualitative, quantitative, and mixed methods approaches*. 3. Aufl. Los Angeles: SAGE.
- Dahinden, Urs. 2006. *Framing. Eine integrative Theorie der Massenkommunikation*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Degele, Nina. 2007. Informiertes Wissen. In *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*, Hrsg. Rainer Schützeichel, 394-403. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Deleuze, Gilles, und Félix Guattari. 1987. *A thousand plateaus. Capitalism and schizophrenia*. Minneapolis.
- Demgen, Annika. 2012. Facebook-Umfrage: Über 50 Prozent der Nutzer sehen die Chronik kritisch. <http://www.netzwelt.de/news/90546-facebook-umfrage-ueber-50-prozent-nutzer-sehen-chronik-kritisch.html> (Stand: 22. Februar 2012).

- derStandard.at. 2011. Facebook-Virus lockt mit Info über Profil-Besucher. <http://derstandard.at/1303291253253/Falle-Facebook-Virus-lockt-mit-Info-ueber-Profil-Besucher> (Stand: 1. März 2012).
- Deterding, Sebastian. 2008. Virtual Communities. In *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische Bestimmungen und ethnografische Bestimmungen*, 1. Aufl, Hrsg. Ronald Hitzler, Anne Honer und Michaela Pfadenhauer, 115-131. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Deutsches Institut für Normung. EN ISO 9241 - Ergonomie der Mensch-System-Interaktion 13.180; 35.180.
- Diedrich, John. 2008. *Cruiser's cars may be seized. City will also consider ban on 'unlawful' vehicle gatherings*. Milwaukee, Wisconsin.
- Döring, Nicola. 2003. *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. 2. Aufl. Göttingen [u.a.]: Hogrefe, Verl. für Psychologie.
- Döring, Nicola. 2006. *Computervermittelte Kommunikation*. Studienbrief. Hagen.
- Durrant, Luke. 2011. Mark Zuckerberg Facemash recreated as seen in the Social Network Movie. <http://www.facemash.com.au/> (Stand: 1. März 2012).
- Dynes, Wayne R, Warren Johansson, William A. Percy, und Stephen Donaldson. 1990. *Encyclopedia of homosexuality*. New York: Garland Pub.
- Eberle, Thomas S. 1991. Rahmenanalyse und Lebensweltanalyse. In *Erving Goffman ein soziologischer Klassiker der 2. Generation?*, Hrsg. Robert Hettlage und Karl Lenz, 155-210. Stuttgart / Bern: Haupt.
- Ecket, Svea, und Anika Giese. 2012. *Facebook - Milliardengeschäft Freundschaft*.
- Eichmann, Hubert. 2000. *Medienlebensstile zwischen Informationselite und Unterhaltungsproletariat. Wissensungleichheiten durch die differentielle Nutzung von Printmedien, Fernsehen, Computer und Internet*. Frankfurt: New York; P. Lang.
- Eiden, Gabriela. 2004. Soziologische Relevanz der virtuellen Kommunikation. Wie verändert sich die interpersonale Kommunikation durch Nutzung des Internets? Vergleich der Face-to-face Interaktion nach Goffman mit der virtuellen Kommunikation. http://socio.ch/intcom/t_eiden.htm.
- Facebook Data Team. 2009. Maintained Relationships on Facebook. https://de-de.facebook.com/note.php?note_id=55257228858 (Stand: 3. Februar 2012).
- Facebook Deutschland. 2011. *Facebook Chronik. Jetzt weltweit verfügbar*.
- Facebook Inc. 2011. Einführung der Chronik. <https://www.facebook.com/about/timeline> (Stand: 15. Februar 2012).
- Facebook Inc. 2012. facebook.com.
- Facebook Inc. 2012a. Statistik. <http://www.facebook.com/press/info.php?statistics> (Stand: 30. Januar 2012).
- Fisher, Richard. 2010. Unfriend me not. *New Scientist* 207, 2.
- Flöck, Meike, Ilona Schäfer, und Tobias Steinkamp. 2011. Freundschaftspflege statt Kontaktsuche. Nutzerbefragung II: Nutzung, Motive und Kontaktverhalten im StudiVZ. In *StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet*, Hrsg. Christoph Neuberger und Volker Gehrau, 116-139. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Flusser, Vilém. 2006. Aufschieben. <http://swiki.hfbk-hamburg.de:8888/Medienoekologie/uploads/flusser-aufschieben.pdf> (Stand: 21. Februar 2012).
- Foucault, Michel. 1995 [zuerst 1984 (dt. 1989)]. *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit, Band 2*. 4. Aufl. Frankfurt a.M: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1997 [zuerst 1975 (dt. 1977)]. *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frank, anonym Softwareentwickler 2011. Bericht aus der IT-Welt. Wie wir "User Content" zur Ware machen. In *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, 1. Aufl, Hrsg. Oliver Leistert und Theo Röhle, 75-77. Bielefeld: transcript.
- Frischling, Barbara. Verbindungsstatus: Es ist kompliziert. Gedanken zur Ambivalenz von Nähe und Distanz bei der Nutzung von Facebook. In *Phänomen „Facebook“*. Sonderausgabe von kommunikation@gesellschaft, Bd. 13, Hrsg. Nils Zurawski, Jan-Hinrik Schmidt und Christian Stegbauer.
- Gallo, Jon J. 1966. The Consenting Adult Homosexual and the Law. An Empirical Study of Enforcement and Administration in Los Angeles County. *UCLA Law Review* 13, 643-675.

- Galpert, Michael. 2009. The Many Faces of The Facebook I noticed...
<http://www.michaelgalpert.com/post/140737454/the-many-faces-of-facebook> (Stand: 27. Februar 2012).
- Goffman, Erving. 1964. The Neglected Situation. *American Anthropologist, New Series* 66, 133-136.
- Goffman, Erving. 1971 [zuerst 1963]. *Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum*. Gütersloh: Bertelsmann Fachverlag.
- Goffman, Erving. 1973. *Interaktion. Spass am Spiel, Rollendistanz*. München: R. Piper.
- Goffman, Erving. 1981. *Forms of talk*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Goffman, Erving. 1981 [zuerst 1969 (dt. 1981)]. *Strategische Interaktion*. München [u.a.]: Hanser.
- Goffman, Erving. 1983. The Interaction Order: American Sociological Association, 1982 Presidential Address. *American Sociological Review* 48, 1-17.
- Goffman, Erving. 1994 [zuerst 1967 (dt. 1971)]. *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 1996 [zuerst 1974 (dt. 1977)]. *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. 4. Aufl. Frankfurt am Main, Germany: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 2002 [zuerst 1971 (dt. 1974)]. *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. 4. Aufl. Frankfurt, Main: Suhrkamp.
- Goffman, Erving. 2005. *Rede-Weisen. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen*, Bd. 11. Konstanz: UVK.
- Goffman, Erving. 2007 [zuerst 1959 (dt.1969)]. *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. 5. Aufl. München [u.a.]: Piper.
- Goffman, Erving. 2010 [zuerst 1963 (dt. 1967)]. *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goodings, Lewis. 2011. The Dilemma of Closeness and Distance. A Discursive Analysis of Wall Postings on Myspace. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research* 12, Art. 16.
- Goodwin, Charles. 1981. *Conversational organization. Interaction between speakers and hearers*. New York: Academic Press.
- Google. 2011. The 1000 most-visited sites on the web.
<http://www.google.com/adplanner/static/top1000/> (Stand: 24. Januar 2012).
- Götzenbrucker, Gerit. 2009. *Beyond Impression. Kommunikationskultur und soziale Praxis auf Social Network Sites am Beispiel von StudiVZ*. Stuttgart.
- Grigat, Guido, und Ole Reißmann. 2012. Facebook-Börsengang. Die Timeline des Super-Netzwerks.
<http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,812781,00.html#ref=rss> (Stand: 15. Februar 2012).
- Gross, Friederike von, Winfried Marotzki, und Uwe Sander, Hrsg. 2008. *Internet - Bildung - Gemeinschaft*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Haaretz. 2011. Inspired by Facebook. Israeli couple names their daughter Like.
<http://www.haaretz.com/news/national/inspired-by-facebook-israeli-couple-names-their-daughter-like-1.362118> (Stand: 29. Februar 2012).
- Haferkamp, Nina. 2011. Authentische Selbstbilder, geschönte Fremdbilder. Nutzerbefragung V: Selbstdarstellung im StudiVZ. In *StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet*, Hrsg. Christoph Neuberger und Volker Gehrau, 178-203. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Haferkamp, Nina, und Nicole Krämer. 2009. "When I Was Your Age, Pluto Was a Planet". *Impression Management and Need to Belong as Motives for Joining Groups on Social Networking Sites*. Chicago: International Communication Association.
- Hahn, Alois. 1983. Konsensfiktionen in Kleingruppen. Dargestellt am Beispiel junger Ehen. In *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*, Hrsg. Friedhelm Neidhardt, 210-232. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hartmann, Frank. 2003. *Mediologie. Ansätze einer Medientheorie der Kulturwissenschaften*. Wien: WUV.
- Heller, Christian. 2011. *Post Privacy. Prima leben ohne Privatsphäre*. 1. Aufl. München: Beck.
- Hemmerich, Lisa. 2012. Facebook-Account beschlagnahmt. <http://www.netzwelt.de/news/90960-facebook-account-beschlagnahmt.html> (Stand: 22. Februar 2012).
- Heritage, John. 1984. *Garfinkel and ethnomethodology*. Cambridge [Cambridgeshire] ;, New York, N.Y.: Polity Press.

- Herrmann, Sebastian. 2012. Facebook, Twitter, E-Mails - Selbst der Sex muss warten - Wissen - sueddeutsche.de. <http://www.sueddeutsche.de/wissen/soziale-netze-selbst-der-sex-muss-warten-1.1277611> (Stand: 15. Februar 2012).
- Hettlage, Robert. 1991. Rahmenanalyse oder die innere Organisation unseres Wissen um die Ordnung der Wirklichkeit. In *Erving Goffman ein soziologischer Klassiker der 2. Generation?*, Hrsg. Robert Hettlage und Karl Lenz, 95-154. Stuttgart / Bern: Haupt.
- Hettlage, Robert, und Karl Lenz, Hrsg. 1991. *Erving Goffman ein soziologischer Klassiker der 2. Generation?* Stuttgart / Bern: Haupt.
- Hirschauer, Stefan. 1999. Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. *Soziale Welt* 50, 221-246.
- Hitzler, Ronald, Anne Honer, und Michaela Pfadenhauer, Hrsg. 2008. *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische Bestimmungen und ethnografische Bestimmungen*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hoerner, John. 1999. Scaling the Web. A Parasocial Interaction Scale for World Wide Websites. In *Advertising and the World Wide Web*, Hrsg. David W. Schumann und Esther Thorson, 135-148. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Hoffmann, Dagmar. 2009. Konjunkturen des Sozialen. Soziologische Reflexionen zum Phänomen der sozialen Online-Netzwerke. In *Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume*, Hrsg. Claus J. Tully, 111-125. Weinheim, München: Juventa-Verl.
- Höflich, Joachim R. 1997. Ansätze zu einer Theorie der technisch vermittelten Kommunikation. *Zeitschrift für Semiotik* 19, 203-228.
- Höflich, Joachim R. 2003. *Mensch, Computer und Kommunikation. Theoretische Verortungen und empirische Befunde*. Frankfurt am Main ;, New York: P. Lang.
- Hörning, Karl H. 2001. *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*. 1. Aufl. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Horton, Donald, und R. R. Wohl. 1956. Mass communication and para-social interaction. *Psychiatry: Journal for the Study of Interpersonal Processes* 19, 215-229.
- Hubbard, Jeremy. 2010. Fifth Gay Teen Suicide Sparks Debate. http://abcnews.go.com/US/gay-teen-suicide-sparks-debate/story?id=11788128#.T2Iby_VdA14 (Stand: 15. März 2012).
- Humphreys, Laud. 1974. *Klappen-Sexualität. Homosexuelle Kontakte in der Öffentlichkeit*. Stuttgart: F. Enke.
- Ihlenfeld, Jens. 2011. Datenschutz: Facebook aktiviert automatische Gesichtserkennung -. <http://www.golem.de/1106/84038.html> (Stand: 24. Februar 2012).
- IMDb. The Social Network (2010). Eintrag in der International Movie Database. <http://www.imdb.de/title/tt1285016/> (Stand: 24. Februar 2012).
- Jäckel, Michael. 1995. Interaktion. Soziologische Anmerkungen zu einem Begriff. *Rundfunk und Fernsehen* 43, 463-476.
- Jäckel, Michael, und Manfred Mai, Hrsg. 2005. *Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften.
- Jamieson, Alastair. 2010. Girl, 14, fears 21,000 party guests after Facebook invite blunderr. <http://www.telegraph.co.uk/technology/facebook/8012043/Girl-14-fears-21000-party-guests-after-Facebook-invite-blunder.html> (Stand: 9. März 2012).
- Janner, Karin, Hrsg. 2011. *Social Media im Kulturmanagement. Grundlagen, Fallbeispiele, Geschäftsmodelle, Studien*. 1. Aufl. Heidelberg, München, Landsberg, Frechen, Hamburg: mitp.
- Joericke, Christian, und Marcus Stoelb. 2012. Getwitter im Hörsaal. <http://www.16vor.de/index.php/2012/01/10/getwitter-im-horsaal/> (Stand: 10. Januar 2012).
- Junco, Reynol. 2012. Too much face and not enough books: performance. The relationship between multiple indices of Facebook use and academic performance. *Computers in Human Behavior* 28, 187-198.
- Kallmeyer, Werner, Hrsg. 1986. *Kommunikationstypologie. Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen*. Jahrbuch ... / Institut für Deutsche Sprache, Bd. 1985. Düsseldorf: Schwann.
- Kaplan, Katharine A. 2003. Facemash Creator Survives Ad Board. <http://www.thecrimson.com/article/2003/11/19/facemash-creator-survives-ad-board-the/> (Stand: 1. März 2012).
- Katz, Elihu, und Tamar Liebes. 1985. Decoding 'Dallas' Overseas. *Media&Values* 9.

- Kaul, Christa T. 2012. Facebook-Revolution in Ägypten? Totaler Schwachsinn!
<http://www.heise.de/tp/blogs/6/151200> (Stand: 29. Februar 2012).
- Keller, Gabriele. 2009. Jugend im Iran. "Wir können so tun, als wären wir frei". <http://www.fr-online.de/home/jugend-im-iran--wir-koennen-so-tun--als-waeren-wir-frei-,1472778,3319742.html> (Stand: 9. März 2012).
- Kessler, Sarah. 2011. Facebook Timeline vs. Old Profiles. How People View Them Differently [STUDY]. <http://mashable.com/2011/12/29/eyetracking-study-new-vs-old-profiles/> (Stand: 15. Februar 2012).
- Kneidinger, Bernadette. 2010. *Facebook und Co. Eine soziologische Analyse von Interaktionsformen in Online Social Networks*.
- Knoblauch, Hubert A. 1994. Einführung. Erving Goffmans Reich der Interaktionen. In *Erving Goffman: Interaktion und Geschlecht*, Hrsg. Hubert A. Knoblauch, 7-50. Frankfurt a.M. / New York: Campus.
- Knoblauch, Hubert A. 2011. Erving Goffman. Die Kultur der Kommunikation. In *Kultur. Theorien der Gegenwart*, 2. Aufl, Hrsg. Stephan Moebius, 189-201. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Koch, Christoph. 2010. Soziale Netzwerke: Alle Freunde auf einen Klick.
<http://www.zeit.de/digital/internet/2010-08/soziale-netzwerke-freunde> (Stand: 3. Februar 2012).
- Kohli, Martin. 1985. Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, 1-29.
- Kohli, Martin. 2003. Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In *Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig*, Hrsg. Jutta Allmendinger, 525-545. Opladen: Leske + Budrich.
- Korff, Stefanie. 2011. Facebook Profil Besucher sehen: geht das?
<http://digitallife.germanblogs.de/archive/2011/02/14/facebook-profil-besucher-sehen-geht-das.htm> (Stand: 9. März 2012).
- Kozinets, Robert V. 2010. *Netnography. Doing ethnographic research online*. Los Angeles, Calif. ; London: SAGE.
- Kraut, Robert, Michael Patterson, Vicki Lundmark, Sara Kiesler, Tridas Mukophadhyay, und William Scherlis. 1998. Internet paradox: A social technology that reduces social involvement and psychological well-being? *American Psychologist* 53, 1017-1031.
- Krummheuer, Antonia. 2010. *Interaktion mit virtuellen Agenten? Zur Aneignung eines ungewohnten Artefakts*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Kujath, Carlyne L. 2011. Facebook and MySpace: Complement or Substitute for Face-to-Face Interaction? *CyberPsychology, Behavior & Social Networking* 14, 75-78.
- Lee, Conrad, Thomas Scherngell, und Michael J. Barber. 2011. Investigating an online social network using spatial interaction models. *Social Networks* 33, 129-133.
- Lefler, Jordan. 2011. *I can has Thesis? A Linguistic Analysis of Lolspeak*. Master Thesis. Lafayette.
- Leistert, Oliver, und Theo Röhle, Hrsg. 2011. *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Leistert, Oliver, und Theo Röhle. 2011. Identifizieren, Verbinden, Verkaufen. Einleitendes zur Maschine Facebook, ihren Konsequenzen und den Beiträgen in diesem Band. In *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, 1. Aufl, Hrsg. Oliver Leistert und Theo Röhle, 7-30. Bielefeld: transcript.
- Lenz, Karl. 1991. Erving Goffman: Werk und Rezeption. In *Erving Goffman ein soziologischer Klassiker der 2. Generation?*, Hrsg. Robert Hettlage und Karl Lenz, 25-94. Stuttgart / Bern: Haupt.
- Levine, Martin P, und Michael S. Kimmel. 1998. *Gay macho. The life and death of the homosexual clone*. New York: New York University Press.
- Li, Charlene, und Josh Bernoff. 2009. *Marketing in the groundswell*. Boston, Mass: Harvard Business Press.
- Licoppe, Christian. 2004. 'Connected' presence: the emergence of a new repertoire for managing social relationships in a changing communication technoscape. *Environment and Planning D: Society and Space* 22, 135-156.
- Licoppe, Christian, und Zbigniew Smoreda. 2005. Are social networks technologically embedded? *Social Networks* 27, 317-335.
- Lin, Kuan-Yu, und Hsi-Peng Lu. 2011. Intention to Continue Using Facebook Fan Pages from the Perspective of Social Capital Theory. *CyberPsychology, Behavior & Social Networking* 14, 565-570.

- Ling, Richard S, und Scott W. Campbell. 2011. *Mobile communication. Bringing us together and tearing us apart*. New Brunswick, N.J.: Transaction Publishers.
- Löber, Nils. 2011. *In den Unterwelten des Web2.0. Ethnografie eines Imageboards*, Bd. 41. Tübingen: TVV Verlag.
- Lovink, Geert. 2010. Join the Facebook Exodus on May 31!
<http://networkcultures.org/wpmu/geert/2010/05/27/join-the-facebook-exodus-on-may-31/>
 (Stand: 11. März 2012).
- Lovink, Geert. 2011. Anonymität und die Krise des multiplen Selbst. In *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, 1. Aufl, Hrsg. Oliver Leistert und Theo Röhle, 182-198. Bielefeld: transcript.
- Lur, Xavier. 2010. If Facebook Were A Country, It Would Be The 3rd Most Populated.
<http://www.techxav.com/2010/03/19/if-facebook-were-a-country/> (Stand: 22. Februar 2012).
- Lyman, Stanford M, und Marvin B. Scott. 1967. Territoriality: A Neglected Sociological Dimension. *Social Problems* 15, 236-249.
- Lysloff, Rene T. A. 2003. Musical Community on the Internet. An On-line Ethnography. *Cultural Anthropology* 18, 233-263.
- Maes, Hans-Joachim. 2001. Die Eisenbahnkrankheit. *Deutsches Ärzteblatt* 98, 56.
- McLuhan, Marshall. 1995 [zuerst 1962 (dt. 1967)]. *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*. Bonn ;, Don Mills, Ont: Addison-Wesley.
- Meloy, J. R, und Shayna Gothard. 1995. Demographic and Clinical Comparison of Obsessional Followers and Offenders with Mental Disorder. *American Journal of Psychiatry* 152, 258-263.
- Meyrowitz, Joshua. 1990. Redefining the situation. Extending dramaturgy into a theory of social change and media effects. In *Beyond Goffman. Studies on communication, institution, and social interaction*, Hrsg. Stephen H. Riggins, 65-97. Berlin ;, New York: Mouton de Gruyter.
- Milian, Mark. 2011. Reports say Egypt Web shutdown is coordinated, extensive.
http://articles.cnn.com/2011-01-28/tech/egypt.internet.shutdown_1_social-media-egypt-web-instant-messaging?_s=PM:TECH (Stand: 29. Februar 2012).
- Miller, Vincent. 2008. New Media, Networking and Phatic Culture. *Convergence: The International Journal of Research into New Media Technologies* 14, 387-400.
- Moebius, Stephan, Hrsg. 2011. *Kultur. Theorien der Gegenwart*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Moll, Sebastian. 2010. Film: Facebook á la Hamlet. <http://www.fr-online.de/panorama/facebook---la-hamlet,1472782,4678622.html> (Stand: 24. Februar 2012).
- Neidhardt, Friedhelm, Hrsg. 1983. *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Neuberger, Christoph. 2007. Interaktivität, Interaktion, Internet. Eine Begriffsanalyse. *Publizistik* 52, 33-50.
- Neuberger, Christoph. 2011. Soziale Netzwerke im Internet. Kommunikationswissenschaftliche Einordnung und Forschungsüberblick. In *StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet*, Hrsg. Christoph Neuberger und Volker Gehrau, 33-96. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Neuberger, Christoph, und Volker Gehrau, Hrsg. 2011. *StudiVZ. Diffusion, Nutzung und Wirkung eines sozialen Netzwerks im Internet*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Neumann-Braun, Klaus, und Ulla P. Autenrieth, Hrsg. 2011. *Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web. Bildbezogenes Handeln und Peergroup-Kommunikation auf Facebook & Co*. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos, Ed. Fischer.
- Neumann-Braun, Klaus, und Ulla P. Autenrieth. 2011. Zur Einleitung. Soziale Beziehungen im Web2.0 und deren Visualisierungen. In *Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web. Bildbezogenes Handeln und Peergroup-Kommunikation auf Facebook & Co*, 1. Aufl, Hrsg. Klaus Neumann-Braun und Ulla P. Autenrieth. Baden-Baden: Nomos, Ed. Fischer.
- Neumann-Braun, Klaus, und Dominic Wirz. 2009. *Kollektive Prozesse der Selbstdarstellung in Social Network Sites*. Stuttgart.
- Facebook Users Average 7 hrs a Month in January as Digital Universe Expands*. 16.02.2010.
2012. *December 2011 – Top U.S. Web Brands*.
- Nordhus, Lotte. 2012. Die Schweizer Minarett-Initiative im Spiegel von Facebook. Eine Analyse der Diskussionen vor der Abstimmung 2009. *kommunikation@gesellschaft* 13.

- ODesk. 2012. Abuse Standards 6.2. Operation Manual For Live Content Moderators. <http://www.scribd.com/fullscreen/81877124> (Stand: 24. Februar 2012).
- Paas, Jörg. 2011. Schlusslicht. Faymanns falsche Facebook-Freunde. <http://www.tagesschau.de/schlusslicht/schlusslicht1752.html> (Stand: 20. Februar 2012).
- Pader, Stefan. 2010. Facebook überholt VZ-Netzwerke steigt zum Facebook überholt VZ-Netzwerke steigt zum Marktführer auf. <http://www.padersolutions.de/wordpress/2010/02/17/facebook-uberholt-vz-netzwerke-steigt-zum-marktfuhrer-auf/> (Stand: 24. Februar 2012).
- Papacharissi, Zizi. 2009. The virtual geographies of social networks. A comparative analysis of Facebook, LinkedIn and ASmallWorld. *New Media & Society* 11, 199-220.
- Partridge, Eric, Tom Dalzell, und Terry Victor, Hrsg. 2007. *The new Partridge dictionary of slang and unconventional English*. Reprint. London [u.a.]: Routledge.
- Patalong, Fran. 2001. Endlich: Die Jedi-Ritter sind eine Religion. <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,161677,00.html> (Stand: 28. Februar 2012).
- Pham, Kue. 2011. Besser feiern mit Facebook. <http://www.zeit.de/2011/24/P-Facebook> (Stand: 29. Februar 2012).
- Philipps, John. 2006. Deleuze and Guattari. <http://courses.nus.edu.sg/course/elljwp/deleuzeandguattari.htm> (Stand: 19. März 2012).
- Pinch, Trevor. 2007. *Where is the Goffman of the Internet?* Montreal.
- Pinch, Trevor. 2008. Technology and institutions: living in a material world. http://www.kultur.gu.se/digitalAssets/1305/1305964_Pinch_2008.pdf (Stand: 9. Januar 2012).
- Pinch, Trevor. 2008. *The Invisible Technologies of Goffman's Sociology*. Lissabon.
- Pinch, Trevor, und Kat Athanasiades. 2009. *Performing Online Interaction. From Market Pitchers to Mashups and Moshes*. Paper. Ithaca, New York.
- Pitzke, Marc. 2012. Facebook-Börsengang. Das Milliarden-Dollar-Face. <http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/0,1518,812831,00.html> (Stand: 24. Februar 2012).
- Plessner, Helmuth. 1975 [zuerst 1928]. *Die Stufen des Organischen und der Mensch*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes. 2010. Stalking. <http://www.polizei-beratung.de/opferinformationen/stalking.html> (Stand: 16. Februar 2012).
- Polly, Jean A. 1994. Birth of a Metaphor. The Nascence of Surfing the Internet. <http://www.netmom.com/about-net-mom/26-surfing-the-internet.html>.
- Proschofsky, Andreas. 2011. Facebook: Anonymität im Netz muss verschwinden. <http://derstandard.at/1311802351742/Kontrovers-Facebook-Anonymitaet-im-Netz-muss-verschwinden> (Stand: 1. März 2012).
- Przyborski, Aglaja, und Monika Wohlrab-Sahr. 2010. *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 3. Aufl. München: Oldenbourg.
- Qualman, Erik. 2010. Social Media Revolution. <http://www.socialnomics.net/2010/05/05/social-media-revolution-2-refresh/> (Stand: 22. Februar 2012).
- Quinn, Amy, Bonka Boneva, Robert Kraut, Sara Kiesler, Jonathon Cummings, und Irina Shklovski. 2003. Teenage Communication in the Instant Messaging Era. <http://www.cs.cmu.edu/afs/cs.cmu.edu/user/kraut/www/RKraut.site.files/articles/Quinn03-Teen%20IM%20submitted.pdf> (Stand: 1. Dezember 2011).
- Reckwitz, Andreas. 2008. *Unschärfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie*. 1. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Rehm, Georg. 2002. Schriftliche Mündlichkeit in der Sprache des World Wide Web. In *Kommunikationsform E-Mail*, Hrsg. Anne Ziegler und Christa Dürscheid: Stauffenburg.
- Resnick, Lauren B, Hrsg. 1991. *Perspectives on socially shared cognition*. 1. Aufl. Washington, DC.
- Reuters. 2008. Porn passed over as Web users become social. <http://www.reuters.com/article/2008/09/16/us-internet-book-life-idUSSP31943720080916> (Stand: 22. Februar 2012).
- Richter, Thomas. 2010. Gegenreaktionen. <http://www.heise.de/tp/artikel/32/32738/1.html> (Stand: 12. Dezember 2011).
- Riggins, Stephen H, Hrsg. 1990. *Beyond Goffman. Studies on communication, institution, and social interaction*. Berlin ;, New York: Mouton de Gruyter.
- Roesler, Alexander, und Bernd Stiegler, Hrsg. 2005. *Grundbegriffe der Medientheorie*. Paderborn: Fink.

- Roth, Philipp. 2012. Facebook Nutzerzahlen 2012 in Deutschland und Weltweit. <http://allfacebook.de/news/facebook-nutzerzahlen-2012-in-deutschland-und-weltweit> (Stand: 15. Februar 2012).
- Roth, Philipp. 2012. Infografik: Gefälschte Profile auf Facebook – 97% sind "weiblich". http://allfacebook.de/zahlen_fakten/infografik-gefalschte-profile-auf-facebook-97-sind-weiblich (Stand: 15. Februar 2012).
- Rubin, Alan M, Elizabeth M. Perse, und Robert A. Powell. 1985. Loneliness, parasocial interaction, and local television news viewing. *Human Communication Research* 12, 155-180.
- Ruffing, Reiner. 2009. *Bruno Latour*. Paderborn: W. Fink.
- Samakow, Jessica. 2012. Facebook Nurse-In. 60 Breastfeeding Moms Protest At Facebook Headquarters. http://www.huffingtonpost.com/2012/02/08/facebook-nurse-in-60-brea_n_1263532.html (Stand: 11. März 2012).
- Sanghvi, Ruchi. 2006. *Facebook Gets a Facelift*.
- Sannicolos, Nikki. 1997. Erving Goffman, Dramaturgy, and On-Line Relationships. *Cybersociology Magazine* 1.
- Sassen, Saskia. 2009. Die Dialektik von Welt und Nation. Zur Transformation von Territorium, Autorität und Recht. In *Das Ende des Kasino-Kapitalismus? Globalisierung und Krise*, 1. Aufl, Hrsg. Blätter für deutsche und internationale Politik, 107-116. Berlin: Blätter Verlagsges.
- Schäffer, Burkhard. 2007. „Kontagion“ mit dem Technischen. Zur dokumentarischen Interpretation der generationenspezifischen Einbindung in die Welt medientechnischer Dinge. Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In, Hrsg. Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl, 45-67: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schleifer, Jennifer. 2012. Fragliche Definition. Aktiver Nutzer auf Facebook. http://www.telekom-presse.at/Fragliche_Definition_Aktiver_Nutzer_auf_Facebook.id.18666.htm (Stand: 15. Februar 2012).
- Schmidt, Jan. 2004. Review: Joachim R. Höflich (2003). Mensch, Computer und Kommunikation. Theoretische Verortungen und empirische Befunde. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research*.
- Schmidt, Jan-Hinrik. Zum Strukturwandel von Kommunikation im Web 2.0. *sinnstiftermag - Kommunikation und Kirche*.
- Schmidt, Jan-Hinrik. 2009. *Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. Berlin: Vistas.
- Schmidt, Jan-Hinrik. 2009. *Persönliche Öffentlichkeiten und Privatsphäre von Jugendlichen auf Netzwerktopplattformen*. Stuttgart.
- Schneiderbauer, Christian, Hrsg. 2001. *Daily Talkshows unter der Lupe. Wissenschaftliche Beiträge aus Forschung und Praxis*. München: Fischer.
- Schröer, Norbert, und Oliver Bidlo, Hrsg. 2011. *Die Entdeckung des Neuen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schulsozialarbeiter. 2012. Sexualekunderollensspiele in der Schule. Gespräch.
- Schulz, Irene. 2009. *Mediatisierte Kommunikation und der Wandel von Beziehungsnetzen im Jugendalter*. Stuttgart.
- Schulze, Gerhard. 1993. *Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. 4. Aufl. Frankfurt/Main ;, New York: Campus-Verl.
- Schumann, David W, und Esther Thorson, Hrsg. 1999. *Advertising and the World Wide Web*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Schütz, Alfred. 2004 [zuerst 1934]. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Konstanz: UVK-Verl.-Ges.
- Schützeichel, Rainer, Hrsg. 2007. *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Selwyn, Neil. 2007. *'Screw Blackboard... do it onFacebook!': an investigation of students' educational use of Facebook*. London.
- Settersten, Richard A. 2006. *Becoming Adult. Meanings and Markers for young Americans*.
- Soeffner, Hans-Georg. 1986. Handlung Szene Inszenierung. Zur Problematik des "Rahmen" Konzepts bei der Analyse von Interaktionsprozessen. In *Kommunikationstypologie. Handlungsmuster, Textsor-*

- ten, *Situationstypen*. Jahrbuch ... / Institut für Deutsche Sprache, Bd. 1985, Hrsg. Werner Kallmeyer, 73-91. Düsseldorf: Schwann.
- Sonderforschungsbereich Transregio 29. 2012. Teilprojekt B4: Multimodale Nutzerinterfaces - Ableitung HLB-spezifischer Gestaltungskriterien und Interaktionsformen. <http://www.lps.ruhr-uni-bochum.de/tr29/projektbereiche/TPB4/index.htm> (Stand: 25. Februar 2012).
- Spagnolli, Anna, Matthew Lombard, und Luciano Gamberini. 2009. Mediated presence: virtual reality, mixed environments and social networks. *Virtual Reality* 13, 137-139.
- Statistisches Bundesamt Deutschland. 2010. Bevölkerung nach Altersgruppen, Familienstand und Religionszugehörigkeit. <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/Content75/AltersgruppenFamilienstand,templateId=renderPrint.psml> (Stand: 24. Februar 2012).
- Stöcker, Christian. 2007. Community als Markt. Facebook verschenkt sich selbst. <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/0,1518,484983,00.html> (Stand: 24. Februar 2012).
- Strauss, Anselm L, und Juliet M. Corbin. 1996. *Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion.
- sueddeutsche.de. 2010. Facebook. Der Chef schweigt zu konkreten Schritten. <http://www.sueddeutsche.de/digital/facebook-zuckerberg-gibt-sich-kleinlaut-1.949054-2> (Stand: 17. März 2012).
- Thallmair, Alexandra, und Patrick Rössler. 2001. Parasoziale Interaktion bei der Rezeption von Daily Talkshows. Eine Befragung von älteren Talk-Zuschauern. In *Daily Talkshows unter der Lupe. Wissenschaftliche Beiträge aus Forschung und Praxis*, Hrsg. Christian Schneiderbauer, 197-207. München: Fischer.
- Thiedeke, Udo. 2008. Die Gemeinschaften der Eigensinnigen. Interaktionsmediale Kommunikationsbedingungen und virtuelle Gemeinschaften. In *Internet - Bildung - Gemeinschaft*, 1. Aufl, Hrsg. Friederike von Gross, Winfried Marotzki und Uwe Sander, 45-73. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.
- Tholen, Georg C. 2005. Medium, Medien. In *Grundbegriffe der Medientheorie*, Hrsg. Alexander Roesler und Bernd Stiegler, 150-172. Paderborn: Fink.
- Tonkelowitz, Mark. 2011 [Update 2011]. *Interesting News, Any Time You Visit*.
- Tufekci, Zeynep. 2007. Can You See Me Now? Audience and Disclosure Regulation in Online Social Network Sites. *Bulletin of Science, Technology & Society* 28, 20-36.
- Tufekci, Zeynep. 2008. Grooming, Gossip, Facebook and Myspace. *Information, Communication & Society* 11, 544-564.
- Tully, Claus J, Hrsg. 2009. *Multilokalität und Vernetzung. Beiträge zur technikbasierten Gestaltung jugendlicher Sozialräume*. Weinheim, München: Juventa-Verl.
- United States Securities and Exchange Commission. 2012. Amendment No. 2 to Registration Statement on Form S-1. <http://www.sec.gov/Archives/edgar/data/1326801/000119312512101422/d287954ds1a.htm> (Stand: 9. März 2012).
- Utz, Sonja. 2010. Show me your firends and I will tell you what type of person you are. How one's profile, number of friends, and type of friends influence impression formation on social network sites. *Journal of Computer-Mediated Communication* 15, 314-335.
- van Dijk, Jan. 1999. *The network society. Social aspects of new media*. London: Sage Publications.
- Vogelsang, Axel. 2011. Grafikdesign in Zeiten von Facebook. Kommunikationsdesign und das Web2.0. In *Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web. Bildbezogenes Handeln und Peergroup-Kommunikation auf Facebook & Co*, 1. Aufl, Hrsg. Klaus Neumann-Braun und Ulla P. Autenrieth, 285-300. Baden-Baden: Nomos, Ed. Fischer.
- Völkerling, Jörg. 2012. Facebook-Mörder vor Gericht. Linda beim ersten Date getötet! <http://www.bild.de/news/inland/facebook/moerder-vor-gericht-22149920.bild.html> (Stand: 11. März 2012).
- Walther, Joseph B. 1996. Computer-Mediated Communication. Impersonal, Interpersonal, and Hyperpersonal Interaction. *Communication Research* 23, 3-43.
- Walther, Joseph B, und Judee K. Burgoon. 1992. Relational Communication in Computer-Mediated Interaction. *Human Communication Research* 19, 50-88.

- Walther, Joseph B, David C. Deandrea, und Stephanie T. Tong. 2010. Computer-Mediated Communication Versus Vocal Communication and the Attenuation of Pre-Interaction Impressions. *Media Psychology* 13, 364-386.
- Walther, Joseph B, David Smahel, und Patricia Greenfield. 2006. Connecting Developmental Constructions to the Internet. Identity Presentation and Sexual Exploration in Online Teen Chat Rooms. *Developmental Psychology* 42, 395-406.
- Walther, Joseph B, Brandon van der Heide, Sang-Yeon Kim, David Westerman, und Stephanie T. Tong. 2008. The Role of Friends' Appearance and Behavior on Evaluations of Individuals on Facebook: Are We Known by the Company We Keep? *Human Communication Research* 34, 28-49.
- Webster, Frank, und Raimo Blom, Hrsg. 2004. *The information society reader*. London ;, New York: Routledge.
- Wellman, Barry, Jeffrey Boase, John B. Horrigan, und Lee Rainie. 2006. *The Strength of Internet Ties. The internet and email aid users in maintaining their social networks and provide pathways to help when people face big decisions*.
- Wiedemann, Carolin. 2011. Facebook - Das Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung. In *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*, 1. Aufl, Hrsg. Oliver Leistert und Theo Röhle, 161-181. Bielefeld: transcript.
- Wikipedia. 2012. Cruising. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?oldid=100439490> (Stand: 9. März 2012).
- Wikipedia. 2012. Selbstverletzendes Verhalten. <http://de.wikipedia.org/w/index.php?oldid=100599774> (Stand: 10. März 2012).
- Winter, David. 1996. Pong-Story. <http://www.pong-story.com/intro.htm> (Stand: 27. Februar 2012).
- Wright, Michelle F. 2011. The associations between young adults ' face-to-face prosocial behaviors and their online prosocial behaviors. *Computers in Human Behavior* 27, 1959-1962.
- Wüstenhagen, Claudia. 2011. Soziologie: Facebook hilft den Schüchternen. <http://www.zeit.de/zeit-wissen/2011/01/Freundschaft/seite-4> (Stand: 3. Februar 2012).
- Young, Kristy. 2011. Social Ties, Social Networks and the Facebook Experience. *International Journal of Emerging Technologies and Society* 9, 20-34.
- Zarghooni, Sasan. 2008. *A Study of Self-Presentation in Light of Facebook*. Paper. Oslo.
- Ziegler, Anne, und Christa Dürscheid, Hrsg. 2002. *Kommunikationsform E-Mail*: Stauffenburg.
- Ziemann, Andreas. 2011. Handlung und Kommunikation. Eine situationstheoretische Reformulierung. In *Die Entdeckung des Neuen*, Hrsg. Norbert Schröer und Oliver Bidlo. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Zillien, Nicole. 2006. *Digitale Ungleichheit. Neue Technologien und alte Ungleichheiten in der Informations- und Wissensgesellschaft*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Zimmer, Michael. 2010. Facebook's Zuckerberg: "Having two identities for yourself is an example of a lack of integrity". <http://michaelzimmer.org/2010/05/14/facebooks-zuckerberg-having-two-identities-for-yourself-is-an-example-of-a-lack-of-integrity/> (Stand: 30. Januar 2012).
- Zurawski, Nils. Zwei Bücher über Facebook. In *Phänomen „Facebook“*. Sonderausgabe von kommunikation@gesellschaft, Bd. 13, Hrsg. Nils Zurawski, Jan-Hinrik Schmidt und Christian Stegbauer.
- Zurawski, Nils, Jan-Hinrik Schmidt, und Christian Stegbauer, Hrsg. *Phänomen „Facebook“*. Sonderausgabe von kommunikation@gesellschaft, Bd. 13.

Abbildungsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Abbildung 1 – Schaubild „technisch vermittelte Interaktion“(Eigene Darstellung)..... | 28 |
| Abbildung 2 – Facebook-Nutzer (Eigene Darstellung) | 36 |
| Abbildung 3 –Facebook-Demographie in Deutschland (Roth 2012) | 37 |
| Abbildung 4 – Akteurskonstellationen auf SNS (Neuberger 2011: 44)..... | 40 |
| Abbildung 5 – Statusupdate (Facebook Inc. 2012) | 49 |
| Abbildung 6 - Vorgehen im Verlauf des Forschungsprozesses (Eigene Darstellung)..... | 64 |

Transkripte & Transkriptionsregeln

Die Transkripte der drei Gruppendiskussionen und der explorativen Frage auf Facebook befinden sich auf der beigelegten CD-R.

Transkriptionszeichen

| | |
|----------------------|--|
| L | markiert den Beginn einer Überlappung bzw. direkten Anschluss beim Sprecherwechsel |
| (.) | kurzes Absetzen, Pause bis unter einer Sekunde |
| (2) | Pause in Sekunden, ab vier Sekunden Notation in Extrazeile |
| hallo. | stark sinkende Intonation |
| hallo? | ansteigende Satzmelodie, deutliche Frageintonation |
| hallo, | schwach steigende Intonation |
| ha/ | Wort- bzw. Konstruktionsabbruch |
| <u>hallo</u> | auffällig betont |
| hallo | laut in Relation zur üblichen Lautstärke der Sprecherin |
| °hallo° | sehr leise in Relation zur üblichen Lautstärke der Sprecherin |
| haaaallo | Dehnung von Lauten, Häufigkeit der Laute entspricht in etwa der Länge der Dehnung |
| halli-hallo | |
| ne-ne-ne | zwei oder mehr Worte, die wie eines gesprochen werden (Wortverschleifung) |
| @hallo@ | lachend gesprochene Äußerungen |
| @(.)@ | kurzes Auflachen |
| @(3)@ | längeres Lachen mit Anzahl der Sekunden |
| {haut auf den Tisch} | |
| {Dm geht raus} | Kommentare zu parasprachlichen, nichtverbalen oder gesprächsexternen Ereignissen |
| (hallo) | Unsicherheit bei Transkription und schwer verständliche Äußerungen |
| (xxxxx) | unverständlich Äußerung, Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der unverständlichen Äußerung |
| //l: hmm// | Hörersignale der Interviewer werden im Text des jeweiligen Redners notiert, besonders, wenn sie in minimalen Pausen auftauchen |

Groß- und Kleinschreibung:

Satzzeichen sind hier Intonationszeichen – daher wird nach ihnen immer klein weitergeschrieben, die übliche Interpunktion (Kommata, Punkte etc.) wird nicht beachtet